PERSON UND SACHE

SYSTEM DES KRITISCHEN PERSONALISMUS

VON

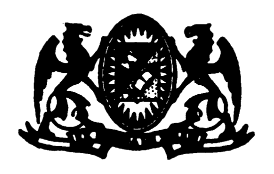
WILLIAM STERN



ZWEITER BAND

DIE MENSCHLICHE PERSÖNLICHKEIT

DRITTE UNVERÄNDERTE AUFLAGE
MIT EINEM BEGLEITWORT ZU BAND I, II, III



1 9 2 3

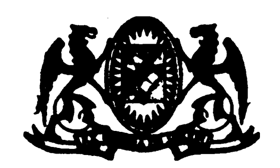
LEIPZIG · VERLAG VON JOHANN AMBROSIUS BARTH

DIE MENSCHLICHE PERSÖNLICHKEIT

VON

WILLIAM STERN

DRITTE UNVERÄNDERTE AUFLAGE
MIT EINEM BEGLEITWORT ZU BAND I, II, III



1923

LEIPZIG · VERLAG VON JOHANN AMBROSIUS BARTH

Rodardruck von C. G. Röder G. m. b. H., Leipzig

DEM ANDENKEN

MEINER GEFALLENEN SCHÜLER

Vorwort
zur ersten Auflage des zweiten Bandes
(Gekürzt)

Eine philosophische Theorie der menschlichen Persönlichkeit wird durch eine dreifache Notwendigkeit gefordert. Sie hat ein Teilgebiet im System der philosophischen *Weltanschauung* zu bilden; sie stellt eine unentbehrliche Grundlage dar für alle Einzelwissenschaften, die sich mit dem Menschen beschäftigen, insbesondere die sogenannten *Geisteswissenschaften*; sie liefert Leitgesichtspunkte für die auf Menschenbehandlung gerichtete *kulturelle Arbeit*.

Wenn es die Aufgabe der philosophischen Weltanschauung ist, die Ineinsbildung von *Welttheorie* und *Weltbewertung* zu vollziehen, so muß in ihrem Gesamtsystem die Lehre von der menschlichen Persönlichkeit eine geradezu zentrale Stellung einnehmen. Sofern die Menschen als Teile der Welt in deren Zusammenhänge und Geschehnisse eingeordnet sind, muß die theoretische Auffassung vom persönlichen Wesen und Wirken in Einklang stehen mit den allgemeinen Prinzipien der Welterklärung; sofern die menschliche Persönlichkeit Träger der Wertungsfunktion und der darauf gegründeten Lebensauffassung und -gestaltung ist, bildet sie den Mittelpunkt, um den die Hierarchie der objektiven Werte zentriert werden muß. Diese besondere Stellung der menschlichen Persönlichkeit „zwischen Welt und Wert" rechtfertigt es sachlich, daß in dem von mir zu schreibenden System der philosophischen Weltanschauung die Persönlichkeitslehre den zweiten mittleren Band bildet.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es darf wohl von diesem zweiten Bande ausgesprochen werden, daß in ihm derselbe Geist und die gleiche Grundüberzeugung lebt, die den ersten Band erfüllt. Natürlich wird man im einzelnen auf

manche Gesichtspunkte und Thesen stoßen, die dort fehlen oder anders formuliert waren; dies liegt zum Teil an der besonderen Zuspitzung des Personbegriffs auf menschliche Bestimmungen, zum Teil gewiß auch daran, daß im Verfasser noch das persönliche Merkmal der „Selbstentfaltung" wirksam ist. Er hofft, nicht zu einem Dogmatiker erstarrt zu sein, der da „iurat in verba ipsius" (was vielleicht noch schlimmer ist als das iurare in verba magistri); aber er hofft zugleich, daß sich die philosophische Grundanschauung, die er als kritischen Personalismus bezeichnet, in ungebrochener Einheitlichkeit über beide Bände erstreckt.

Eine zusammenfassende Einleitung soll dazu dienen, das vorliegende Buch auch ohne Kenntnis des I. Bandes verständlich zu machen; Kenner des I. Bandes werden ersucht, diese Einleitung (S. 1—13) zu überschlagen.

Die zweite Bedeutung der Persönlichkeitslehre liegt in ihren grundlegenden Beziehungen zu den sogenannten „Geisteswissenschaften". Mögen diese nun systematisch, geschichtlich oder normativ sein, sie alle haben irgendwie auf Menschen, menschliche Zielsetzungen, Leistungen und Schöpfungen Bezug zu nehmen; deshalb gehört eine bestimmte Überzeugung vom Zwecksystem, der Wesensbeschaffenheit, der Wirkungsweise und dem Erleben der menschlichen Persönlichkeit zu den Voraussetzungen einer jeden Geisteswissenschaft.

Zunächst ein Wort über die Psychologie. Sie ist nicht etwa mit der Persönlichkeitslehre identisch, vielmehr ein Teilgebiet von ihr, und von deren philosophischer Begründung durchaus abhängig. Denn der kritisch gefaßte Persönlichkeitsbegriff steht jenseits des Gegensatzes Psychisch—Physisch und ist deshalb ebenso anwendbar auf die Tatbestände des Bewußtseins, mit denen es die Psychologie zu tun hat, wie auf die körperlichen Lebensvorgänge, von denen die Physiologie handelt. Aber das eigentliche Kernstück der Persönlichkeitslehre hat es überhaupt nicht mit dieser Scheidung, sondern mit den psychophysisch neutralen Zwecken, Fähigkeiten und Taten der Person zu tun. Von diesen Kerngedanken aus muß daher erst die Psychologie ihre philosophische Ableitung, die Kategorien ihrer Erkenntnis und die Deutungen ihrer Ergebnisse erhalten. Daß die Psychologie einer solchen personalistischen Herleitung bedarf, habe

ich selbst bei meiner spezialwissenschaftlichen Arbeit in immer stärkerem Grade empfunden und kürzlich in der schon erwähnten Schrift „Die Psychologie und der Personalismus" zu erweisen gesucht. Das vorliegende Buch geht nun den umgekehrten Weg, indem es aus der neutralen Persönlichkeitstheorie zum Schluß eine Bewußtseinslehre und damit den Ausgangspunkt für eine personalistische Psychologie entwickelt.

Nicht so eindeutig ist das Verhältnis der Persönlichkeitslehre zu den Geisteswissenschaften im engeren Sinne, d. h. zu den Geschichts-, Kultur- und Normwissenschaften. Für diese bildet das menschliche Individuum nicht mehr den einzigen, oft genug nicht einmal den vornehmlichsten Gegenstand; daneben stehen vollberechtigte Forschungsziele, Methoden und Gesichtspunkte teils unterpersönlicher, teils überpersönlicher Art. So haben es jene Gebiete bald mit den sachlichen Bedingungen der menschlichen Umwelt, bald mit menschlichen Gemeinschaften (Völkern, wirtschaftlichen Einheiten), bald mit objektiven Kulturgebilden (Sprache, Recht, Kunst) und deren Forderungswerten zu tun. Aber auch diesen andersartigen Bestimmungen der Geisteswissenschaften gegenüber hat die Persönlichkeitslehre Wesentliches zu leisten, und zwar konstitutiv und regulativ. Auf der einen Seite muß sie ihren eigenen Grundbegriff, den der Persönlichkeit, so fassen, daß das relative Recht jener anderen Betrachtungsweise voll gewahrt bleibe: deshalb wird sie das Verhältnis der Persönlichkeit zu den sachlichen Bedingungen der Umwelt, die „Konvergenz" des Gebens und Empfangens, des Wirkens und Beeinflußtwerdens, und ferner das Verhältnis der Einzelpersönlichkeit zu dem ihr übergeordneten System überindividueller Zwecke als Hauptteile der Theorie zu entwickeln haben. Auf der anderen Seite muß die Persönlichkeitslehre dafür sorgen, daß jene unterpersönlichen und überpersönlichen Forschungsmotive nie zu Alleinherrschern der Geisteswissenschaften werden. Denn in alles geistige, historische und kulturelle Geschehen, mag es noch so machtvoll die Einzelindividuen in sich verstricken oder sich über sie erheben, gehen die Menschen doch ein in ihrer unaufgebbaren Eigenschaft, Persönlichkeiten zu sein; und diese Persönlichkeiten dürfen durch die geisteswissenschaftliche Arbeit nicht „entpersönlicht", nicht zu Sachen herabgedrückt werden; d. h.: sie dürfen weder aufgelöst werden,

als wären sie bloße Aggregate von Elementen, passive Empfänger mechanischer Reize, noch aufgesogen werden, als wären sie selber nichts als gleichgültige Elemente, Bruchstücke, Nummern in Einheiten höherer Art.

Diese grundlegende Aufgabe kann freilich nur ein Persönlichkeitsbegriff leisten, der weit abgerückt ist von dem verwaschenen und wissenschaftlich unzulänglichen Persönlichkeitsbegriff, wie er im volkstümlichen Denken, in der schöngeistigen Betrachtung, in der moralischen Erbauung fortwährend angewandt wird und auch ausreichen mag. Dadurch eben unterscheidet sich der kritische Personalismus vom „naiven", daß er durch eine neue Fassung persönlichen Seins, Tuns und Erlebens das Recht und die Begrenzung dieser Idee mit Strenge abzustecken versucht. Es gilt, eine Denkkategorie, die der exakten Handhabung entglitten war, wieder zurückzugewinnen und fruchtbar zu machen für den Aufbau der Wissenschaften.

Und nicht nur der Wissenschaften. Denn auch alle Praxis des Kulturschaffens wird entscheidend mitbestimmt durch die Auffassung, die man von Wesen und Bedeutung der menschlichen Persönlichkeit mitbringt. Dies gilt für Erziehung und Politik ebenso wie für Rechtsübung und soziale Tätigkeit, für die sittliche und religiöse ebenso wie für die künstlerische und intellektuelle Lebensgestaltung. Hier wird der kritische Personalismus zu erweisen haben, daß er gleich weit entfernt ist von einem einseitigen Individualismus, der nur das Recht und das Glück der Einzelindividuen kennt, wie von einem Sozialismus, in dem individuelle Eigenart und persönliche Freiheit ganz von dem Druck überpersönlicher Forderungen erwürgt wird. Der Personalismus wird den mächtigen Mechanisierungs- und Organisierungszug, der unserer Zeit ihr Gepräge gibt, zwar nicht rückgängig machen wollen — denn das wäre nicht nur eitles, sondern auch ein kulturwidriges Beginnen —, wohl aber in seine Schranken weisen, indem er ihm den Anspruch der Selbstzwecklichkeit bestreitet und ihn in ein lediglich dienendes Verhältnis bringt zu den (individuellen wie überindividuellen) Persönlichkeitszwecken und -werten des Daseins. Der Personalismus wird weiter alles Wirken auf Menschen nach Leistungsmöglichkeit und Begrenzung bestimmen; denn die personalistische „Konvergenzlehre" bekämpft einerseits den praktischen Empirismus, der da glaubt, durch äußere Einflüsse die Menschen be-

liebig zurechtkneten zu können — wie den Nativismus, der die angeborenen Züge der Persönlichkeit für starr gegeben und unbeeinflußbar ansieht. Der Personalismus wird schließlich dadurch, daß er die Teleologie der Persönlichkeit als wohlgegliedertes Zweck-System darstellt, allen Einseitigkeiten entgegentreten, die irgendeinen Einzelzweck zum alleinigen Wertungsideal und Handlungsmotiv des Menschen erheben möchten.

Solche philosophischen, geisteswissenschaftlichen und kulturellen Auswirkungen des Personalismus soll dieses Buch vorbereiten — freilich eben auch nur vorbereiten durch eine allgemeine Theorie der Persönlichkeit. Es enthält lediglich eine Theorie und verzichtet daher bewußt darauf, schon selbst die Folgerungen zu entwickeln für Wertlehre, Geisteswissenschaften und Kulturschaffen. Es enthält nur eine allgemeine Theorie und handelt daher noch nicht von der Varietätenfülle menschlicher Persönlichkeiten, mit der es die Geschichte, die differentielle Menschenkunde, die Charakterologie, die individualisierende Menschenbehandlung zu tun hat. Wohl aber hofft es, zu allen diesen großen und weitgesteckten Zielen Wegbereitungsarbeit zu leisten. Die Ausführung all jener Aufgaben selbst, die nach meiner Hoffnung der personalistischen Weltanschauung und Lebensgestaltung gesetzt sind, kann der Einzelne nicht allein auf seine Schultern nehmen. Er muß auf Mitarbeiter hoffen.

So mag dieses Buch, zusammen mit meinen anderen, früheren und künftigen philosophischen Schriften zu der Annäherung an dasjenige Ziel beitragen, welches jedem Werkschöpfer schließlich als höchstes vorschweben muß: daß er sich für die Weiterführung seines Werkes entbehrlich mache.

Hamburg, den 20. September 1917.

W. Stern.



Begleitwort zu Band I, II, III

Die systematische Darstellung der personalistischen Philosophie gelangt im Jahre 1923 in drei Bänden zum Abschluß.

Der erste Band, die „Ableitung und Grundlehre" enthaltend, erschien bereits 1906; er blieb lange fast unbemerkt, erst in den letzten Jahren wandte sich ihm eine gewisse Beachtung zu, die jetzt eine Neuausgabe nötig macht. Der zweite Band, „Die menschliche Persönlichkeit", wurde 1918 in erster, 1919 in zweiter Auflage veröffentlicht, er wird jetzt zum dritten Male herausgegeben. Als dritter abschließender Band tritt nunmehr die Wertphilosophie unter dem Titel „Werte und Normen" hinzu.

Eine Behandlung des Gesamtsystems in drei Bänden war schon im ersten Plan des Jahres 1906 vorgesehen; aber die dafür beabsichtigte Gliederung in sechs Hauptteile (vgl. Band I S. 30) hat sich beträchtlich verschoben. So manches, was nach dem ursprünglichen Entwurf in eigenen Halbbänden behandelt werden sollte, hat innerhalb der jetzigen Einteilung einen bescheideneren Platz erhalten; anderes ist in einer damals noch nicht vorauszusehenden Weise in den Vordergrund getreten. Nunmehr hat das System drei Hauptteile, die den drei Bänden entsprechen: Die allgemeine Philosophie und Weltlehre, Die Menschenlehre, Die Wertlehre. Mit diesen sucht es den Grundriß für ein neues Weltanschauungsbild zu entwerfen und die Leitlinien für die Normen der Lebensgestaltung zu ziehen. Dabei will das System durchaus als ein „offenes" betrachtet sein; so sehr es bemüht ist, die Grundlagen dogmatisch und kritisch zu sichern, so muß es sich in der Einzelausführung nicht selten damit begnügen, eine intuitiv geschaute Überzeugung auszusprechen, deren wissenschaftliche Nachprüfung und Rechtfertigung erst der Zukunft anheimzustellen ist, oder durch eine neue Art der geistigen Einstellung die Ansatzpunkte zum Weiterdenken, Ausgestalten und Umgestalten darzubieten.

Es ist nicht beabsichtigt, durch diese Weiterarbeit, soweit der Verfasser selbst daran beteiligt sein sollte, den Rahmen des vorliegenden Gesamtwerkes zu sprengen. Vielleicht, daß sich bei künftigen Bearbeitungen der drei Bände einzelne neue Wendungen der personalistischen Gedankenführung zwanglos einfügen lassen; im übrigen aber denkt der Verfasser an selbständige Behandlung von Sonderproblemen, wie er solche ja auch schon vorher vereinzelt unternommen hat[1]). So ist es sein Wunsch, noch einmal seine besonderen Arbeitsgebiete, die Psychologie und die Pädagogik, von der personalistischen Philosophie her eingehend zu begründen. Und ebenso hat er die Hoffnung noch nicht aufgegeben, die Ansätze zu einer „Teleomechanik" weiter auszubauen.

Sollte sich aber die Erwartung, noch selbst das Eine oder Andere durchführen zu können, nicht erfüllen, so bleibt ja noch jene andere, bereits früher ausgesprochene Hoffnung[2]), daß das schon jetzt Vorhandene auch andere in den Stand setze, den Faden der personalistischen Philosophie fortzuspinnen.

Die vorliegende Gesamtausgabe hat an dem Text des ersten und zweiten Bandes keine Änderungen vorgenommen. Hierfür war zunächst ein technischer Grund bestimmend; der Neudruck mußte vermittelst eines photographischen Vervielfältigungsverfahrens geschehen, das keine Textbearbeitung erlaubte. Wesentlicher aber war ein innerer Grund, namentlich für den ersten Band; dieser ist für mich selbst

[1]) Abseits vom Hauptwerk sind bisher folgende Schriften des Verfassers zum Personalismus erschienen (in zeitlicher Reihenfolge):

Der zweite Hauptsatz der Energetik und das Lebensproblem. Eine naturphilosophische Untersuchung. Zeitschrift für Philosophie u. philosophische Kritik, Bd. 121/122, 1913.

Vorgedanken zur Weltanschauung. (Niedergeschrieben 1901.) Leipzig, Barth, 1915.

Die Psychologie und der Personalismus. Leipzig. Barth, 1917.

Grundgedanken der personalistischen Philosophie. (Vortrag der Kant-Gesellschaft.) Berlin, Reuther & Reichard, 1918.

Die menschliche Persönlichkeit und ihr psychisches Leben. Zeitschr. für pädag. Psychol. 21, S. 1ff. 1920.

Außerdem kommt auch in den psychologischen Spezialwerken des Verfassers die personalistische Grundüberzeugung zur Geltung, und zwar um so deutlicher, je später sie verfaßt sind.

[2]) Am Schluß des Vorwortes zum II. Bande.

bereits historisch geworden und würde durch eine Überarbeitung unweigerlich die innere Einheitlichkeit und Geschlossenheit eingebüßt haben. Seit 1906 sind über die Kulturmenschheit Stürme hinweggegangen, die auch ihre Denkgesinnung und ihren metaphysischen Glauben beeinflussen mußten; und auch ich selbst habe, teils unter dem Eindruck jener welt- und geistesgeschichtlichen Bewegungen, teils infolge meiner immanenten Denkentwicklung, merkliche Wandlungen des Philosophierens durchgemacht. Wollte ich aber das inzwischen neu Erarbeitete in die alten Formulierungen — die ebenfalls schon das Denkergebnis vieler Jahre waren — hineinverweben, so wäre ein Zwittergebilde entstanden, das weder den Leser noch den Verfasser hätte befriedigen können.

Deshalb begrüßte ich es als willkommene Lösung, daß ich den dritten Band jetzt von meiner gegenwärtigen Auffassungsweise aus frei gestalten konnte[1]); und da ich die Wertlehre als Wertmetaphysik sah, so gehörten notwendig Betrachtungen hinein, die sich auf Grundprobleme des metaphysischen Weltbildes beziehen. So konnte ich die beiden ersten Bände in ihrer ursprünglichen Form unberührt lassen, ohne befürchten zu müssen, daß man in ihnen die letzte Fassung des personalistischen Gedankensystems sehen müßte; andererseits ist doch die Einheit der durchgehenden personalistischen Grundüberzeugung fest genug, um die Gesamtdarstellung als eine innerlich begründete Ganzheit erscheinen zu lassen.

Der Abschluß des Gesamtbuches erweckte das Bedürfnis zu einer zusammenfassenden Rückschau und Überschau. Ursprünglich bestand die Absicht, eine solche Schlußbetrachtung jedem Bande gleichlautend als Begleitwort mitzugeben, damit auch Leser der Einzelbände sich darüber orientieren können, an welcher Stelle der personalistischen Gedankenentwicklung jeder Band stehe. Der Umfang der Schlußbetrachtung verbot aber die Wiederholung; es wird nur dem Schlußband beigefügt. An dieser Stelle kann lediglich eine Andeutung seiner Absicht gegeben werden.

Der erste Teil behandelt das Verhältnis von Konstanz zu Entwicklung in den personalistischen Grundüberzeugungen der drei

[1]) Ein vor etwa 15 Jahren verfaßtes, fast vollständiges Manuskript zur Wertphilosophie wurde gänzlich beiseite geschoben.

Bände. Eine einheitliche Richtung des Gedankenfortschritts und der Akzentverschiebung wird dem rückschauenden Blick deutlich erkennbar: sie führt von einer vornehmlich naturphilosophischen zu einer wesentlich bedeutungsphilosophischen Betrachtungsweise. „Zuerst interessiert die Erklärung des Gegebenen, später mehr und mehr die Deutung seines Sinnes."

Unter den Gedankenmotiven des ersten Bandes spielt die an der Biologie orientierte Gegenüberstellung von Teleologie und Mechanismus eine richtunggebende Rolle; jene Alternative wird unter der Bezeichnung Person/Sache zur allgemeinen Weltproblematik erhoben, eine neue Lösung wird versucht. — Im zweiten Bande, der vom Menschen handelt, überbaut sich der Kategorie der realen Person die der ideellen Persönlichkeit. Wird der Mensch durch den Begriff der Konvergenz noch in seiner biologischen Bedingtheit gefaßt, so bringt der neue Begriff der Introzeption nun die Wendung; denn er sucht den Sinngehalt der menschlichen Persönlichkeit auszudrücken. — Im dritten Bande ist dieser Introzeptionsbegriff zum Mittelpunkt der ethischen Betrachtung geworden; der kategorische Imperativ lautet: „Introzipiere!" d. h. „Gestalte Dein Ich mikrokosmisch zur Persönlichkeit, indem Du den Dienst für die Nicht-Ich-Werte Deinem individuellen Selbstwerte einverleibst." Aber diese mikrokosmische Normsetzung erhebt sich erst auf einem makrokosmischen Unterbau. Die Wertphilosophie tritt auf als allgemeine Bedeutungsmetaphysik, die den Charakter eines konkreten Idealismus hat. In ihr sind die „Personen" das „In-sich-Bedeutsame", die „Sachen" das „Für-andere-Bedeutsame", aber zwischen diese beiden Formen des Selbstwertes und des Sach- oder Dienstwertes schiebt sich jetzt als Mittelbegriff der „Strahlwert" als das „In-anderen-Bedeutsame" ein.

Im zweiten Teil sucht das Begleitwort die Frage zu beantworten, was der kritische Personalismus den Wissenschaften zu geben habe. Da die Anlage des Werkes nicht nach den wissenschaftlichen Einzeldisziplinen gegliedert sein kann, so sind Andeutungen und Ausblicke für diese verstreut an verschiedenen Stellen, zuweilen auch nur zwischen den Zeilen zu finden; sie werden nun auf kurze Formulierungen gebracht, und zwar für folgende Gebiete: Erkenntnistheorie, exakte Wissenschaften, Biologie, Psychologie, Kulturwissenschaften. Hier mußte manches gesagt werden, was sehr hypothetisch, ja was

den vorwaltenden Anschauungen in den einzelnen Disziplinen paradox erscheinen muß, auch manches, was als bloße Zukunftsmöglichkeit auftritt. Aber mir scheint, daß gerade der Philosoph zu solchen Vorwegnahmen das Recht hat und den Mut haben soll. Der Umstand, daß er der Augenblicks-Situation und Problematik der Spezialwissenschaften ferner steht als deren Fachvertreter, ist nicht lediglich ein Nachteil; er hat dadurch eine Freiheit, die ihm gestattet, manches in anderem Licht und vor allem in neuen und weiteren Zusammenhängen zu sehen. — Übrigens beginnt ja die Isolierschicht, die lange zwischen dem Personalismus und den Einzelwissenschaften bestand, langsam zu schmelzen. In Psychologie und Kulturwissenschaften wird eine Annäherung schon deutlich. Vielleicht werden auch die exakten und biologischen Wissenschaften mit der Zeit die Entdeckung machen, daß hier ein philosophisches Gedankensystem besteht, das ihnen etwas zu sagen und zu bieten hat.

Nicht viel besser als bei den Spezialwissenschaften war es dem kritischen Personalismus auf seinem eigensten Heimatgebiet, der Philosophie, ergangen. Für ein Jahrzehnt und länger traf die Voraussage des ersten Vorworts (1906) zu: die Resonanz der zeitgenössischen Fachwelt blieb aus. Der Personalismus wich in seiner Bejahung der Metaphysik zu sehr ab von der erkenntniskritischen Vorsicht der Zeit, in seinen Problemstellungen und Antwortsversuchen zu sehr von den vorherrschenden inhaltlichen Interessen der Fachphilosophie. Aber auch hier hat die Zurückhaltung, die bis zur Nichtachtung ging, ihren Höhepunkt überschritten. Verwandte Lehren — zum Teil von ganz anderen Voraussetzungen herkommend — werden an verschiedenen Stellen entwickelt, und das Verlangen wird rege, den Personalismus mit den anderen philosophischen Richtungen der Gegenwart zu vergleichen und an ihnen zu messen. Daß die Neuausgabe der früher erschienenen Bände jetzt nötig ist, darf als äußeres Zeichen des steigenden Interesses gedeutet werden; ich möchte hoffen, daß der gleichzeitig möglich gewordene Abschluß der Gesamtdarstellung auch den Abschluß der Latenzepoche darstellt. Daß man ihr zustimme, kann die personalistische Philosophie nicht beanspruchen, wohl aber, daß man sich mit ihr auseinandersetze.

Hamburg, im Dezember 1922.

W. Stern.

Inhalt des II. Bandes.

Einleitung.
Begriff der Person.

Einleitung: Begriff der Person.

Der Personbegriff ist in seinem Ursprung und in seiner landläufigen Anwendung durchaus auf den Menschen beschränkt. Wenn wir im System des kritischen Personalismus den Versuch machten, ihn über dies Gebiet hinaus zu erweitern und auf alle Seinsformen anzuwenden, die als wirkliche Ganzheiten zu betrachten sind, so waren wir uns wohl bewußt, damit ins Spekulative zu geraten und auf starken Widerspruch zu stoßen. Als allgemeine Weltanschauung wird der kritische Personalismus seinem Wesen nach stets eine Glaubensüberzeugung bleiben, die nicht mit mathematischer Strenge dem Widerstrebenden bewiesen werden kann — wenn auch noch so starke Wahrscheinlichkeiten und fruchtbare Folgerungen auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Theorie und noch so starke Forderungen auf dem Gebiete des Wertens für sie sprechen mögen.

Anders steht es aber dort, wo der Personbegriff allein auf seinen ursprünglichen und ureigensten Geltungsbezirk bezogen werden soll. Daß der Mensch Persönlichkeit sei, ist nicht metaphysische Spekulation, auch nicht ein mehr oder weniger sicherer Glaube, sondern das Gewisseste, das es gibt; und es mußte die Wissenschaft vom Menschen erst einen merkwürdigen Grad von Wirklichkeitsfremdheit erreichen, um zu der Meinung zu kommen, sie könne jener Urgewißheit bei den Betrachtungen des Menschen entraten. Wie absonderlich ist in der Tat dieser Standpunkt, der weite Gebiete der Menschenforschung beherrscht! Hiernach wird jedes Individuum möglichst weitgehend analysiert, aufgelöst in seine körperlichen Teile und Funktionen, in seine seelischen Inhalte, Akte und Fähigkeiten, in seine sozialen und kulturellen Einzelleistungen; immer tiefer dringt man ein in die Kenntnisse der Elemente und Elementarvorgänge, in die Gesetzmäßigkeiten,

welche die Beziehungen dieser Elemente beherrschen — aber der auf die Elemente geheftete Blick wurde blind für die Ganzheit des Individuums; man achtete so sehr auf das, was im und am Menschen war, daß der Mensch darüber vergessen wurde. Man kannte nur noch Aggregate psychophysischer Tatbestände, nicht mehr Personen. Überall wo der Mensch Gegenstand der Forschung war, machte sich diese unpersönliche Betrachtungsweise breit, in der Physiologie ebenso wie in der Psychologie, in der Ethik ebenso wie in der Geschichte und Soziologie — und wo sich selbst der instinktive Sinn der Forscher gegen diese Entpersönlichung des Menschen sträubte, da entbehrte er doch der philosophischen Grundlage, von der aus ein anderer Standpunkt gerechtfertigt werden konnte.

Eine solche Grundlage soll in dem vorliegenden Buch gegeben werden. Es will die Lehre vom Menschen nicht gründen auf ein Schema des sezierten (d. h. in seine körperlichen und seelischen Elemente zerlegt gedachten) Menschen, sondern auf ein Bild der einheitlich ganzen lebensvollen Persönlichkeit, die in allen zahllosen Zweckbeziehungen zur Außenwelt ebenso ihre Einheit wahrt wie in der Erscheinungsfülle ihres inneren Erlebens. Erst von einem solchen Persönlichkeitsbilde aus werden dann jene „Sektionsbefunde", also die künstlichen Erzeugnisse der Analyse, die bisher im Vordergrunde des Interesses standen, Sinn und Bedeutung erhalten.

Das philosophische Rüstzeug dieser Persönlichkeitslehre ist der allgemeinen Weltanschauung des kritischen Personalismus entnommen, deren Ableitung und Grundlegung im ersten Bande von „Person und Sache" gegeben worden ist; deshalb muß durch eine kurze Rückerinnerung an die dort entwickelten Hauptbegriffe die Voraussetzung für unsere jetzige Betrachtung gewonnen werden. An einigen Stellen freilich wird auch diese einleitende Betrachtung bereits einige Gedanken andeuten müssen, die dem älteren Buche noch fehlten, so die Begriffe der Introzeption und der Konvergenz.

Unter „Person" wird verstanden „ein solches Existierendes, das trotz der Vielheit der Teile eine reale eigenartige und eigenwertige Einheit bildet und als solche,

trotz der Vielheit der Teilfunktionen, eine einheitliche zielstrebige Selbsttätigkeit vollbringt"[1]).

Der Gegenbegriff der Person ist die „Sache". „Sie ist ein solches Existierendes, das, aus vielen Teilen bestehend, keine reale eigenartige und eigenwertige Einheit bildet, und das, in vielen Teilfunktionen funktionierend, keine einheitliche zielstrebige Selbsttätigkeit vollbringt."

I. Die Grundmerkmale der Person: Vieleinheit, Zweckwirken, Besonderheit.

Nach obiger Definition sind in der Person die drei Denkkategorien Substantialität, Kausalität und Individualität untrennbar miteinander verbunden. Jede Person ist, als Ganzes, Substanz, d. h. etwas selbständig Existierendes; sie ist, als Ganzes, Kausalität, d. h. etwas von innen heraus Wirkendes; sie ist, als Ganzes, Individualität, d. h. etwas, das nach Wesenheit und Bedeutung sich der Welt gegenüber absondert. Über diese drei Merkmale der Person noch einige Erläuterungen.

Substantialität kommt der Person nur als einer ganzen zu. Damit ist ausgesprochen, daß ihr Wesen und Dasein an dem Gesamtgebilde haftet, nicht an den Elementen (seien es physische oder psychische), die in ihr enthalten sind. Die Person besteht aus Teilen (Zellen und Atomen, Vorstellungen und Gefühlen usw.); aber sie ist weder die bloße Summierung dieser Teile noch selber ein bevorzugter Teil innerhalb der Summe. Einerseits keine Summierung: damit wird der „Impersonalismus" bestritten, der da behauptet, nur die Elemente seien wahrhaft existierend und alles andere sei nur Komplexion aus diesen Elementen. Andererseits ist die „Person" kein bevorzugter Einzelteil innerhalb der Summe: damit wird der „naive Personalismus" bestritten, der da behauptet, daß der personale Kern jeder Person als einfaches „Seelenwesen" noch neben allen anderen dazugehörigen Teilen seine Existenz

[1]) Person und Sache I, S. 16. — Die besondere Formulierung des Begriffs der „Persönlichkeit" in Unterscheidung von dem allgemeineren Begriff der „Person" kann erst später erfolgen.



habe. Diesen beiden Standpunkten tritt der „kritische Personalismus“ gegenüber mit der These: Einheitliches Sein braucht nicht einfach zu sein. Die *unitas multiplex* ist ein letztes Geheimnis, das wir weder erklären noch aus der Welt schaffen können, sondern anerkennen müssen als die Grundlage unseres gesamten Weltdenkens.

Die eben genannte These bezieht sich aber nicht nur auf das Nebeneinander der Elemente, sondern auch auf das Nacheinander der Phasen. Einheitliches Sein braucht nicht starr zu sein. Die Person bleibt Substanz trotz des Wechsels und über dem Wechsel, der fortwährend an ihr abläuft; sie bleibt sie selbst, solange die beiden anderen Merkmale Kausalität und Individualität in ununterbrochener Stetigkeit von ihr gelten.

Der kritisch gedachten Person kommt Kausalität zu. Kausalität nicht in dem abgeleiteten mechanistischen Sinne eines Zusammenhanges der an ihr ablaufenden Geschehnisse, sondern in dem ursprünglichen Sinne des Wirkens. Die Person existiert, indem sie wirkt; und sie wirkt, damit sie existiere. Dasein und Tätigkeit sind in ihr unlösbar verknüpft; und deshalb haftet ihre Tätigkeit an ihr als einer ganzen, nicht an der Summe der Teile oder an einem einzelnen Teile. Gewiß vollziehen auch die in der Person enthaltenen Elemente Tätigkeiten; aber diese machen nicht in ihrer Gesamtheit das Tun der Person aus, sondern sind nur dessen Rohmaterial, Bedingung und Begrenzung. Der Beweis für diese eigene der Person zukommende Kausalität ist ihre Zielstrebigkeit. Denn die Tat der Person ist gerichtet, nicht blind. Wie sie hervorquillt aus der Person, so zielt sie zurück auf diese, ist der Behauptung und Erweiterung ihrer eigenen Existenz und dem innerlich angeeigneten Dienst für fremde Zwecke gewidmet. Demnach sind in der Person Kausalität und Teleologie zusammenfallend; die Person ist *causa finalis,* Entelechie. In der genauen Fassung dieser Zielstrebigkeit überwindet der kritische Personalismus wiederum die beiden oben genannten Gegen-Standpunkte. Der Impersonalismus leugnet die Existenz zielstrebiger Ursächlichkeit überhaupt und will das Geschehen im Menschen, das psychische wie das physische, aus zweckfremden mechanischen Kausalgesetzlichkeiten der Elementarprozesse ableiten. Der naive

Personalismus kennt nur eine von außen stoßende Absichtsteleologie, indem Gott der Welt, die Seele ihrem Körper die Richtung des Tuns gebe. Der kritische Personalismus dagegen vertritt eine immanente Teleologie: die Person als Ganze wirkt auf ihre Ganzheit im Sinne ihrer Ganzheit; all ihr Tun ist von dieser Tendenz durchtränkt, jenseits von Psychisch und Physisch; und die bewußte Zweckabsicht ist nur eine späte und letzte Ausstrahlung dieser umfassenden Zielstrebigkeit.

Verbinden wir diesen Gedanken der Zielstrebigkeit mit dem vorangegangenen der *unitas multiplex*, so ergibt sich, daß die Person nicht einen einfachen Einzelzweck in sich trägt, sondern eine Vielheit, die sich aber doch zur Einheit zusammenschließt, also ein System der Zwecke.

Die Person ist drittens Besonderheit. Ihre Ganzheit kann nur dadurch wirklich werden, daß sie sich in sich zusammenschließt und abgrenzt gegen die Welt und andere Personen. Jede Person ist „Individuum", so unzerlegbar („in-divisibile") im Innern, so scharf sich abhebend nach außen. Die Einheit des Bewußtseins auf psychischer Seite, die Einheit der organischen Gestaltung auf physischer Seite sind die beiden zusammengehörigen Erscheinungen dieses Individualisierungsprinzips. Aber über das bloße Sichabsondern hinaus ist die Person etwas Besonderes und als solche „Individualität", einmalig in ihrer Art. Trotz aller Übereinstimmung, durch welche Personen als Exemplare der Menschheit, Vertreter einer Rasse, Angehörige eines Geschlechts usw. sich gleichen, trotz aller weiteren und engeren Gesetzmäßigkeiten, die in allem persönlichen Geschehen walten, bleibt stets ein letztes Ureigenstes, wodurch jede Person jeder anderen als eine Welt für sich gegenübersteht.

Die bisher entwickelten drei Merkmale: Vieleinheit, Zielstrebigkeit, Besonderheit bilden die konstituierenden Merkmale des Personbegriffs. Erkennt man sie aber an, so ergeben sich sofort noch Folgerungen von weitestreichender Wichtigkeit; sie führen zu den Begriffen der Hierarchie der Personen, der Konvergenz mit der Welt, der psychophysischen Neutralität.

II. Person und Welt. (Hierarchie. Konvergenz.)

Um die beiden ersten Folgerungen zu entwickeln, müssen wir von dem Gegenbegriff zu „Person“ ausgehen. „Sachen“ nennen wir alle diejenigen Daseinsweisen, die nicht als individuelle selbstwirkende Ganzheiten aufgefaßt werden. Bezeichnend für eine „Sache“ ist demnach: daß sie Konglomerat, nicht Einheit, daß sie passiv, nicht selbsttätig, daß sie mit anderen vergleichbar, meßbar, vertauschbar, nicht individuell und einzigartig ist. Was an den „Sachen“ sich abspielt, strömt nicht aus deren eigenem Tun, sondern ist bedingt durch Kausalitäten, die über ihnen schweben als allgemeine Gesetzmäßigkeiten. Aus gleichem Grunde fehlt ihnen das selbstgesetzte Ziel des Geschehens; ihr Funktionieren ist blind, mechanisch; sie haben keinen Zweck in sich, können höchstens einem fremden äußeren Zweck dienstbar gemacht werden.

Stellt man die Begriffe „Person“ und „Sache“, wie eben geschehen, kontradiktorisch gegeneinander, so sind sie anscheinend unvereinbar; und wir müßten uns mit einem Dualismus zufrieden geben, daß in der Welt sächlicher Gesetzesmechanismus feindlich und schroff neben persönlichem Zweckwirken bestehe. Aber der kritische Personalismus vermag hier die Brücke zu schlagen. Auf doppelte Weise tritt persönliches Dasein mit der Welt der Sachen in reale Beziehung: innerlich in der Form der Hierarchie, äußerlich in der Form der Konvergenz.

Durch das Prinzip der Hierarchie geht der Begriff der „Sache“ überhaupt erst aus dem der Person hervor. Denn indem jede Person Viel-Einheit ist, bildet sie für die in ihr enthaltenen Elemente den Bestimmungsgrund. Die Elemente haben ihr als dem Ganzen zu dienen, die Zielstrebigkeiten der Person werden für deren Elemente zu Notwendigkeiten des Geschehens; da die Elemente im Zweckgeschehen der Person für einander eintreten müssen, sind sie vertauschbar und vergleichbar — kurz alle Merkmale der „Sachen“ treffen für die Elemente zu — nicht weil sie an sich „Sachen“ sind, sondern weil sie der sie umfassenden Person gegenüber dienend sind.

Auch die allgemeinsten Naturgesetzlichkeiten physikalischer und chemischer Art sind nichts anderes als die Formen, in denen die Allperson ihre ewigen Ziele den zu ihr gehörigen Elementen, d. h. der Gesamtheit alles Seienden, auferlegt. In knapper Formel kann man dieses Hervorgehen des Sachbegriffs aus dem Personbegriff so aussprechen: was von oben (als Ganzes) gesehen Person ist, ist von unten (als Summe von Teilen betrachtet) Sache[1]). Uns geht hier nur die Anwendung auf den Menschen an.

Also nur im Hinblick auf die übergeordnete Person sind die Elemente „Sachen" —, was sind sie an sich selber? Auch auf diese Frage ist die Antwort möglich, weil wir die Person als *unitas multiplex* fassen: jene Bestandteile einer Person müssen ihrerseits, sofern sie überhaupt eine selbständige Existenz haben, wieder Personen sein. Denn wir vermögen die Welt überhaupt nicht anders zu begreifen als bestehend aus individualisierten, zielstrebig wirkungsfähigen Substanzen, d. h. Personen. Da aber jede Vieleinheit wieder Vieleinheiten in sich befaßt, so entsteht eine in ihrer Stufenzahl unbestimmte Hierarchie von Personen verschiedener Größenordnung; in ihr ist jede Person — abgesehen von ihrer Personalität — Teil von höheren Personen und Einheitsband für niedere Personen. So ordnet sich die menschliche Persönlichkeit nach oben hin der Familieneinheit, der Volkspersönlichkeit, weiterhin der Menschheit als dienendes Element ein, während sie nach unten hin die niederen Personaleinheiten der Zellen, der Moleküle, der Atome unter sich befaßt. Durch die These von der Hierarchie hört die Welt auf, ein bloßes Nebeneinander von Substanzen zu sein; die Menschheit hört auf, ein bloßes Aggregat von Einzelindividuen zu sein; die Völker sind nicht nur Menschensummen, sondern reale „Personal"-einheiten von einheitlicher Wirkungsfähigkeit und Zwecksetzung.

An dieser einzigen Stelle werden wir auch in dem vorliegenden Buche gezwungen sein, den Persönlichkeitsbegriff auf Einheiten zu erweitern, die nicht mit dem menschlichen Einzelwesen zusammenfallen; aber auch hier soll uns die „Hierarchie der Per-

---

[1]) Dies Prinzip ist in Person und Sache I unter der Bezeichnung „teleomechanischer Parallelismus" ausführlich in seinen Folgerungen entwickelt worden. (S. 345 ff.)

sonen“ nur um der Folgerungen willen beschäftigen, die daraus für den Einzelmenschen erwachsen. Das Zwecksystem der menschlichen Persönlichkeit ist eben nicht zu verstehen, wenn man nicht ihre Aufgabe im Dienst überindividueller Personaleinheiten miteinbefaßt. Diese Dienstbarkeit macht, wie wir sehen, den Einzelmenschen im gewissen Sinne zur „Sache“; aber da er selber wiederum individuelle Person ist, kann er niemals nur Sache sein; daraus entsteht jener Grundwiderspruch im menschlichen Zwecksystem zwischen Heteronomie und Autonomie, ein Kampf, der nur durch ein nicht weiter auflösbares Mysterium, die Leistung der „Introzeption“, gelöst werden kann.

Allein das Verhältnis der menschlichen Person zur Welt erschöpft sich nicht nur in dieser inneren Beziehung des hierarchischen Über- und Untergeordnetseins. Vielmehr sieht sich der Mensch einer weiten Welt von Sachen und anderen Personen, von Natur und Kulturmächten gegenübergestellt — einer Welt, die außerhalb seiner ist und äußerlich zu ihm bleibt, und doch mit ihm in engster Wechselwirkung steht. Erst im Verhältnis zu dieser Außenwelt erhält der Begriff der Person seine ganze lebensvolle Wirklichkeit. Denn die Person bedarf der Welt, um sich zu vollenden. Die Außenwelt bietet die Reize, auf welche die Person reagiert; sie bildet das Material, an welchem die persönliche Kausalität angreift und aus welchem sich die Person als Gestaltung aufbaut sie schafft die Begrenzung und Determinierung, durch welche die vieldeutigen Tendenzen und Anlagen der Person erst zu eindeutiger Existenz zugespitzt werden. So ist die Welt für jede Person zwar einerseits Nicht-Ich, zweckfremdes Objekt, also „Außen“-Welt im eigentlichen Sinne — andererseits aber „Um“-Welt: Anreiz und Werkzeug persönlichen Wirkens, Hilfsmittel persönlicher Gestaltung. Dies positive, zweckbestimmte Verhältnis von Person und Umwelt bezeichnen wir als „Konvergenz“; und die Lehre von der Konvergenz wird das Mittelstück unseres Buches zu bilden haben.

III. Psychophysische Neutralität.

Unsere Begriffsbestimmung der Person hat nun noch eine weitere, zunächst negativ aussehende Folge, die aber in Wirklichkeit durch und durch positive Bedeutung hat. Keines der für die Person wesentlichen Merkmale: einheitliches Sein, zielstrebiges Wirken, Individualisierung — gehört lediglich der physischen oder lediglich der psychischen Seite des Daseins an; jedes Merkmal tritt vielmehr nach beiden Seiten hin in die Erscheinung und macht dadurch die Person zu etwas, was über dem Dualismus der Erscheinungen steht.

Der alte Gegensatz „Geist und Stoff" deckt sich also nicht mit dem hier aufgestellten Gegensatz „Person und Sache", sondern kreuzt sich mit ihm. Jahrhundertelang hat das Welt- und Menschheitsproblem gelitten an dem Zusammenwerfen dieser Begriffspaare. Man glaubte das Prinzip des Persönlichen, des Teleologischen mit dem Prinzip des Geistigen, des Seelischen identifizieren zu müssen, und ebenso das Gegenprinzip: des Stoffes, des Leibes, mit dem der Sache, des Mechanischen. Die Folge hiervon war eine große Verwirrung, sowohl auf Seiten der Geistes- wie der Naturphilosophie und weiterhin innerhalb der Weltanschauung überhaupt. Die Geistesphilosophie überschätzte den Begriff des Bewußtseins, weil sie glaubte, daß an ihn allein persönliche Tat, Zielstrebigkeit und Wertbetontheit gebunden sei — und sie mußte für die Existenz der Persönlichkeitswerte fürchten, sobald das Psychische einer rein sächlichen Betrachtungsweise zugänglich gemacht würde. Im Begriff des „Geistes" und „Geisteslebens" suchte man dann ein schillerndes Zwischengebilde zu schaffen, das sowohl der Vorzüge des Psychischen wie des Persönlichen teilhaftig sein sollte — ohne zu beiden Begriffen in ein klares Verhältnis zu kommen. Die Naturphilosophie ihrerseits glaubte, daß das Gebiet des Physischen als etwas Nicht-Psychisches auch etwas Nicht-Teleologisches sein müsse, und stellte sich mit Gewalt blind gegen die tausendfältigen Erfahrungen, welche für das Vorhandensein zielstrebigen Wirkens in der Welt körperlichen Lebens sprachen. Die wenigen aber, welche eine solche Teleologie anerkannten, meinten sofort, sie nur in der Form eines „Seelen"-Prinzips verstehen zu können.

Erst die entschiedene Abwendung der Begriffsbildung wie auch der Ausdrucksweise von jener Identifikation kann hier Klärung versprechen. Die Person ist nicht Geist oder Seele, sondern zielstrebige individuelle Einheit; und ihre seelischen wie ihre körperlichen Darstellungen erhalten erst durch jene psychophysisch-neutrale Zusammenfassung Existenz und Sinn. Aus diesem Grunde aber nimmt die Körperlichkeit der Person ebenso teil an ihrem Telos und dem zielstrebigen Tun wie die Geistigkeit. — Andererseits ist aber auch der Begriff der „Sache" psychophysisch-neutral. Es ist methodologisch möglich, die in der Person vorhandenen Elemente ohne Rücksicht auf die Zielstrebigkeit der Person zu behandeln, lediglich als Elemente, die von gewissen ihnen übergeordneten Gesetzmäßigkeiten bestimmt werden. Eine solche sächliche Betrachtung ist in gleicher Weise anwendbar auf physische Bestandteile wie auf Bewußtseinsinhalte. Wer das physische Leben aus der Mechanik der Atome erklären will, macht den Organismus zur „Sache"; wer die psychischen Vorgänge durch Assoziationsgesetze erklären will, macht das Bewußtsein zur „Sache".

Die Gegensatzpaare teleologisch-mechanisch (Person-Sache) und psychisch-physisch (Seele-Körper) stehen also aufeinander senkrecht. Zugleich wird nun das erste Gegensatzpaar zur eigentlichen Achse der Weltanschauung gemacht, während das andere zu der nach zwei Seiten sich erstreckenden Erscheinung des Wesens herabsinkt. Vorbereitet worden ist diese Wendung ja schon in dem sogenannten psychophysischen Parallelismus, der ebenfalls im Seelischen und Körperlichen nur zwei Seiten des Wesens sah; aber dieser hatte bisher noch versagt in der positiven Formulierung dessen, was jenen beiden Erscheinungsweisen zugrunde lag. Das Denken und die Ausdrucksweise bewegte sich eben noch immer in den Geleisen des alten Leib-Seelen-Gegensatzes, der somit auch nach seiner Entthronung weiterhin tatsächlich die Herrschaft führte. Erst indem man streng auf die Person nur solche Merkmale anwandte, die ihrer psychischen wie ihrer physischen Seite gemeinsam zukommen, wurde es möglich, sie jenseits von Physisch und Psychisch und doch positiv zu fassen. Jetzt kehrt sich die Betrachtung um: nur solange wir uns im Psychophysisch-Neutralen bewegen, dürfen wir hoffen, das Wesen

des Menschen so unmittelbar zu ergreifen, wie es unserer Erkenntnis überhaupt möglich ist; das Physische für sich dagegen und ebenso das Psychische für sich wird als etwas Abgeleitetes erscheinen. Der Organismus ist nichts Selbständiges mehr, aber auch das Bewußtsein nicht; beides geht auf in der ungeteilten Person.

Deshalb wird das Bewußtseinsproblem erst im Schlußteil dieses Buches zur Sprache kommen; dort aber wird es nun in einer anderen Weise behandelt werden können, als es irgend einer Psychologie bisher möglich war; denn jetzt vermag die Bedeutung des Bewußtseins für das wirkliche (psychophysisch-neutrale) Zweck- und Tatsystem der Person herausgestellt zu werden. Das psychische Erleben geht hervor und wird begriffen aus dem persönlichen Leben.

Unsere Einleitung beabsichtigte, eine Übersicht nur über diejenigen Merkmale des Personbegriffs zu geben, die in diesem Buche zur Behandlung kommen werden. Darum ist ein wesentliches Merkmal nicht erörtert worden, das des Wertes. Denn die Wertlehre bildet in sich noch einmal eine so selbständige Systematik, zumal sofern sie die Normwissenschaften begründet, daß sie besondere Behandlung in einem eigenen Buche erfordert. Die vorliegende Schrift stellt dar, was die menschliche Persönlichkeit ist, aber nicht, was sie gilt; sie stellt dar, wie die Welt der Sachen, die anderen Personen, die übergeordneten Gemeinschaften, die abstrakten Ideen sich zur menschlichen Persönlichkeit verhalten, aber nicht, was sie im Verhältnis zu ihr wert sind. Wenigstens nicht ausdrücklich stellt sie dies dar. Implicite freilich und für den tiefer schürfenden Leser erkennbar ist auch schon in der Seinslehre die Wertlehre mitenthalten. Insbesondere die Entwicklung des persönlichen Zwecksystems läßt an vielen Stellen Wertungsgesichtspunkte durchleuchten; und es lag kein Anlaß vor, diese Hindeutung als nicht zur Sache gehörig ängstlich zu vermeiden. Denn letzten Endes beruht der Grundunterschied im Wertsystem: der zwischen Selbstwerten und Fremdwerten, auf dem Unterschied im personalen Zwecksystem zwischen Selbstzweck und Fremdzweck. Und alle Einzelziele der Persönlichkeit sind nichts anderes als Wertverwirklichungen und Werterhöhungen.

A. Das Zielstreben der Persönlichkeit (Entelechie-Lehre).

Erstes Kapitel.

Das Zwecksystem der Persönlichkeit.

Da das Wesen der Person die ungeteilte Ganzheit ist, so muß jede theoretische Betrachtung, die sich nur von Teil zu Teil fortbewegen kann, ihr Gewalt antun. Denn jeder Teilbegriff, den die Erörterung vereinzeln muß, hat ja erst Sinn in dem Zusammenhang mit allen anderen Begriffen; und von welcher Seite wir auch die Person zu fassen und zu beschreiben versuchen, es ist immer nur eine Seite, die erst mit anderen Seiten zusammen das Ganze gibt.

Diese schmerzliche Grenze aller philosophischen Behandlung läßt sich nicht fortwischen; sie kann in ihrer Schädlichkeit nur gemildert werden durch zwei Hilfsmittel: einmal muß stets im Bewußtsein gehalten werden, daß die methodisch geforderte Vereinzelung eines Begriffs oder eines Gesichtspunktes nur eine künstliche ist, und daß erst die Verschränkung und Aufeinanderbeziehung aller Betrachtungen uns der Wahrheit, die eine Synthese ist, nähert; sodann muß als Ausgangspunkt derjenige Gesichtspunkt gewählt werden, der am allerzentralsten gelagert ist und daher am unmittelbarsten die Verknüpfung mit allen weiteren Begriffen zum Gesamtbild ermöglicht.

Von den drei Kategorien der Person: Vieleinheit, Zielstreben, Besonderheit, bildet nun die mittlere den so geforderten Ausgangspunkt. Denn nur die besondere Form der persönlichen Kausalität bietet uns die Gewähr, daß ihrem Träger wahrhaft einheitliches Sein (also Substantialität und Individualität) zukomme. Unserer Sinneswahrnehmung stellen sich auch die „Sachen" — z. B. ein Sandhaufen, eine Wolke — zunächst als einheitlich abgegrenzte Realitäten dar; daß sie es in Wahrheit nicht sind, wird

allein aus der Art ihrer kausalen Äußerungen erkannt; denn das, was an jenen Sachen vorgeht, kann restlos auf Teilvorgänge und die darüber herrschenden mechanischen Gesetzmäßigkeiten zurückgeführt werden. Nur dort, wo das an einem Gebilde ablaufende Geschehen nicht diese Reduktion zuläßt, wo vielmehr die Ursache des Geschehens an dem Gebilde als Ganzem haften muß, haben wir das Recht, dies Gebilde als reale Einheit, mithin als Person, aufzufassen.

Fragen wir aber, unter welchen Bedingungen eine solche kausal-mechanische Zurückführung grundsätzlich unmöglich ist, so muß die Antwort lauten: dort, wo das Geschehen stets in der Richtung auf eine dem Ganzen anhaftende Zielsetzung verläuft. Denn es ist logisch undenkbar, daß eine bloße Summierung von Teilgeschehnissen, die unbekümmert um den Gesamterfolg lediglich mechanischen Gesetzen folgen, dennoch immer wieder ein Gesamtziel hervorbringen, das in der Erhaltung und Entwicklung des Ganzen besteht. Damit haben wir das erkenntnistheoretische Kriterium gewonnen, an welchem wir die Person eindeutig und vollständig von der Nicht-Person unterscheiden können: dort, wo die Kausalität in der Form einer immanenten Zielstrebigkeit auftritt, ist das Gebilde, welches zugleich Quellpunkt und Zielpunkt des zielstrebigen Wirkens ist, eine Person[1]).

Der so geforderte Begriff der *causa finalis* ist nun noch einmal zu sondern in das im engsten Sinne kausale Merkmal, das „Wirken", und in das finale, die „Zielhaftigkeit". Das zeitliche Verhältnis beider Momente würde die eben genannte Reihenfolge für die Betrachtung nahelegen, das logische Verhältnis aber erheischt die umgekehrte Reihenfolge: denn erst die Tatsache, daß persönliche Ziele nicht nur passiv vorhanden sind, sondern aktiv dem Geschehen Richtung geben, unterscheidet die persönliche Kausalität grundsätzlich von der sächlichen. So ist es denn die Teleologie der Person, die uns das Verständnis ihrer Kausalität erschließt und durch diese hindurch allen weiteren Fortschritt der Betrachtung ermöglicht.

---

[1]) Ausführlicheres über diese Ableitung des „Kriteriums" in „Person und Sache" I, S. 136 f.

I. Das System der Selbstzwecke (Autotelie).

Zwecke kommen auch den Sachen zu: ein Buch, ein Geldstück, eine arbeitende Maschine, eine ablaufende Vorstellungsreihe (all dies sind „Sachen“) haben eine Bestimmung, der sie dienen. Aber diese Bestimmung liegt nicht in ihnen, sondern irgendwo außerhalb ihrer; ihre Zweckbestimmtheit ist „Heterotelie“. Die Person dagegen wird zur Person durch die Immanenz der Zweckbestimmtheit, sie ist sich selber Zweck, hat „Autotelie“. Was an ihr besteht und geschieht, ist — mittelbar oder unmittelbar, teilweise oder gänzlich — durch die Zielsetzung bestimmt, eine einheitliche Persönlichkeit zu behaupten und zu verwirklichen. Diesem Totalzweck ordnen sich alle Einzelzwecke unter und ein; und sie bilden, da die Person eine Ganzheit ist, innerhalb der Autotelie eine Systematik.

Die erste Gliederung dieser Systematik ist schon durch die eben gebrauchten Ausdrücke „behaupten“ und „verwirklichen“ angedeutet. Ihnen entsprechen die beiden Ziele „Selbsterhaltung“ und „Selbstentfaltung“.

Die Person strebt zunächst, sich zu erhalten in ihrem Dasein und Sosein, in ihrer Ganzheit und in ihrer Besonderung, in ihrer psychischen und in ihrer physischen Beschaffenheit; die eigene Vergangenheit soll nicht schlechthin vergangen sein, sondern durch die Gegenwart hindurch in die Zukunft übergeführt werden. Die von außen kommenden Einwirkungen der Umwelt werden nicht einfach hingenommen als beliebige Ummodelungen, Störungen und Zerstörungen, sondern erwidert, rückgängig und unschädlich gemacht. Das Ziel der Selbsterhaltung ist die conditio sine qua non des persönlichen Daseins überhaupt; es ist aber andererseits lediglich das persönliche Minimum. Die bloße reine Selbsterhaltung wäre die starre Ruhe und Unveränderlichkeit und darum eine Existenz, die sich von der Nichtexistenz nicht mehr unterschiede; sie bedarf daher der Ergänzung durch ein höheres Ziel, das erst die Bewegung und Lebendigkeit erzeugt.

Dies ist die Selbstentfaltung. Dem „Bleibe, was du warst“ überbaut sich das „Werde, was du bist“. Nicht nur die Vergangenheit soll in die Gegenwart hinübergerettet, sondern auch

die Zukunft soll in der Gegenwart vorbereitet werden; nicht nur Altes soll bewahrt, sondern auch Neues soll erzeugt werden. Selbstentfaltung: das bedeutet nach innen hin eine Steigerung alles dessen, was in und an der Person ist, ein Größerwerden an Physis und Psyche und ein Reicherwerden an Elementen und Beziehungen. Es bedeutet ein Sichselbstüberwinden zu neuen Daseinsformen hin, durch die aber die früheren nicht einfach abgelöst und erledigt werden, sondern in denen sie aufgehoben sind. Es bedeutet nach außen hin nicht nur ein Aufrechterhalten des Quotienten Person/Welt, sondern dessen ständige Verschiebung zugunsten der Person — also auch hier ein Hinausgehen über die bloße Selbstbehauptung.

Bildet das Selbsterhaltungsziel das ständig vorhandene personale Minimum, so stellt das Selbstentfaltungsziel ein nie voll verwirklichtes personales Maximum auf. Nie voll verwirklicht, weil einerseits jede erreichte Höhe stets wieder über sich selbst hinausweist, und weil andererseits das Aufeinanderprallen dieses Persönlichkeitsziels mit den persönlichkeitsfremden Faktoren der Welt schon jede einzelne Phase der Entwicklung begrenzt und beeinträchtigt.

Diese Betrachtung zwingt uns, den Begriff einer „reellen" Person von dem einer „ideellen" zu unterscheiden. Reell ist die Person, sowie sie in der Erfahrung tatsächlich auftritt als Konvergenzergebnis ihrer eigenen Zielsetzungen mit den äußeren Einflüssen; und diese reelle Person ist es, die ihr so gewordenes Wirklichsein in der Selbsterhaltung zu wahren strebt. Die ideelle Person aber ist jene, die der Selbstentfaltung entspräche, wenn diese (was ihrem Begriff zuwiderläuft) rein und unvermischt, und wenn sie ferner (was ihrem Begriff ebenfalls zuwiderläuft) in der Zeit vollendbar wäre. Ist der Begriff der ideellen Person zunächst ein negativer, als der der nicht erreichten Zielwirklichkeit, so ist er doch durch und durch positiv als der Begriff der immer tätigen Zielwirksamkeit; er setzt damit allerdings die Überzeugung voraus, daß die Selbstentfaltung nicht nur als Zweck, sondern auch als Antrieb in der Person lebt.

Wenn innerhalb der Person der ideelle Anteil besonders betont werden soll, bedienen wir uns für sie des volleren Ausdrucks „Persönlichkeit". Unter Persönlichkeit verstehen wir also die

Person, soweit durch ihre reale Gestaltung die in ihr waltende innere Bestimmung hindurchleuchtet. Die Person ist, als Kompromiß, immer wirklich; die Persönlichkeit ist, als Ideal, nie vollendet.

Das die Scheidung zwischen reeller und ideeller Person eine rein begriffliche ist, muß doch noch besonders betont werden. Denn das Bedürfnis des Menschen nach Anschaulichkeit und die Verbindung dieser theoretischen Gedankengänge mit Wertungen hat immer wieder dazu geführt, die ideelle Person zu isolieren gegen die reelle und ihr ein Sonderdasein zuzuweisen: sie wurde als „Seele" zu einem selbständigen Dinge, als intelligibler „Charakter" zu einem zentralen Wesenskern des Menschen erhoben; sie wurde innerhalb des Menschen zum alleinigen Wertträger gemacht, demgegenüber alles empirische Dasein wertfremd oder gar wertfeindlich sein sollte. Die Wertfrage bleibe hier unerörtert. Aber für die Seinsfrage dürfen wir nicht die Einheitlichkeit der persönlichen Autotelie vergessen; so wenig sich die beiden Ziele der Selbsterhaltung und Selbstentfaltung innerhalb der persönlichen Ganzheit tatsächlich trennen, so wenig löst sich irgendwie die ideelle Person tatsächlich von der reellen los.

Am allerwenigsten deckt sich der Begriff des Ideellen mit dem des Psychischen; denn die Selbstentfaltung und damit die Wirksamkeit eines ideellen Zieles ist genau so psychophysischneutral wie die Person überhaupt. Das Ziel einer Ausreifung der körperlichen Gestalt und einer Entwicklung der körperlichen Leistungsgebiete gehört genau ebenso der ideellen Person an, wie das Ziel einer Ausgestaltung seelischer Anlagen und geistigen Könnens; und das Bewußtsein des Ziels als einer unvollendbaren Aufgabe (eines „Ideals"), ist zwar die Begleiterscheinung für die höchsten Formen der reellen Person, darf aber nicht mit der ideellen Persönlichkeit selber verwechselt werden. Auch hier wird ein früher unentwirrbarer Gedankenknäuel erst lösbar durch die entschlossene Neutralisation des Personbegriffs. Das „Ideelle" hat innerhalb seiner keine irgendwie psychologische, sondern eine rein teleologische Bedeutung.

Betrachten wir nun jedes der beiden Ziele für sich allein, um zum Schluß wieder durch ihre gegenseitige In-Beziehung-Setzung zum Ganzen der Person zurückzukehren.

1. Das Ziel der Selbsterhaltung.

Omne ens in suo esse perseverare conatur — der sonst so teleologiefeindliche Spinoza hat in diesem Satz ein Grundzielstreben als Triebkraft des Weltgeschehens anerkannt. Und er hat noch weiter das „*esse*" gegliedert in *existentia* und *essentia,* welche Scheidung wir übernehmen müssen.

In der Tat ist die Selbsterhaltung jeder Person — sei sie Mensch, Tier oder Pflanze, sei sie Volk oder Gattung — zunächst und vor allem Daseinserhaltung und dann erst Wesenserhaltung. Nannten wir oben die Selbsterhaltung das personale Minimum, so war damit die Daseinserhaltung gemeint; denn das bloße Weiterbestehen als personales Ganzes ist ein Ziel, welches in keinem Augenblick aufhören darf wirklich zu sein, innerhalb dessen es auch keine Abstufung, keine qualitativen Unterschiede gibt, das völlig vorhanden ist oder völlig fehlt, — tertium non datur. Anders die Erhaltung des So-Seins. Die Wesenheit, welche die Person zu behaupten strebt, ist mannigfach an abgestuften Inhalten; ihr Verhältnis zur Außenwelt ist reich an Einzelbeziehungen. Und wenn die vollständige Wahrung aller dieser Merkmale auch das Endziel der Selbsterhaltung ist, so muß doch schon an dieser Stelle die Unstimmigkeit zwischen Ziel und Wirklichkeit einsetzen. Von zwei Seiten nämlich wird die restlose Durchführung der Wesenserhaltung unmöglich gemacht: von oben her durch das darübergelagerte Selbstentfaltungsziel, welches ja gerade auf Änderung der Inhalte und Beziehungen geht (dies Ziel kann z. B. in stürmischen Perioden jugendlicher Entwicklung das Beharrungsmoment des persönlichen Lebens ganz in den Hintergrund drängen); — von unten her durch Störungen der Welt, welche die weitere Begehung der bisherigen Lebenswege verhindern (in schwerer Krankheit z. B. kann das Streben nach Bewahrung der einzelnen Wesensmerkmale ganz zurücktreten hinter dem einzigen Ziel des personalen Minimums: der Existenzerhaltung).

So ist die Wesenserhaltung abstufbar und wandelbar; sie kann bei verschiedenen Merkmalen verschieden vollständig sein und in wechselnden Formen auftreten. Im Ganzen aber wird sie

wiederum von zwei Prinzipien regiert, je nachdem es sich um ihren konkreten bisher besessenen Wesens-Inhalt, oder um das Verhältnis der Wesenheit zur Welt handelt.

Die inhaltliche Wesenserhaltung ist die Beharrung. Was einmal inhaltliches Merkmal der Person geworden ist, wird von ihr mit der Tendenz zum Bleiben ausgestattet, um auch weiterhin ständig zur Bestimmung ihres Wesens beizutragen. Hering hat vor Jahrzehnten auf die Allgültigkeit dieses organischen Beharrungsgesetzes hingewiesen, indem er das „Gedächtnis" eine allgemeine Eigenschaft des organisierten Stoffes nannte; Semon hat für diese Eigenschaft das Wort „Mneme" eingeführt, um sie von dem rein psychologischen Gedächtnisbegriffe zu sondern; im kritischen Personalismus hat sich der Tatbestand einem viel größeren Gesamtsystem personaler Zielsetzung eingeordnet.

Über den üblichen Gedächtnisbegriff geht der Begriff des persönlichen. Beharrungszieles oder der „Mneme" in zwei Punkten hinaus Er ist psychophysisch neutral; denn das Beharrungsstreben der Person erstreckt sich ebenso auf Merkmale der körperlichen Form und des körperlichen Funktionierens wie auf solche des seelischen Daseins. So hat jede Person ihre physischen und ihre psychischen „Konstanten". Schädel- und Gesichtsform, Linien der Hand und Haarfarbe, Körperhaltung und Art des Ganges und zahllose andere körperliche Merkmale zeigen durch Jahre und Jahrzehnte eine Konstanz, die es erlaubt, sie gradezu als feste Individual-Kennzeichen zu benutzen; diese Konstanz aber ist nicht ein passives Bestehenbleiben, sondern eine in allem Stoffwechsel und allen äußeren und inneren Veränderungen dauernd geübte Wiederherstellung und Erneuerung gleicher Formen, also Ergebnis einer aktiven Beharrungstendenz. Und im Psychischen hat die Person einmal einen Besitz an eigentlichen Gedächtnisinhalten, die ihr weiteres Leben ständig begleiten und ihren Erfahrungsschatz, ihren Interessenkreis, ihre Arbeitsweise, also lauter konstante geistige Verhaltungsweisen mitbestimmen helfen, andererseits dauernd wirksame Geistes-, Gemüts- und Willenseigenschaften, die wir unter den Namen Begabung, Temperament und Charakter [1]) zusammenfassen.

[1]) Freilich sei schon hier betont, daß speziell der Charakterbegriff durch das Beharrungsmerkmal keineswegs erschöpft, sondern nur von einer Seite



Sodann ist das Beharrungsziel relativ unabhängig von dem Ursprung des Inhalts, welcher beharrt. Gleichgültig, ob ein Inhalt schon von den Vorfahren überkommen oder ob er im individuellen Leben der Person erworben worden ist, von der Beharrungstendenz wird er jedenfalls ergriffen. Im ersten Falle ist die einzelne Person gleichsam das Werkzeug einer überindividuellen Mneme, die ihr auferlegt, die Eigenschaften der Gattung im eigenen Leben zu bewahren und zu bewähren (Vererbung); im anderen Falle tritt die Beharrung in eigentümliche Verbindung mit der individuellen Selbstentfaltung, indem jeder neugewonnene Inhalt, jede neuerreichte Stufe festgehalten und dem Wesensinventar der Person einverleibt wird (Gedächtnis, Übung, Gewöhnung). Jede Erwerbung führt zum Besitz, mag dieser auch noch so latent bleiben; sie führt dadurch zugleich — und das ist nun wieder das Konservative an diesem Vorgang — zu einer Festlegung des Daseins, zu einer Bindung der Lebensbahn, die zu weiteren Selbstentfaltungstätigkeiten in einer gewissen Gegensätzlichkeit steht.

Einen ganz anderen Anblick gewährt das persönliche Erhaltungsziel dort, wo es nicht auf ein inhaltliches Sich-Selbst-Fortsetzen, sondern auf eine Aufrechterhaltung des persönlichen Verhältnisses zur Welt gerichtet ist.

Man denke sich das Verhältnis als Quotient $\frac{\text{Person}}{\text{Welt}}$ ausgedrückt, so ist in diesem der Nenner Welt in rastloser Veränderung begriffen; bliebe der Zähler konstant, d. h. erschöpfte sich die Selbsterhaltung der Person in inhaltlicher Beharrung, dann würde das Verhältnis selbst unheilbar verschoben werden. Da nun die einzelne Person keine vereinzelte Existenz ist, sondern in und mit der Welt lebt, da Umkreis und Art ihres Wirkens und Lebens erst durch die Konvergenz mit der Welt bestimmt wird, so muß ihre Selbsterhaltungstendenz auch darauf gerichtet sein, das ganze Beziehungssystem durch die den Weltänderungen entsprechenden Eigenänderungen zu behaupten. Dies Ziel ist die Anpassung.

gefaßt wird. Im obigen Sinne hat auch jedes Tier „Charakter“; das spezifisch Menschlische am Charakterbegriff tritt uns erst auf einer ganz anderen Stufe des persönlichen Zwecksystems entgegen.

Das eigentümliche Wesen des Anpassungszieles kann am besten durch die Gegenüberstellung zu dem anderen Selbsterhaltungsziel der Inhaltsbeharrung geklärt werden. In der Inhaltsbeharrung scheint zunächst die Autotelie der Person stärker zum Ausdruck zu kommen, weil sie mit einer gewissen Gleichgültigkeit gegen die wechselnden Bedingungen der Umwelt, ja mit einer gewissen Hartnäckigkeit den früheren Bestand persönlichen Wesens zu behaupten bestrebt ist — während in der Anpassung eine Nachgiebigkeit gegenüber der Welt, ein Sich-Selber-Untreu-Werden eingeschlossen zu sein scheint. Aber andererseits liegt in der Anpassung eine höhere Autotelie, weil sie nicht mehr einen beliebigen Einzelinhalt der Persönlichkeit, sondern diese selbst in ihrer Gesamtverfassung, in ihrer Gesamtstellung zur Welt zu erhalten strebt. Die Inhaltsbeharrung hat — eben wegen ihrer Beschränkung auf das Festhalten isolierter Einzelmerkmale — einen etwas unpersönlichen, mechanischen Charakter (gibt es doch auch in der Mechanik ein Beharrungsgesetz, mit dem das Beharrungsgesetz der Person zwar keineswegs identisch ist, aber doch eine gewisse Ähnlichkeit aufweist); ihre Teleologie reicht nur so weit, als auch die äußeren Lebensbedingungen der Person beharren. Da aber eine solche Beharrung der Umwelt nur ein unendlich unwahrscheinlicher Grenzfall ist, würde die Inhaltsbeharrung für sich allein fortwährend die persönliche Existenz oder zum mindesten den persönlichen Leistungs- und Machtumkreis bedrohen. Deshalb ist wirklich im persönlichen Leben jeder Stillstand ein Rückschritt. Und die Person, deren Autotelie sich gegen das Rückschreiten wehrt, muß deshalb fortwährend die Inhaltsbeharrung überwinden durch Beweglichkeit der Funktionen und Bildsamkeit der Formen in Psyche und Physis. Die Selbsterhaltung ist nicht mehr linear (d. h. in einer einzigen starren Pichtung sich vollziehend), sondern radial (d. h. jeglicher Richtung fähig, sofern diese die Wiederherstellung des zweckvollen Verhältnisses zur Welt ermöglicht). Dasselbe Hautstück der Hand, das sich den Ansprüchen schwerer Schmiedearbeit durch Verdickung anpaßt, paßt sich feinmechanischer Präzisionsarbeit durch verfeinerte Leistungsfähigkeit der Hautnerven an; und es paßt sich einer Verletzung durch Hervorbringung von Wucherungen zur Bildung einer neuen Haut an.

Ebenso paßt sich die Aufmerksamkeit der Person in Umfang, Beweglichkeit und Dauer jeweilig den Anforderungen an, die durch die Lebensverhältnisse der Person gestellt werden. Möglich wird aber diese „Radialität“ des Prozesses nur dadurch, daß es ja gar nicht „die Haut“ oder „die Aufmerksamkeit“ ist, die sich anpaßt, sondern die Person, welche nur an jenen Teilelementen die Regelung ihres Beziehungssystems vornimmt. Darum ist in Wirklichkeit ein Anpassungsvorgang nie auf einen Teilinhalt beschränkt, sondern ergreift stets die ganze Person: der Bergsteiger, der unter ständiger körperlicher Arbeit aus der Ebene in die dünnere Luft übergeht, paßt sich in allen seinen Körperfunktionen der neuen Umwelt an: Herzschlag und Stoffwechsel, Blutzirkulation und Spannung der Muskulatur ändern sich miteinander und in zweckmäßigem Zusammenwirken. Entsprechend im Geistigen: wenn sich die Aufmerksamkeit einer besonders schweren geistigen Aufgabe anpaßt, dann breitet sich auch dieser Prozeß über die ganze psychische und physische Person aus: durch Hemmung zweckfremder Vorstellungsverläufe und körperlicher Bewegungen, durch Konzentration aller verfügbaren Energie auf den einen Zielpunkt.

Die „Radialität“ hebt den Anpassungsprozeß grundsätzlich über jede mechanische Analogie hinaus und macht den Versuch, sie aus zielfremden Zufallsbildungen zu erklären (Darwin), aussichtslos. Hier hat vielmehr der Lamarckismus recht, wenn er im Anpassungsprozeß eine letzte, nicht selbst mehr erklärbare Teleologie alles Lebens sieht und seine gewaltige Bedeutung im organischen und im geistigen Dasein hervorhebt. Unrecht hat er nun freilich darin, daß er die Anpassungsteleologie als die einzige hinstell welche alles Lebensgeschehen, auch die Erscheinungen der Entwicklung, erklären könne. Denn Anpassung ist doch — trotz ihres sonstigen Unterschiedes von der Inhaltsbeharrung — gleich dieser eine Art der Selbst*erhaltung* und nichts weiter; sie befriedigt sich in einem Mitgehen mit den Änderungen der Welt, strebt nicht, diese zu überholen; sie ist also abhängig von der Welt, bloße Reaktion, und ist eben dadurch dem Unpersönlich-Mechanischen noch immer näher als die andere Form der persönlichen Autotelie, die Selbstentfaltung.

2. Das Ziel der Selbstentfaltung.

Je höher wir steigen in der Stufenleiter der personalen Zwecke, um so mehr treten die spezifisch menschlichen Zwecksetzungen hervor. Dies läßt sich schon innerhalb der eben besprochenen Teilzwecke der Selbsterhaltung feststellen. Das personale Mindestziel der bloßen Existenzerhaltung kommt allen personalen Einheiten, Pflanzen, Tieren und Menschen, Gattungen und Völkern, ohne Unterschied zu. Die beiden Arten der Wesenserhaltung zeigen aber schon eine verschiedenartige Verteilung bei nieder und höher organisierten Personaleinheiten. Die Inhaltsbeharrung überwiegt bei niederen Formen, die Anpassungstendenz bei höheren — und von allen Wesen ist der Mensch dasjenige, das die weitaus umfassendste, vielseitigste und beweglichste Anpassungsfähigkeit besitzt. Die Menschheit im ganzen wie der Einzelmensch weiß das Dasein zu schützen und die Wesensart zu behaupten in den Tropen und am Pol, in Not und in Überfluß, unter den tausendfachen Wechselfällen der Kultur und Geschichte, wie unter den verschiedenartigsten Einflüssen der Natur.

Und doch sind die maßgebenden Unterscheidungsmerkmale der menschlichen Autotelie gegenüber den nichtmenschlichen Formen damit noch immer nicht getroffen. Wir nähern uns ihnen erst jetzt, da wir die Selbstentfaltung besprechen.

Gewiß, auch Pflanzen und Tiere gehen nicht auf in bloßer Selbsterhaltung. Daß in ihnen auch das Ziel der Selbstentfaltung lebt, zeigt sich ontogenetisch im Wachsen und Reifen jedes Individuums, phylogenetisch im Entwicklungsfortschritt der Arten. Allein dieser Selbstentfaltung gegenüber ist die menschliche Autotelie durch ein doppeltes gekennzeichnet: durch das ganz andersartige Verhältnis, in welchem Selbstentfaltung zur Selbsterhaltung steht, und durch eine besondere höchste Form der Selbstentfaltung, die reine Produktivität.

Im Zwecksystem des Menschen ist die Selbstentfaltung gegenüber der Selbsterhaltung ganz anders betont als in dem des Tieres. So groß ist der Unterschied, daß man das Tier ein vorwiegend konservatives Wesen, den Menschen ein vorwiegend progressives Wesen nennen kann. Dies gilt schon rein gattungsmäßig: wie

langsam und träge schreitet die Entwicklung innerhalb der Tierart fort — wenn eine solche überhaupt erfahrungsmäßig feststellbar ist; welche Riesenschritte zeigt dagegen die Entwicklungsgeschichte der Menschheit, in der jede Generation materiell wie geistig die vorangehende weit überbietet!

Aber uns geht hier vor allem das Zwecksystem des Individuums an. Das Ausmaß der Entwicklung, welches das einzelne Tier von der Geburt bis zur Reife durchläuft, ist nur gering; beim Menschen ist der Beginn viel unfertiger, die Jugend viel länger, die schließlich erreichte Entwicklungshöhe unendlich viel weiter vom Ausgangspunkt entfernt. Man sieht, hier besteht ein gewisses Widerspiel zwischen den beiden Hauptteilen des Zwecksystems. Im Tier herrscht die Mneme vor: die Gattungsmneme als Vererbung, die schon von Beginn an dem Leben eine gebundene Marschroute vorschreibt, und die individuelle Mneme der Erfahrung und Abrichtung, durch welche die geringe von der Vererbung übrig gelassene Beweglichkeit beansprucht wird. So ist alles beim Tiere früh fertig, eindeutig, treffsicher in bezug auf bewährte Verhaltungsweisen, aber eben darum konservativ, wenig oder keinen Platz lassend für ein Hinstreben zu neuen Zielen.

Ganz anders der Mensch.

Die Gattungsmneme der Vererbung ist in ihm viel weniger festgelegt, und die individuelle Selbsterhaltung ist ursprünglich so unvollständig, daß während der ganzen langen Jugendzeit die physische und psychische Hilfe der älteren Generation nötig ist, um auch nur die Existenz zu wahren: dafür aber bleibt ihm ein Spielraum, in neuer Art das Unbestimmte zu bestimmen, in besonderer Weise das Unfertige zu gestalten, über das Gegebene sich zu erheben und sich selbst und der Welt neue Gesetzlichkeiten des Daseins zu schaffen.

Die andere Unterscheidung der menschlichen Selbstentfaltung von der untermenschlichen kann sich erst herausstellen, wenn wir die verschiedenen Arten der Selbstentfaltung überblickt haben werden.

Auch die Selbstentfaltung gliedert sich in zwei Hauptformen, die den beiden Hauptformen der Selbsterhaltung in gewissem Sinne analog sind. Diese bewegte sich als Inhaltsbeharrung

durchaus in alten schon bewährten Bahnen, während sie als Anpassung durch neue Bildungen die Person zu erhalten strebte. Die Selbstentfaltung geht ja nun stets auf Bildungen, die für das Individuum neu sind; der Unterschied besteht darin, ob sie nur für das Individuum neu sind (dagegen gattungsmäßig alt) oder ob sie überhaupt neu sind und damit ein absolutes Fortschreiten bedeuten. Daher ist die Bezeichnung „konservative Selbstentfaltung“ nur scheinbar ein Widerspruch in sich selbst; ihr ist die „produktive Selbstentfaltung“ gegenüberzustellen.

Konservative Selbstentfaltung (Wachstum und Reifung). — Die werdende Person strebt einem fertigen Sein entgegen, dessen Typus nicht rein in der Zukunft, sondern wenigstens zum Teil in der Vergangenheit liegt. Es ist das Sein der Vorfahren, das erst in langsamem Prozeß jedesmal wieder entwickelt werden soll. Je weniger das physische und psychische Erbgut der Vorfahren schon fertig mit auf die Welt gebracht wird, um so mehr wird seine allmähliche Verwirklichung der Autotelie des Individuums anheim gegeben. So lebt in jeder Person das Ziel, heranzuwachsen und heranzureifen zu dem vollendeten Typ der Gattung, des Volkes, des Geschlechts. Wachsen und Reifen — damit ist die quantitative und die qualitative Seite des konservativen Selbsterhaltungszieles geschieden.

„Wachsen“[1]) — das ist die ständige Steigerung des individuellen Daseins. Die hier obwaltende Zwecktendenz geht wieder auf alle Seiten der Person; es wächst die körperliche Masse und die verfügbare physische Energie der Persönlichkeit ebenso wie ihre Bewußtheit, der Umfang ihres Vorstellungsschatzes und der Grad ihrer geistigen Leistungsfähigkeit. Es wachsen vor allem gewisse psychophysisch-neutrale Beziehungsmerkmale, auf deren Bedeutung schon Spencer aufmerksam gemacht hat, wenn er sagt, alle Entwicklung sei zugleich zunehmende Differentiation und Integration. Es wächst die Differentiation, d. h. es bildet sich innerhalb der Person eine immer größere Mannigfaltigkeit der Elemente (Formenreichtum, Verschiedenartigkeit der Bewußtseinsin-

[1]) Vgl. Person und Sache I, S. 291 ff.

halte, Arbeitsteilung der Organe, Vielgestaltigkeit der Leistungsmöglichkeiten). Es wächst die Integration, d. h. es wird die Zusammenfassung des Vielen zur Einheit immer umfänglicher, so daß die steigende Differenzierung nicht in ein Zerfallen und Zersplittern ausläuft, sondern nur zu einer energischeren und in sich gegliederten Ganzheit führt. Die Differentiation wächst entweder horizontal (Steigerung der Mannigfaltigkeit des Nebeneinander), oder vertikal (Bildung immer zahlreicherer über- und untergeordneter Teilsysteme innerhalb des Gesamtsystems). Die Integration wächst entweder extensiv (reine Massenzunahme, Wachstum im engeren Sinne) oder intensiv (Innigerwerden der Wechselbeziehung zwischen den gegliederten Teilen).

So treffend aber Spencer mit dem Begriff der gleichzeitigen Differentiation und Integration das Erscheinungsbild des Wachstums umschrieben hatte, so unzutreffend war doch seine Erklärung dieser Erscheinungen als mechanisch bedingter Prozesse. In der sich entwickelnden Persönlichkeit sind die ablaufenden Differenzierungen nicht beliebige Absonderungen wie in der Zentrifuge, die Integrationen nicht beliebige Zusammenballungen wie in einer Lawine, sondern beides ist in jeder Phase bedingt durch die Zweckbestimmung: den Gattungstypus des ausgewachsenen Individuums zu erreichen. Dies Ziel gibt jedem einzelnen Vorgang der Differentiation und Integration Richtung und dem Wirken der verschiedenen Prozesse neben- und nacheinander ihren einheitlichen Zusammenhalt. Zudem ist gerade beim Einzelindividuum aufs deutlichste erkennbar, daß es nicht, wie Spencer will, der äußere Einfluß der Umwelt ist, der die vorgehenden Differentiationen und Integrationen hervorbringt; denn diese laufen ab unabhängig von entsprechenden Änderungen der Umwelt, auch bei völlig gleichbleibender Umwelt; das Wachstum der Person ist somit nur teleologisch erklärbar als Ergebnis einer der Person innewohnenden Wachstumstendenz[1]).

Über das bloße Mehrwerden hinaus aber ist alle Entwicklung auch ein Anderswerden, ein „Reifen"; und hier ist nun die

[1]) Person und Sache I, S. 306.

teleologische Bedingtheit noch viel augenfälliger als beim Wachstum, ist der Versuch einer mechanischen Erklärung noch viel unsinniger als dort. Die Kette der Entwicklungsmetamorphosen, welche die Persönlichkeit von der Geburt bis zur Erwachsenheit und noch während des erwachsenen Lebens durchmacht, ist nichts anderes als das folgenweise Hervortreten der Teilzwecke, die in ihrer Gesamtheit das einheitliche Zwecksystem des Individuums bilden. Dies Zwecksystem ist hier gleichsam zeitlich auseinander gezogen; aber in dieser Sukzession behält nicht nur jede Phase ihre Zielhaftigkeit, sondern auch die Reihenfolge selbst ist teleologisch bestimmt.

Bleiben wir zunächst bei den einzelnen Teilzwecken des Individuums stehen. Ein solcher Teilzweck kann die zu seiner Verwirklichung gehörigen Organe und Funktionen eben dadurch zum höchsten Grade entwickeln, daß er zeitweilig einen vorherrschenden Platz im Zwecksystem und einen überwiegenden Anteil an der Gesamtenergie der Entwicklung erhält. Dieser innerlich angelegte Reifungsprozeß hat seine typische Vorbereitung und Nachwirkung, so daß man insgesamt von der „Entwicklungslinie" jedes einzelnen persönlichen Funktionsgebiets sprechen kann.

Die Linie setzt ein mit einem Zustande der Latenz, d. h mit dem völligen oder fast völligen Fehlen jeder äußeren Bekundung. Es folgt eine Periode der Knospung: d. h. eine erste unklare Betätigung des Funktionsgebietes, ohne daß der Zweck, dem es eigentlich zu dienen hat, schon „fällig" wäre. (An dieser Stelle mag es genügen, auf zwei Beispiele hinzuweisen: auf das Sexualgebiet, das seine Knospung in der kindlichen und jugendlichen Erotik erlebt; und auf das kindliche Spiel, das eine um Jahrzehnte verfrühte Knospung von Ernsttendenzen des Lebens, z. B. des Kampftriebes, des Mutterinstinkts usw. darstellt.) Dieser Zustand der Knospung ist aber nicht nur Verfrühung, sondern hat zugleich seine hohe teleologische Bedeutung als Vorübung, Vorbereitung und damit Steigerung der Zweckangepaßtheit, wenn späterhin die Persönlichkeit für die Verwirklichung des eigentlichen Zweckes reif wird. (Man denke an die Spieltheorie von Karl Groos.)

Die Reifungsphase selbst bedeutet nun stets eine jähe, oft stürmische Umbiegung der Lebenslinie der Person. Der Satz, daß die Natur keine Sprünge mache, darf nicht dahin mißverstanden werden, als ob nun alle Entwicklungsprozesse mit gleichmäßiger Geschwindigkeit in Minimalschritten fortgehen; vielmehr wird, wenn für irgend ein Zweckgebiet „seine Zeit" der Reifung gekommen ist, binnen kurzem eine Steigerung und eine Ausbreitung dieses Gebietes erlebt, die scharf zu dem bis dahin etwa vorhandenen allmählichen Fortschreiten in Gegensatz steht. (Als Beispiel diene hier die Reifung der Sexualität, die zugleich wieder die völlige psychophysische Neutralität der persönlichen Lebensformen beweist: da beginnen gewisse Körperteile plötzlich schnell zu wachsen, gewisse körperliche Verrichtungen zu funktionieren; ganz neue seelische Strebungen werden rege, und oft wird zugleich der psychische Gesamtzustand einer jähen Erschütterung ausgesetzt.)

Unter solcher Zuspitzung der persönlichen Zielstrebigkeit auf ein Teilgebiet erfährt dieses in verhältnismäßig kurzer Zeit eine derartige Entwicklung, daß es seiner eigenen Zweckbestimmung im wesentlichen zu genügen vermag; dann ist es reif geworden, und nun tritt es in die vierte Phase der Entwicklungslinie ein, in die der Einordnung und Verwertung. Seine weitere Ausgestaltung hört nicht etwa auf; aber diese geht, verglichen mit der abgelaufenen stürmischen Wandlung, in ruhigen Bahnen vor sich, um bald mehr und mehr in Stabilität überzugehen. Zugleich aber ist jene Hegemonie vorüber, die das Zweckgebiet zeitweilig fast zu einem Selbstzweck werden ließ; sein dienender Charakter innerhalb des persönlichen Zwecksystems wird nun deutlich; es läßt anderen Zweckgebieten, die ihrerseits vor ihrer Reife stehen, den Vortritt, hilft seinerseits mit zu ihrer Verwirklichung.

Der letzterwähnte Schritt führt uns bereits von der Entwicklung der Einzelgebiete zur Gesamtentfaltung der Persönlichkeit über und erhebt zugleich die in der Entwicklung liegende Zielstrebigkeit in die zweite Potenz. Denn es gibt wirklich eine einheitliche „Gesamtentwicklung" der Person, welche mehr ist als ein Nebeneinander der sich entfaltenden Funktionen und als ein

Nacheinander der sich ablösenden Reifungen. Legen wir in irgend einem Lebensmoment einen Querschnitt durch die heranwachsende Persönlichkeit, so ist es offensichtlich, daß zwar eine oder einige gerade im Reifungsstadium befindliche Funktionen vorherrschen, daß aber doch der Zusammenhang mit allen anderen Funktionen und damit die zweckvolle synthetische Einheit der Person gewahrt bleibt. Mag jener Zusammenhang darin bestehen, daß die anderen Funktionen (wie oben erwähnt) die Reifung der dominierenden unterstützen, mag er umgekehrt bestehen in einem Widerstand, den sie gegen eine einseitige Despotie jener ausüben — entscheidend ist, daß sich alles Einzelne dem Gesamtzweck des Ganzen einfügt. Es gibt in Wirklichkeit keine selbständige Entwicklung des Sprechens, der Sexualität usw., sondern stets nur eine Entwicklung der Persönlichkeit im Hinblick auf ihre sprachlichen, ihre sexuellen usw. Tätigkeiten.

Dies wird noch deutlicher, wenn wir statt des Querschnitts einen Längsschnitt durch die zeitliche Abfolge des Entwicklungswandels legen. Denn in dieser Sukzession herrscht — mag sie auch in noch so viel Einzelheiten durch äußere Momente beeinflußt sein — ein inneres Gesetz, auf Grund dessen man sogar Formeln für das Vor- und Nacheinander bestimmter Lebensphasen auf physischem wie psychischem Gebiet aufstellen kann[1]). Das Gesetz aber ist nicht ein mechanisches und nicht ein abstrakt logisches, sondern ein teleologisches, indem die zeitliche Reihe der Phasen zugleich die Reihe ihrer Zweckbedingtheiten ist. D. h.: diejenigen Lebenszwecke, welche die Vorbedingungen für die übrigen sind, entwickeln sich zuerst; je höher ein persönliches Teilgebiet im Bedingungssystem der Zwecke steht, je mehr es anderer Gebiete gleichsam als der Rohstoffe zur eigenen Verwirklichung bedarf, und je weniger es zugleich zu den unbedingt notwendigen Mindestzielen des individuellen Daseins gehört, um so später steht es auch zeitlich in der Entwicklungsreihe. Deshalb wird die historische Linie jeder Person jene Reihenfolge innehalten, die wir der Besprechung des Zwecksystems zugrunde legten: sie beginnt mit

[1]) Vgl. zu diesen „Entwicklungsformeln“ meinen Aufsatz „Tatsachen und Ursachen der seelischen Entwicklung“. Ztschr. f. angew. Psychol., 1908, Bd. 1, S. 18—24.

dem „persönlichen Minimum" der Existenzerhaltung; daher die vegetativen Funktionen selber kaum mehr eigentliche Entwicklung (vor allem nicht die Vorstufen der Latenz und Knospung) zeigen, sondern von Anfang an in fertiger Treffsicherheit arbeiten. Von den Zweckgebieten der Wesenserhaltung tritt die Inhaltsbeharrung (Mneme) früher aus der Latenz heraus (in der Form der Abrichtung, der Übung und Gewöhnung, des Gedächtnisses) als die Anpassung (zu der vor allem die intellektuellen Betätigungen gehören). Das Gebiet der konservativen Selbstentfaltung, in welchem die Persönlichkeit sich zu dem von den Vorfahren bereits erreichten Stande des Seins und Könnens heraufzuarbeiten sucht, füllt insbesondere die Lernzeit der Jugend aus; aber erst der letzte Jugendabschnitt (etwa von der Pubertät an) und die Erwachsenheit läßt endlich die Funktion der produktiven Selbstentfaltung zur Reife kommen, in der leistend und schaffend alles Bisherige überholt und die Individualität in ihrer Einzigartigkeit voll ausgebildet werden soll.

Ob und wie weit dieses teleologische Entwicklungsgesetz im realen Leben der Persönlichkeit zur Erscheinung kommt, ist eine schwerwiegende Frage, die später (im V. Kapitel) ausführlich zu besprechen sein wird. Hier ist ja nicht von der reellen, sondern von der ideellen Persönlichkeit die Rede; für diese aber ist das eben aufgestellte Gesetz zweifellos eine Norm, die zum Wesen ihrer Autotelie gehört.

Die produktive Selbstentfaltung. — Es bleibt nun nur noch die höchste Stufe der Selbstentfaltung zu besprechen, zugleich diejenige, welche einen Grundunterschied der menschlichen Persönlichkeit gegenüber den niederen personalen Daseinsformen voll zur Ausprägung bringt[1]).

[1]) In Person und Sache Band I hatte ich diese Stufe noch nicht scharf von der vorangehenden, insbesondere von deren qualitativer Form, der „Reifung", geschieden. Das lag daran, daß dort der Personbegriff in seiner Allgemeinheit zur Erörterung stand, während er hier in seiner Zuspitzung auf den Menschen behandelt wird. Dort ist er deshalb noch stark — vielleicht etwas zu stark — dem Begriff des Organismus angenähert, wie er für den Menschen ebenso wie für Pflanze und Tier gilt. Jetzt aber muß klargestellt werden, worin der Begriff der menschlichen Persönlichkeit seine Unterscheidungsmerkmael

Jede Selbstentfaltung strebt über den Gegenwartszustand hinaus, sie bleibt aber konservativ, solange das Ziel, das sie sich setzt, schon irgendwo und irgendwann (in der Gattung) vorhanden ist. Strebt nun aber die Selbstentfaltung einem überhaupt noch nicht realisierten Ziel entgegen, so ist sie „produktiv".

An das Ausdenken dieses Begriffes werden nun freilich ganz besondere Anforderungen gestellt: in der Person soll ein Ziel wirksam sein, das zur Zeit seines Wirkens überhaupt noch nicht vorhanden ist, weder physisch (als irgendwo vorliegendes Muster) noch psychisch (als ein dem Bewußtsein vorschwebendes Ideal). Denn das muß hier scharf betont werden: das persönliche „Ideal" als Bewußtseinsinhalt ist keineswegs mit dem Ziel der produktiven Selbstentfaltung identisch, ja kann ihm sogar widersprechen — worüber im Schlußteil des Buches ausführlich zu handeln sein wird. — Die produktive Selbstentfaltung ist also nach Zielsetzung wie nach Wirkungsweise psychophysisch-neutral, genau wie alle anderen Formen der persönlichen Autotelie; und wenn sich später auch zeigen wird, daß gewisse psychische Inhalte und Vorgänge besonders eng gerade an die produktive Selbstentfaltung geknüpft sind, so ändert dies doch nichts an dem sekundären Charakter dieser psychischen Bekundung gegenüber der einheitlich persönlichen Zielstrebigkeit.

Das Recht, von einem Ziel der produktiven Selbstentfaltung zu sprechen, haben wir also allein seiner Wirksamkeit zu entnehmen. Es spielen sich in der menschlichen Persönlichkeit Vorgänge ab, die weder aus den Einwirkungen der Umwelt, noch aus den bisher erörterten Momenten der Autotelie, nämlich der Selbsterhaltung und konservativen Selbstentfaltung, erklärbar sind, die also, sollen sie überhaupt erklärt werden, einen neuen Wirkungsfaktor erfordern. Zugleich aber sind diese Prozesse nicht beliebig und chaotisch in der Person gestreut, sondern sie lassen eine ge-

---

habe; und da schält sich eine besondere Form der Autotelie als eines der Hauptkennzeichen heraus. Obwohl die Entwicklungstheorie, die ich im älteren Werk aufstelle, sich im übrigen grundsätzlich von allen vorausgegangenen Theorien unterscheiden will, hat sie sich doch in diesem Punkte von einem Fehler der früheren Lehren nicht frei machen können, nämlich von dem Bestreben, den Unterschied zwischen menschlicher und untermenschlicher Entwicklung zu gering einzuschätzen.

meinsame Richtung erkennen, die einem (freilich unbekannten) Ziel entgegenstrebt; der neue Wirkungsfaktor muß also zugleich teleologisch sein. Jetzt erst wird der Unterschied zwischen der ideellen Persönlichkeit und der reell vorhandenen Person voll ausschöpfbar. Die reelle Person ist ja eben ob ihrer Realität etwas Fertiges, gegenwärtig Gegebenes — und darum nicht mehr Zielmäßiges; sie ist Erzeugnis der Konvergenz mit der Außenwelt — und darum nicht mehr rein verwirklichte Autotelie. Die reine Autotelie kann daher nur in der Zukunft liegen als ein ewig forderndes und nie erfülltes, jedesmal die erreichte Realität überwindendes und überbietendes Ziel.

Läßt sich denn nun aber das Ziel der schöpferischen Selbstentfaltung nicht positiv benennen? Hier stehen wir vor einer sonderbaren Paradoxie. Überall dort, wo das naive menschliche Bewußtsein über die produktive Selbstentfaltung zu reflektieren beginnt, muß es dem Ziel einen Namen geben; nur auf diese Weise ist nämlich das Bewußtsein imstande, praktisch zu werden und seinen Beitrag zur Erreichung des Selbstentfaltungsziels zu leisten. Dies im Bewußtsein faßbare und sprachlich ausdrückbare Ideal ist, wie schon eben erwähnt, nicht mit dem wirklichen Selbstentfaltungsziel identisch; es kann es nicht sein aus drei Gründen.

Jedes bewußte Ideal ist erstens konkret — greift damit aus der Person einen Teil-Inhalt heraus und tritt in Widerspruch zur Grundtatsache der *unitas multiplex*. Das wahre Ziel der produktiven Selbstentfaltung ist aber wenigstens negativ dahin zu bestimmen, daß es nicht ein rein moralisches, oder ästhetisches, oder intellektuelles, oder religöses oder sonstwie inhaltlich begrenztes sein kann, weil es etwas ist, was die Person in ihrer ungebrochenen Totalität betrifft. Heiligung des Willens, Schauen Gottes, vollkommene Erkenntnis, Ausgestaltung des Trieblebens, Verwirklichung des Machtwillens, reine Intuition, Entwicklung der Bewußtheit, all diese und unzählige andere Formulierungen des persönlichen Ideals bleiben stets in irgend einem Teilziel stecken, das ungerechtfertigterweise zum Kern der Persönlichkeit gemacht wird, während doch deren Wesen nicht in irgend einem Kernelement, sondern nur in der Synthese zu erfassen ist. Es ist also der alte

Fehler des naiven Personalismus, der eine Extra-Seele in die Person hineinsetzt. Somit dürfte das Persönlichkeitsideal niemals inhaltlich, sondern nur abstrakt-formal auszudrücken sein.

Aber auch die rein formale Bezeichnung stößt auf Schwierigkeiten. Alles In-Worte-Fassen ist ein Fixieren, ein Umgrenzen durch gegebene Begriffe — und damit wird das persönliche Ideal notwendig in die Schranken des schon Vorhandenen zurückgedrängt; sein neuschöpferischer Charakter — also sein wesentlichstes Merkmal — geht verloren. Dies trifft nicht nur zu für die ausgesprochen konservativen Ideale, sondern selbst dort, wo ein Hinausgehen über das Bekannte gefordert wird (wie bei allen Entwicklungstheoretikern). Denn auch ein solches prophetisches Vorwegnehmen kann immer nur in quantitativen Steigerungen gegebener Persönlichkeitselemente bestehen, niemals einem qualitativ neuen gerecht werden. Eine solche bloße Fortsetzung einer schon bekannten Entwicklungsrichtung ist das Ideal des Heiligen ebenso wie das des reinen Erkennenden, das des glücklichen Bürgers in einem sozialistischen Zukunftsstaate ebenso wie das des Nietzscheschen Übermenschen.

Endlich: alles Formulieren ist ein Verallgemeinern: ein in Worte zu fassendes Ideal kann sich daher nur auf ein Ziel beziehen, das allen oder doch vielen menschlichen Personen gemeinsam ist (wie es am deutlichsten in Kants kategorischem Imperativ hervortritt). Nun enthält jede produktive Selbstentfaltung in der Tat ein solches Mitarbeiten an gemeinsamen überindividuellen Aufgaben; und der Individualismus, der bloß das Individuum, sein Sonderrecht und seine zu entwickelnde Sonderart (das „Sich-Ausleben") anerkennt, ist durch und durch verfehlt. Aber andererseits ist auch das Mitwirken am Überindividuellen nur möglich durch ein Hineinnehmen dieser Aufgabe in die persönliche Autotelie (worüber später ausführlicher zu sprechen sein wird); die Selbstzwecklichkeit der Person wird also dadurch nicht ausgelöscht, sondern im Gegenteil bereichert und bleibt trotz allem Gemeinsamen in ihrer singulären Besonderheit gewahrt. Diese Einzigartigkeit kommt damit aber auch ihrer produktiven Selbstentfaltung zu; der unbewußte Imperativ „handle nach deiner Bestimmung" (Fichte) hat für jeden Menschen einen anderen Sinn,

und damit wird die Formulierbarkeit des schöpferischen Selbstentfaltungszieles zum dritten Male unmöglich.

So ist denn dem Philosophen gerade hier, wo der Wunsch nach positivem, bestimmtem Ausdruck am heißesten ist, die schmerzlichste Selbstbeschränkung geboten; aber eben dadurch glaubt er der Wahrheit näher zu kommen als die anderen. Die Anerkenntnis der produktiven Selbstentfaltung als eines besonderen und höchsten Zieles innerhalb des Systems der Autotelie ist das erste, was er zu leisten hat. Über die Beschaffenheit des Zieles kann er nur Formales aussagen und auch dies mehr negativ: daß es nicht gefaßt werden darf als Einzelgebiet innerhalb der Person, da es der Person als einer ganzen gilt; daß es nicht erschöpft werden kann in bekannten Begriffen oder deren quantitativen Steigerungen, da es auf etwas qualitativ Neues geht; daß es nicht eine für alle Menschen gleichförmige Bezeichnung erhalten kann, da es individuell differenziert ist.

Wohl aber läßt sich über die Äußerungsweise des produktiven Selbstentfaltungszieles noch eine grundsätzliche Bestimmung machen. Wo das ideelle Ziel sich in Realität umzusetzen strebt, findet eine unerhörte Verdichtung der Persönlichkeit statt, so daß ihr Wesen in einer begrenzten Zeitspanne konzentriert erscheint. Diese Verdichtung ist die persönliche Tat, ihr Ergebnis das persönliche Werk. Gewiß steckt in jeder einzelnen Tat der Person genug, was durch andere Teilziele der Autotelie bedingt ist; Mneme und Anpassung und erblich bedingtes Wachsen und Reifen bekunden sich in ihr. Aber niemals erschöpft sie sich darin. Stets bleibt ein letztes, eigenstes, das die Person in ihre Tat hineinlegt, und wodurch sie diese zu einer Sprosse zu ihrem singulären Zukunftsziel macht. Das ist eben das große Wunder aller persönlichen Tat, daß sie ganz und gar Gegenwart ist, aber doch nicht nur kommender und schwindender Augenblick, sondern zugleich vergangenheitsgesättigt und zukunftsschwanger — daß sie zwar Gegebenes wiederholt und fortsetzt, zugleich aber etwas noch nicht Dagewesenes in die Welt bringt. Mag der Anteil dieses „Neuen" an der einzelnen Tat auch noch so gering sein, genug, er ist da, verhilft dem Vollbringer zu einem, wenn auch noch so winzigen Fortschritt seiner Selbstent-

faltung, trägt mit irgend einer neuen Schattierung zum Fortschritt der Welt bei.

„Tat“ und „Werk“ sind natürlich wieder psychophysisch-neutral; es ist für den Grundsatz der produktiven Selbstentfaltung durchaus gleichgültig, ob sie sich in einer physischen Tat (Veränderung der Außenwelt) oder einer psychischen Tat (einer rein geistigen Leistung, einem Arbeiten am eigenen Innenleben) oder schließlich in einem zugleich physischen und psychischen Akt (wie es z. B. alles Kunstschaffen ist) bekunde.

In jeder Tat also steckt ein Körnchen von Produktivität; je stärker an einer bestimmten Tat der Anteil dieses Moments im Verhältnis zu den anderen Faktoren (Mneme und Anpassung), um so eigener, um so spontaner ist die Tat.

Und wie bei der Einzeltat kann im Gesamtleben einer Persönlichkeit der Anteil des schöpferischen Selbstentfaltungsziels in der Wechselwirkung und im Wettkampf mit den anderen Zielsetzungen sehr verschieden ausgeprägt sein; dem Herden- und Gattungsmenschen mit starker Mneme, dem Weltgewandten mit starker Anpassung steht hier der geniale Mensch mit starker produktiver Selbstentfaltung gegenüber. So gewinnen wir hier schon für den Begriff des Genies einige Leitlinien, die freilich späterhin (im III. Abschnitt dieses Kapitels) noch durch einen ganz wesentlichen Zug zu vervollständigen sein werden. Zunächst können wir das Folgende feststellen:

Das Genie ist nicht beschränkt auf ein inhaltliches Teilgebiet, wie etwa die Kunst, sondern existiert auf allen Tatgebieten physischer und psychischer Natur, da auf allen diesen Produktivität möglich ist. Es ist nicht bestimmt durch eine Zielsetzung, die den anderen Menschen überhaupt fehlt, sondern durch die vorherrschende Stellung eines Zieles im Zwecksystem. Diese Hegemonie bekundet sich nicht in einer einzelnen Tat (denn ein stärkerer Einschlag von Produktivität in der Einzeltat ist gelegentlich bei jedem Menschen möglich), sondern in der dauernden vorwiegenden Einstellung des Lebens auf solche Taten.

II. Das System der Fremdzwecke (Heterotelie).

Die Selbstzwecklichkeit der Person, wie sie der vorige Abschnitt darzustellen suchte, ist, für sich allein betrachtet, eine reine Abstraktion. Sie bildet den Mittelpunkt des persönlichen Zwecksystems, nicht aber dessen gesamten Inhalt. So eng ist der Zusammenhang der persönlichen Selbstzwecke mit Zwecken anderer Art, daß schon innerhalb der Besprechung der Autotelie nicht ganz von jenen abgesehen werden konnte: mußten wir doch bei der Mneme und bei der konservativen Selbstentfaltung auf die überindividuellen Zwecke der Gattung hinweisen. Nunmehr haben wir die Gesamtheit dieser nicht unmittelbar in der Autotelie der Person verankerten, aber dennoch ihr Sein und Leben mitbestimmenden Zwecke einer gesonderten Betrachtung zu unterziehen; wir bezeichnen diesen Teil des persönlichen Zwecksystems als „Heterotelie". Erst ein dritter Abschnitt wird das Ineinandergreifen von Autotelie und Heterotelie — und damit die mikrokosmische Natur der menschlichen Persönlichkeit — besprechen können.

Die fremden Zwecke, deren Verwirklichung Aufgabe der Person ist, lassen sich in drei Gruppen teilen: in übergeordnete Personalzwecke (Hypertelie), in nebengeordnete Personalzwecke (Syntelie) und in übergeordnete Sachzwecke (Ideotelie).

1. Übergeordnete Zwecke (Hypertelie).

Die Hypertelie ergibt sich unmittelbar aus dem kritischen Begriffe der Person als einer *unitas multiplex*. Denn dieser Begriff fordert eine Anwendung in unbestimmt vielen übereinander geordneten Stufen; und wie der einzelne Mensch die *unitas multiplex* für die in ihm enthaltenen Elemente, die physischen wie psychischen, ist, so sind ihrerseits die einzelnen Menschen Elemente in höheren *unitates*, d. h. in Personaleinheiten höherer Ordnung

Freilich die aus dem Begriff abgeleitete philosophische Forderung einer solchen Hierarchie von überindividuellen Persönlichkeiten würde allein niemals deren tatsächliches Dasein glaubhaft machen; und sie würde vor allem der Frage gegenüber versagen, welche, dem Einzelmenschen übergeordneten, Gebilde

denn diejenigen seien, die als zwecksetzende Überpersonen ihn in sich befassen. Wir müssen daher nach erfahrungsmäßigen Kriterien dafür suchen, ob und wo der Begriff der wirklich persönlichen Vieleinheit über den Menschen hinaus anwendbar wird. Diese Kriterien sind sowohl subjektiver wie objektiver Art und entsprechen damit wieder der psychophysischen Neutralität des Personbegriffs.

Das subjektive Kriterium besteht in den Bewußtseinserlebnissen der Einzelperson, die eine Zugehörigkeit zu einem größeren Ganzen ausdrücken. Familiensinn, Stammes- und Nationalgefühl, Menschheitsliebe, endlich die Hingebung an die alles umfassende Allperson sind die entscheidenden seelischen Inhalte, die das Individuum über sein enges Ich und dessen Selbstzwecklichkeit hinausweisen und es zu bewußter Anerkenntnis einer Dienstbarkeit gegenüber übergeordneten Zwecken auffordern.

Nun würde aber für sich allein dies Bewußtseinskriterium nicht genügen. Wir werden später sehen, daß die Bewußtseinsinhalte nur in begrenztem Maße als Spiegelungen der wirklichen Zweckbeziehungen des Individuums gelten dürfen und daß es Selbsttäuschungen des Bewußtseins gibt —; gerade die auf Überindividuelles gehenden Gemütserlebnisse sind nicht allzu selten von Philosophen als solche Illusionen hingestellt worden. Wir halten sie freilich nicht für subjektive Täuschungen, sind aber zu diesem Glauben nur deshalb und nur insofern berechtigt, als objektive Kriterien in genau die gleiche Richtung weisen. Denn die überindividuellen Personaleinheiten, denen wir Individuen als dienstbare Elemente zugehören, bekunden sich nicht nur in unseren Bewußtseinserscheinungen, sondern in Leistungen einer objektiven Selbstzwecklichkeit, die in den Erscheinungen der Natur und vor allem der Kultur und Geschichte hervortreten.

Als diejenige Stufe, auf der diese Verhältnisse am deutlichsten sind, muß die des Volkes gelten. Die Autotelie der Selbsterhaltung und Selbstentfaltung kommt einem Volk in nicht geringerem — nein, vielmehr in noch höherem — Sinne zu, als dem Einzelmenschen; es ist mehr als ein bloßes Bild, wenn man von Völker-„Persönlichkeiten" spricht. Die große gattungsmäßige Mneme, genannt Vererbung, sorgt für die biologische Selbsterhaltung;

Sitte und Überlieferung, gemeinsame Sprache, Geschichte, Kunst, Literatur usw. bedingen die kulturelle Selbsterhaltung; aber darüber hinaus lebt in jedem Volke, biologisch wie kulturell, ein Drang, über sich hinaus zu bauen, zu wachsen und zu reifen, also auch Selbstentfaltungsstreben. Die staatliche Organisation gibt diesen Zwecktendenzen erst den festen Rahmen und ist das Hauptwerkzeug des Anpassungszwecks; sie sichert das Festhalten des Erworbenen, die Stetigkeit der Entwicklung im Nacheinander, das Zusammenwirken aller differenzierten Teile im Nebeneinander, die einheitliche zielstrebige Aktion und Reaktion nach außen. Sie verleiht schließlich dem Volk auch die Möglichkeit, zur höchsten Stufe der Autotelie, zur produktiven Selbstentfaltung emporzusteigen, welche einen neuen bleibenden und weithin wirkenden Wert im Gebiet der Völkerpersönlichkeiten ausbildet.

Zwischen Volk und Individuum steht die Familie als ein einheitliches Gebilde mit eigener Selbstzwecklichkeit; jenseits des Volkes steht die Gattungseinheit „Menschheit“, die wieder um alle Verschiedenheiten der Völker- und Individualpersönlichkeiten ein gemeinsames Band legt, sie alle in den Dienst des „Allgemeinmenschlichen“ zwingt.

Der Ausprägungsgrad der Personifikation ist freilich in den genannten Stufen sehr ungleich. Am entschiedensten ist er, wie schon gesagt, beim Volke, aber auch hier noch wechselnd von Volk zu Volk und bei einem bestimmten Volke von Epoche zu Epoche: es gibt Lebensformen von Völkern, in denen die völkische Personalität sich nur in der bloßen Selbsterhaltung und Vererbung bekundet, während die höheren Zweckbestimmungen der Anpassung und vor allem der produktiven Selbstentfaltung zu schlummern scheinen — um erst dann, wenn ihre Zeit gekommen ist, mit Gewalt hervorzubrechen. Und damit vergleiche man etwa das Bild, welches das deutsche Volk beim Ausbruch des Weltkrieges darbot: da gab es keinen Zug der völkischen Autotelie, der nicht mit stärkster Wucht — zugleich aber dem Gesamtzweck der Volkspersönlichkeit sich einfügend — hervorgetreten wäre.

Bei der engeren Personalstufe der Familie ist es ähnlich. Von ganz lockeren Beziehungen an, bei welchen sich die perso-

nale Einheit auf die Zeugungs- und Vererbungsgemeinschaft beschränkt, bis hin zu der ehernen, alle anderen Zwecke zurückdrängenden Festigkeit, die der Einheit des Geschlechts oft bei Adligen und Bauern zukommt, gibt es sämtliche denkbaren Abschattungen.

Die über die Völker hinausgreifende Stufe der Menschheit ist noch fast ganz im Zustand einer schlummernden, latenten Personalität befangen. Daß sie eine Einheit ist, bekundet sich in der Grundtatsache der Mneme: jedem Individuum prägt sie die gattungsmäßigen Eigenschaften des Menschen auf. Daß sie auch im Selbstentfaltungssinne eine Einheit zu werden sich vorbereitet, zeigt sich in schüchternen Anfängen von Zielstrebigkeiten, die über die Zwecke der Einzelvölker hinausgehen. So groß uns scheinen mag, was an allgemein Humanitärem, an Völkerverbindendem in Sittlichkeit und Wissenschaft, Handel und Verkehr, Kunst und Religion geschaffen sein mag — es sind doch nur erste Symptome des Erwachens: die große Zusammenfassung zur Zwecksynthese, die Einfügung alles Einzelnen in einen gewaltigen Menschheitsorganismus und damit das produktive Wirken der Menschheit als einheitlicher Persönlichkeit kann nur als fernes Zukunftsideal aufgestellt werden.

Und über die Menschheit hinaus? Setzt sich dort das Stufensystem der überindividuellen Personaleinheiten noch fort, und wie? — Je weiter wir uns von der Stufe der Einzelindividuen entfernen, um so weniger sind wir Individuen imstande, erfahrungsmäßig Stufe gegen Stufe abzugrenzen und ihren personalen Charakter zu beweisen. Ist „das Leben" (d. h. die Gesamtheit aller lebendigen Wesen), ist die Erde, ist das Sonnensystem in irgend einem Sinne mehr als bloße Summierung? Sind sie selbsttätige, selbstzweckliche Einheiten, also „Personen" im weitesten Sinne?

Jede Antwort, die auf diese Frage gegeben werden kann, sei sie positiv (wie bei Plato und Fechner) oder negativ, ist immer nur Ausfluß eines phantasievollen Glaubens, nie mehr eines irgendwie gegründeten Wissens. An einer einzigen Stelle aber wird dieser Glaube zu einer Überzeugung, die dem Wissen sogar überlegen ist, weil sie erst dessen Voraussetzung darstellt: an der obersten Grenze des ganzen Systems der Personen. Daß das All selbst letzten Endes

persönlich sei, von einer inneren Zweckbestimmung der Selbsterhaltung und Selbstentfaltung belebt und alle diese Zielstrebigkeiten in höchster Vollendung enthaltend — das ist eine These, mit der überhaupt die gesamte Weltanschauung des Personalismus steht und fällt. Die Annahme, daß es Viel-Einheiten auf verschiedenen endlichen Stufen der Welt gebe, wird sinnlos, ja sinnwidrig, wenn die Welt selbst eine bloße Vielfältigkeit wäre. Das wiederholte Sich-Unter- und -Überordnen von Zwecken verschiedener Stufen erschiene unmöglich, wenn schließlich im Letzten alles zweckfremd und mechanisch wäre. So schließt die Hierarchie der dem Menschen übergeordneten Einheiten nach oben ab mit der Idee des göttlichen Alls und zwar nicht als eines sächlichen, von abstrakten Gesetzmäßigkeiten geleiteten Universums, sondern als einer wirklichen göttlichen Allperson, die ihre Selbsterhaltungszwecke allem Seienden als Gesetze auferlegt und die in ihrer schöpferischen Selbstentfaltung der Welt eine ewige Tendenz zur Vervollkommnung leiht.

Allen diesen Personaleinheiten verschiedener Größenordnung gehört der Einzelmensch als Element an; und damit werden deren Zwecke zu Bestimmungsgründen und Bestandteilen seines Wesens. Was Autotelie ist für Familie, Volk, Menschheit, Gottheit, wird zur Hypertelie für das Individuum. Nicht daß diese Überzwecke ihm immer zum Bewußtsein kommen müßten — wir erwähnten schon oben die Unzuverlässigkeit der Bewußtseinsspiegelung — aber sie dringen hinein in sein objektives Sein und Tun. Indem der Mensch seine Landessprache spricht und die Sitten seines Volkes sich aneignet, einen nützlichen Beruf ausübt, seine Staatsbürgerpflicht erfüllt, und, wenn es sein muß, sein Leben für das Vaterland aufs Spiel setzt, betätigt er sich als Organ in der Autotelie seines Volkes. Indem er einen Hausstand gründet, für Frau und Kinder sorgt, Besitzstand, soziale Stellung, Überlieferung seines Geschlechts wahrt und mehrt, ist er dienendes Glied in der Personaleinheit der Familie. Indem er trotz aller Besonderung nach Individualität, Familie und Volk allgemein Menschliches in sich trägt, körperlich wie seelisch, indem er teilnimmt an internationalen Beziehungen des Handels, des Rechts und der Gesittung, indem er mitbaut an den Kulturgebieten von Kunst und Wissenschaft,

trägt er bei zu der konstanten Selbsterhaltung und zu der erst traumhaft erwachenden Selbstentfaltung der Menschheitsperson. Indem er schließlich sein enges und fragmentarisches Sein einfügt in den Gesamtzusammenhang des Daseins, und die Sinnhaftigkeit und Zielstrebigkeit seines Tuns für gewährleistet hält durch den Glauben an eine allgemein waltende sinnvolle Einheit, verwirklicht er in sich die Zugehörigkeit zur Gottheit.

So verschiedenartig diese Zweckrichtungen der Hypertelie sind, so sind doch zwei Züge ihnen gemeinsam. Stets liegt eine wirklich überindividuelle Tendenz vor: die Steuer, die der Staatsbürger zahlt, gilt nicht diesem oder jenem individuellen Armen, der genährt, nicht einem bestimmten Kranken, der geheilt werden soll, sondern der allgemeinen Hebung der Volkswirtschaft und Volksgesundheit; die Dienste, die der Gelehrte der Menschheit leistet, sind nicht seinen individuellen Fachgenossen zugedacht, sondern der Wissenschaft, eben als einem Organ des Menschheitsfortschritts. Das zweite Kennzeichen besteht darin, daß das richtunggebende Überindividuelle eine wirkliche Persönlichkeitseinheit ist, die einen lebendigen Selbstwert darstellt: die Familie, das Volk, die Menschheit, die Gottheit. Der erste Zug gibt der Hypertelie eine abstrakte und zunächst unpersönliche Färbung, die aber durch den zweiten Zug wieder konkretisiert und verpersönlicht wird. Dadurch steht die Hypertelie in der Mitte zwischen den beiden nunmehr zu besprechenden Richtungen der Fremdzwecklichkeit, die für das menschliche Individuum gelten. Die Syntelie ist von vornherein konkret und persönlich gerichtet, die Ideotelie ist so abstrakt und unpersönlich, daß nur auf Umwegen die Beziehung zu einem Persönlichkeitszentrum hergestellt werden kann.

2. Nebengeordnete Zwecke (Syntelie).

Die volkstümliche Betrachtung und auch viele philosophische Erörterungen glauben, alle Strebungsweisen des Menschen, die nicht auf die eigene Person gerichtet sind, unter einen einzigen Gesamtbegriff bringen zu können: als die im engeren Sinne moralischen, selbstlosen, altruistischen Tendenzen. Bei einer solchen Zusammenfassung wird aber jener grundsätzliche Unterschied ungebührlich vernachlässigt, den wir durch die Worte

Hypertelie und Syntelie bezeichnen. Nicht-selbstisch ist sowohl die soziale Tätigkeit des Staatsbürgers, die dem Wohle des Volkes gilt, wie die Tendenz des barmherzigen Almosenspenders; auf fermde Zwecke zielt sowohl die Liebe zum Vaterlande wie die Liebe zu einem Freunde — aber dennoch ist in jedem dieser Beispielspaare eine Grundverschiedenheit vorhanden durch die Richtung, die einmal auf einen dem Individuum übergeordneten Wertträger, das andere Mal auf ein gleichgeordnetes Individuum, auf einen „Mit"-Menschen geht. Das Wesen der „Syntelie" ist also das Überspringen der Zwecktendenz auf eine Person, die dem Individuum als etwas Äußeres und zugleich als etwas anschaulich Gegebenes gegenübersteht; beides trifft nicht zu für die vorher besprochene Hypertelie, die immanent wirkt (vom überindividuellen Ganzen auf die Teile) und die an einem für das Individuum unanschaulichen Ganzen haftet.

Die Syntelie ist natürlich, wie alle anderen Zielstrebigkeiten, psychophysisch-neutral; sie umschließt nicht nur die Bewußtseinserlebnisse der Liebe und des Hasses, des Mitleids und der Mitfreude, sondern auch alle objektiven Funktionsweisen des Menschen, die den Zwecken der Nebenmenschen gelten, alle Pflege und Fürsorge, alle Verkehrsbeziehungen der Freundschaft, der Kameradschaft, der Kollegialität, der Geselligkeit, alles Rücksichtnehmen und Entgegenkommen — gleichgültig, ob und inwieweit diese Handlungsweisen von entsprechenden Bewußtseinsinhalten begleitet sein mögen. Sind doch oft die äußersten Leistungen der Syntelie — eine Lebensrettung, die Aufopferung einer Mutter für ihr Kind — im allergeringsten Maße mit Bewußtseinsspiegelung behaftet.

Eine schwierige Frage betrifft das Verhältnis der syntelischen Tendenzen zu den hypertelischen. Manche Philosophen haben geglaubt, diese aus jenen herleiten zu können: Volk, Menschheit seien nichts anderes als Summen von Individuen; und das allen diesen Einzelindividuen gewidmete (also syntelische) Streben solle dann durch Summation die Richtung auf das „Gesamtwohl" (also die hypertelische Tendenz) ergeben. Den überindividuellen Gebilden wird also ganz und gar der Charakter der Personalität und der Selbstzwecklichkeit abgesprochen; unser Interesse für sie

soll grundsätzlich auf gleicher Stufe stehen wie das Interesse für irgend einen Verein, dessen Mitgliedschaft wir wegen des guten Zweckes, dem er dient, erworben haben.

Bei solchen Auffassungen hat die Furcht vor dem Unanschaulichen Gevatter gestanden. Weil die Nation oder die Menschheit nicht so wie der Einzelmensch unserem Anschauen als konkret sichtbare Einheit und Ganzheit gegeben ist, will man durchaus ihre reale Lebenseinheit leugnen. Gibt es aber keine Autotelie der überindividuellen Einheit, dann kann es auch keine Hypertelie geben, die sie den Individuen als ihren Angehörigen auferlegt. Und es bleibt die Syntelie als alleiniger Weg übrig, um alle nicht-selbstischen Zwecke des Individuums verständlich zu machen. Sympathiegefühl und Interessengemeinschaft, kurz lediglich die Beziehungen zwischen Mensch und Mensch — sie solleu als Ursachen alles völkischen, sozialen, staatlichen, kulturellen humanitären Strebens und Tuns gelten!

Eine derartige Konstruktion ist nur möglich, weil das Dogma von der alleinigen Wirklichkeit der Individuen, das für das alleinseligmachende gehalten wird, gegen eine Fülle widersprechender Tatsächlichkeiten blind macht. Es ist eine Erfahrungstatsache, daß psychisch unser Verhältnis zu den Über-Ganzheiten (Familie, Vaterland, Menschheit) ein völlig anderes ist als das Verhältnis zum einzelnen Verwandten, Landsmann, Mitmenschen, und auch zu deren Summe; und es ist ebenso erfahrungsmäßig belegbar, daß unser objektiv-physisches Tun jenen Ganzheiten gegenüber durchaus andere Wege gehen kann als das syntelische Handeln. Wirkt der Adlige, der um der Reinerhaltung seines Geschlechts willen auf ein individuelles Liebesglück verzichtet — der Soldat, der auf einem verlorenen Posten ausharrt — der Märtyrer, der sich für Menschheitsideale opfert — noch irgendwie aus Sympathie oder Interesse für irgend welche individuellen Nebenmenschen? Wäre ihr Tun nicht einfach sinnlos, wenn nicht ein Überwert — und als Träger dieses Überwertes eine Überperson — sie zu Organen höherer Zwecke machte?

Ist also die Hypertelie keinesfalls auf Syntelie zurückführbar, so wäre nun umgekehrt zu fragen, ob nicht diese aus jener abgeleitet werden müßte. Denn auch für die Anerkenntnis der

Syntelie als einer ursprünglichen Zweckbestimmung besteht eine Schwierigkeit: ihre exoterische Beschaffenheit. Das heißt: der andere, für den ich fühle und wirke, ist doch für mich völlig ein Nicht-Ich, ein Außer-Ich — wie komme ich zu ihm und er zu mir? Nach der Definition besteht das Wesen jeder Person in der Ganzheit, die auf sich selber wirkt im Sinne ihrer Zwecke — wie kann da mein Wirken mich selbst verlassen und herüberspringen auf die Zwecke einer Person, deren Sein und Tun gänzlich außerhalb meiner Grenze liegt?

Ich gestehe es, daß diese Schwierigkeit für mich früher der Anlaß war, der Syntelie die Ursprünglichkeit abzusprechen und sie aus der Hypertelie abzuleiten und zwar in der folgenden Weise[1]). Daß überhaupt zwischen Personen A, B, C . . . ., die gegeneinander fremd und einander nebengeordnet sind, Zusammenhänge bestehen können, beruht in ihrem gemeinsamen Teilhaben an den identischen Überpersonen. Was mich mit den Nebenmenschen verbindet, ist daher nur der gemeinschaftliche Dienst für Familie, Volk, Menschheit, das gleichmäßige Beteiligtsein an deren überindividuellen Qualitäten, Zwecken und Strebungen. So wird alles exoterische überspringende Wirken zum bloßen Schein, dem in Wirklichkeit die Immanenz beider Glieder in einem übergreifenden Dritten zugrunde liegt. (Um dies an einem Beispiel klarzumachen: die Liebe des Mannes zur Frau wäre nur scheinbar eine Äußerung der Syntelie, tatsächlich aber das Werkzeug, dessen sich das Selbsterhaltungsstreben des Volkes zur Verwirklichung seiner Zwecke bedient.) Aber auch das Wie der Syntelie schien mir aus dem gleichen Prinzip erklärbar. Die Hypertelie fordert von mir eine Dienstbarkeit, die sich nicht über alle anderen zum übergeordneten Ganzen gehörenden Individuen gleichmäßig erstrecken kann; sie muß sich vielmehr nach meiner besonderen Stelle in jener höheren Einheit individualisieren und muß damit zu gewissen anderen Teilhabern desselben Ganzen individualisierte Zusammenhänge schaffen. Daher die tausendfachen Abstufungen und Färbungen der syntelischen Beziehungen, daher das Herausgreifen von einzelnen Nebenmenschen als den

---

[1]) Person und Sache Band I, S 167 u. 346.

Trägern besonders enger Syntelie: der Liebe, der Freundschaft, der Kameradschaft usw. (Um auch dies an obigem Beispiel zu beleuchten: die sexuelle Wahl, scheinbar eine zufällige Auslese aus tausend anderen Möglichkeiten der Syntelie, erfährt in Wirklichkeit ihre Bestimmung durch die Zwecktendenzen der Überpersonen Familie und Volk, in deren Sinne die Verbindung gerade dieses Mannes X mit diesem Weibe Y liegt.)

Diesen früheren Standpunkt glaube ich in seiner Ausschließlichkeit heute nicht mehr aufrechterhalten zu können. Gewiß steckt in jeder Syntelie zugleich eine Hypertelie; ja dies gemeinsame Ruhen in einer gemeinsamen Überpersönlichkeit ist die eine Vorbedingung jeder Beziehung zwischen Mensch und Mitmensch. Außerdem aber gibt es noch eine andere Vorbedingung, nämlich ein wirkliches unmittelbares Herüber- und Hinüberspielen der Zwecke von einer Person zur anderen, ein Überwinden des zu einander Fremd- und Äußerlich-Seins durch ein teilweises Sich-Identifizieren. Wir wollen diese spezifische Seite der Syntelie mit dem (aus der Hypnoseforschung stammenden) Ausdruck „Rapport" bezeichnen. Im Rapport liegt ein doppeltes Geheimnis, das wir nun einmal als unauflösbar anerkennen müssen. Er vermag einerseits das Auseinandersein der Beziehungsglieder unmittelbar in Immanenz zu verkehren: es ist ein Hineinleben des eigenen Lebens in das des anderen, das Herübernehmen der fremden Zwecke in die eigene Autotelie. Der Rapport trifft andererseits eine unbegreifliche Auslese; es werden solche Individuen besonders stark und fest miteinander verknüpft, deren individuelle Autotelien zusammenpassen und sich gegenseitig bereichern, sei es durch Ähnlichkeit (Resonanz), sei es durch Ergänzung (Komplementarismus).

Die psychische Seite des Rapports ist bekanntlich im Begriff der „Einfühlung" von neueren Psychologen festgelegt worden. Aber wir müssen uns hier, wie überall, hüten, die Zwecktendenz lediglich im Psychischen zu suchen. Nicht daß wir in unserem Bewußtsein die Existenz und Wesensart des anderen als unsere eigene fühlen, macht allein schon das Wesen des Rapports aus, sondern daß wir es mitleben, daß wir auch unserem physischen Tun seine Zwecke einver„leiben".

So setzt sich denn alle Syntelie zusammen aus gemeinsamer Teilhaftigkeit an einer Überperson und aus unmittelbarem Rapport; der Verhältnisanteil beider Faktoren kann freilich sehr verschieden sein. Die Kameradschaft ist z. B. eine Beziehung, die vornehmlich durch den gemeinschaftlichen übergeordneten Zweck bedingt ist, die Freundschaft dagegen eine solche, die vornehmlich auf Rapport beruht. Die sexuelle Liebe ist um so mehr aufs Hypertelische beschränkt, je tierischer sie ist, d. h. je reiner sie vom Zweck der Gattungsfortpflanzung allein geleitet ist; sie ist mehr und mehr von Rapport durchsetzt, also syntelisch, je mehr sie die spezifisch menschliche Form annimmt und zum In-einander-Aufgehen zweier sich ergänzender Individualitäten wird.

3. Abstrakte Zwecke (Ideotelie).

Die bisher genannten Zwecke des Menschen hatten, bei aller Verschiedenheit, doch ein Gemeinsames: sie waren auf persönliches Dasein gerichtet, auf die eigene Person, auf Überpersonen, auf Mitpersonen. Nun gibt es aber eine Reihe von Zweckbestimmungen für menschliches Leben und Erleben, die keine unmittelbaren persönlichen Beziehungen haben, sondern einem Abstraktum gelten. Die direkten Gegenstände aller logischen, ethischen, ästhetischen, religiösen Zielsetzung — also gerade der höchstentwickelten Formen menschlichen Strebens — sind „das Wahre“, „das Gute“, „das Schöne“, „das Heilige“. Der Gelehrte, der sich ganz der Wissenschaft hingibt, der Künstler, der völlig in seiner Kunst aufgeht, der Moralist, dem die Pflicht oberste Richtschnur seines Handelns ist, der Fromme, dessen Lebensinteresse der Religion und Kirche gilt, sie scheinen unsere These zu widerlegen, daß aus der Über- und Nebenordnung von Personen allein das Zwecksystem des Menschen abzuleiten sei. Die eben angedeuteten abstrakten Zielbestimmtheiten bezeichnen wir als „Ideen“; betrachten wir sie unter dem Gesichtspunkt des menschlichen Handelns, für welches die Ziele in ihrer Vollständigkeit stets unerreichbar bleiben, aber eben dadurch zu unbedingten und ewigen Bestimmungsgründen der Tatrichtungen werden, so heißen sie „Ideale“[1]).

[1]) Hier handelt es sich nun nicht mehr um das individuelle Ideal persönlicher Selbstentfaltung, das für jeden Einzelmenschen eine andere Bedeutung hat (s. S. 37), sondern um die diesen überlagerten Ideale allgemeingültiger Natur.

Welche Stellung hat nun der kritische Personalismus zu den Ideen einzunehmen?

Es ist das Kennzeichen aller im engeren Sinne „idealistischen" Philosophien, daß sie die Ideen als etwas Letztes, Unauflösbares hinstellen — hierin stimmen Platons Metaphysik, Kants Lehre von den Ideen der praktischen Vernunft und Hegels System der metaphysischen Ideenbewegung überein mit idealistischen Werttheorikern der Gegenwart, welche von der schlechthinnigen und unbedingten „Geltung" der logischen, ethischen usw. Werte sprechen. Diesen abstrakten Idealismus können wir uns nicht zu eigen machen. Daß etwas Ziel sein könne, was überhaupt keine konkrete Existenzmöglichkeit habe, daß etwas Geltung besitze (d. h. sich das Sein und Tun der Menschen dienstbar mache), was selber kein reales Dasein und kein aktuelles Tun darstelle, sondern nur begriffliche Abstraktion sei — das ist ein Gedanke, der sich beim Ausdenken in Widersinn auflöst. Der kritische Personalismus nimmt als wahrhaft existierend nur personale Wesenheiten an, konkrete Ganzheiten von innerer Lebendigkeit und schöpferischer Selbstentfaltung in unendlicher Übereinanderstufung und Nebeneinanderordnung. Nur von „Personen" kann daher letzten Endes alle Zwecksetzung auch für den Einzelmenschen ausgehen, alles „Gelten" muß zuletzt zurückgeführt werden auf wirkliches „Sein", das sich Geltung verschafft und das anderen Geltung auferlegt. Das Dasein von Personen ist das Primäre, die Geltung von Idealen das erst hieraus abzuleitende Sekundäre.

Diese Zurückführung auf „Personen" darf aber um keinen Preis in individualistischem Sinne verstanden werden — als ob Wissenschaft, Kunst, Ethik und Religion nun weiter nichts wären als Hilfsmittel für die Entwicklung, Betätigung und Ergötzung von Einzelindividuen oder von Gruppen solcher. Ein derartiger konkreter Individualismus entfernt sich von der Wahrheit noch viel weiter als der oben besprochene abstrakte Idealismus. So richtig es ist, daß jene Wert- und Zweckgebiete der Einzelindividuen bedürfen als der Werkzeuge ihrer Verwirklichung, so falsch wäre es, aus jenen individuellen Betätigungen heraus ihren Wesenskern und ihre Aufgabe ableiten zu wollen. Weder die Autotelie des einzelnen Individuums, noch die Syntelie mehrerer Individuen untereinander reicht

hier aus. Mag man die seelischen Erlebnisse, die der Einzelne hat: beim Forschen und Denken, beim Genießen und Schaffen, beim sittlichen Handeln und Beten usw., noch so genau zergliedern mag man auch die Rolle, welche die Einfühlung (also ein syntelisches Prinzip) praktisch als Sympathie, künstlerisch als ästhetische Beseelung spielt, noch so hoch einschätzen — die Bewußtseinsspiegelung in den Individuen ist doch nur die eine Seite dieser Zweckgebiete; und eine solche Betrachtung wird weder dem psychophysisch-neutralen Charakter gerecht, den jene Gebiete als objektive Kulturmächte besitzen, noch dem normativen oder Forderungscharakter, der sie über das bloße beschreibbare Dasein hinaus zu geltenden Prinzipien erhebt.

Abstrakter Idealismus und konkreter Individualismus sind also gleich unzulänglich, die Zweckbedeutung der Ideen verständlich zu machen; die Lösung des Zwiespaltes kann nur in einem „konkreten Idealismus" liegen, wie ihn die personalistische Weltanschauung vertritt. Die Ideale haben eine wahrhaft objektive Bedeutung und Geltung, die überindividuell ist, weil sie weit über das Dasein und Bewußtsein der Einzelmenschen hinausreicht, die aber nicht unpersönlich ist, d. h. nicht dem abstrakten Begriff als solchem zukommt. Vielmehr sind sie die Lebensformen übergeordneter Personaleinheiten, die sich daher für die Individuen als Hypertelien geltend machen.

Erläutern wir dies an einem schon früher erwähnten Beispiel. „Die Nationalität" ist eine Idee, welche für den Einzelmenschen überindividuellen Wert und objektive Geltung hat. Aber Wert und Geltung der Idee haften nicht an dem Abstraktum „Nationalität" als solchem, sondern sind nur ein Ausdruck dafür, daß das Volk als lebendige Einheit sein eigenes konkretes Entfaltungsziel allen seinen individuellen Teilhabern als Dienstbarkeit auferlegt. Nur weil jeder individuelle Mensch irgendwo und irgendwie einer Volkspersönlichkeit untergeordnet ist, hat für ihn das Nationalitätsideal Geltung.

In ganz entsprechendem Sinne, nur nicht in so unmittelbar überschaubarem Zusammenhang, sind alle Ideale Teilziele konkreter Hypertelien, die dem Menschen übergeordnet sind. Wissenschaft, Gesittung, Kunst, Religion stellen Kulturgüter dar, deren Wahrung zur Selbsterhaltung der Menschheit und der Völker dient, und

deren Förderung und Steigerung zur Selbstentfaltung jener Überpersonen gehört; und in den Ideen des Wahren, Guten, Schönen, Heiligen haben wir nur einen schwachen Bewußtseinsabglanz dessen zu sehen, daß jeder einzelne Mensch berufen ist, an der Autotelie jener Über-Einheiten mitzuwirken. Ja auch der Unterschied von „Idee“ und Ideal“ gewinnt hier objektive Bedeutung: die „Idee“ drückt die ewig gleiche und konstante Forderung aus, welche die Selbsterhaltungstendenz der Über-Einheit an den Menschen stellt; das „Ideal“ aber macht ihn zu einem Werkzeug und Mitarbeiter an der produktiven Selbstentfaltung der Menschheit oder des Volkes, indem es ein ständiges Hinausgehen über das schon Erreichte, ein Fortstreben zu immer neuen Lebensäußerungen fordert und damit die Gemeinschaftseinheit um objektive Kulturformen und um subjektive Erlebnisweisen bereichert.

Jede der Über-Einheiten, zu denen das Individuum gehört, projiziert in dessen Tun und Erleben Ideen der verschiedenen Richtungen hinein; je weiter aber die Übereinheit den engen Umkreis des Individuums überragt und je unanschaulicher sie daher dem Einzelmenschen wird, um so mehr bedarf sie der abstrakten Mittlungen, also der Ideen, um auf den einzelnen zu wirken. — So ist die sittliche Idee in ihren vorherrschenden Linien bestimmt durch die Menschheitspersönlichkeit; dieser universalistische Zug tritt rein hervor in der stoischen und christlichen Formel von der allgemeinen Menschenbrüderschaft, in Kants kategorischem Imperativ, im Humanitäts- und Gleichheitsideal der Aufklärung; die engeren Kreise, die das sittliche Verhalten aufs stärkste mitbeeinflussen, insbesondere Volk und Familie, haben in viel geringerem Maße die Form abstrakt geltender Ideale angenommen, sie bedurften dessen auch weniger, weil sie wegen ihrer Nähe zum Individuum ihre Forderungen an dieses sofort in Anschauung umsetzen konnten. — Das Wertgebiet des Ästhetischen ist in starkem Maße außer von den „allgemein menschlichen Idealen“ von besonderen nationalen Ideen durchsetzt und bestimmt. — Das Ideal des reinen Erkennens und der wissenschaftlichen Wahrheit ist dagegen fast ausschließlich in der Gültigkeit für die ganze Menschheit verankert — und konnte eben deshalb, wegen des Fehlens lebensnäherer Zwischenglieder, erst so spät im bewußten Denken

der Individuen Wurzel schlagen. — Die Krönung dieses Systems der Ideen aber stellt die Idee der Heiligkeit dar; denn wenn auch die Heilighaltung der Familien-, Volks-, Menschheitswerte im Zwecksystem eine bedeutende Rolle einnimmt, so ist doch der eigentliche Ursprungsort des abstrakten Heiligkeitsideals die höchste Übereinheit, der sich der Mensch untergeordnet fühlt, die göttliche Allperson. Die Teilhaftigkeit an der Allperson ist nicht nur ruhender Besitz, sondern vor allem die Anerkennung einer stetigen Forderung: einer Forderung, die alle Unterordnungen und Dienstbarkeiten unter überindividuelle Zwecke, alles Aufgehen in höheren Ganzheiten und das Sich-Opfernkönnen für sie zur letzten Einheit zusammenfaßt. Darum ist das Ideal der Heiligkeit nicht eines neben den anderen Idealen, sondern die höchste Synthese aller übrigen; darum ist Religion — in irgend einer Form (die kirchliche ist nur eine der möglichen Formen) — der Abschluß des menschlichen Zwecksystems überhaupt.

Die objektive Beziehung einer Idee zu der sie tragenden Über-Einheit braucht durchaus nicht immer im Bewußtsein des Individuums zum Ausdruck zu kommen. Hier stehen wir wieder an einer der vielen Stellen, wo die Bewußtseinsspiegelung nicht ohne weiteres als angemessene Bekundung des wahren Sachverhalts gelten darf. Oft genug ist der Zusammenhang, der vom Tun des Einzelmenschen bis hin zur Überperson als dem eigentlichen Handlungsziel führt so verwickelt, daß das Bewußtsein nur bis zu einer Etappe dieses Weges reicht und dann etwas als Ziel ansieht, was in Wirklichkeit nur Mittel zum Zweck ist. So begreift man es, daß die abstrakten Ideen: „des Guten", „der Pflicht", „des Rechts", „der Wahrheit" usw. als letzte Werte und unableitbare Ideale betrachtet werden könnten, während sie in Wirklichkeit ihrerseits noch einmal in überindividuelle Persönlichkeitswerte eingebettet sind. Die Ökonomie des individuellen Lebens verlangt geradezu eine solche Beschränkung, um die Tat- und Bewußtseinsenergie nicht zu zersplittern; deshalb müssen Zwischenzwecke den Schein von Endzwecken annehmen.

Zum Schluß dieses Abschnitts erhebt sich die Frage, in welchen Zügen wir das spezifische Menschliche der gesamten Heterotelie zu sehen haben. Die Fremdzwecklichkeit als solche ist nicht eine Bestimmung, die dem Menschen allein eigen wäre; auch das Tier besitzt sie, zum Teil sogar in höherem Grade als der Mensch. Die Zugehörigkeit zur Gattung ist für das tierische Einzelwesen eine viel unbedingtere, als die Zugehörigkeit des Menschen zum Volk oder zur Menschheit. Die Vererbung der Formen, die angeborenen Instinkte, die Wachstums- und Reifungsvorgänge, die sexuellen Vorgänge — sie zeigen die entschiedene Vorherrschaft des Gattungstelos beim Tiere; und auch die Willenshandlungen sind zu einem großen Teil durchaus hypertel: man denke an die Einordnung in die Herde, an die Zuspitzung alles Tuns auf die Interessen der staatlichen Gemeinschaft (Ameise). Ebenso gibt es auch Syntelie: das Muttertier zeigt den Jungen gegenüber nicht nur die psychische Regung der Liebe, sondern auch die physische Leistung der Fürsorge und der Verteidigung (die bis zur Selbstaufopferung gehen kann). Auch Freundschaftsbeziehungen — sowohl zwischen Tieren untereinander wie zwischen Tier und Mensch — kommen vor. Bei Hypertelie und Syntelie ist demnach die Rückständigkeit des Tieres gegenüber dem Menschen im wesentlichen eine graduelle; die Zweckbeziehungen sind hier beim Menschen unendlich viel mannigfaltiger, feiner abschattiert, bewußter. Die dritte Form der Fremdzwecklichkeit dagegen, die Ideotelie, fehlt beim Tiere völlig. Das Bestimmt-Werden des Daseins durch Ideen und Ideale, die Arbeit im Dienste geltender Werte ist also ein rein menschliches Kennzeichen, zu dem vom Tiere her überhaupt keine Brücke führt. Ein anderes spezifisch menschliches Merkmal der Heterotelie — das ihr Verhältnis zur Autotelie angeht —, wird der nächste Abschnitt besprechen.

III. Die Aufnahme der Fremdzwecke in den Selbstzweck (Introzeption).

Wir haben alle wesentlichen Zweckbestimmungen, die in jedem Menschenleben wirksam sind, an uns vorbeiziehen lassen; nun gilt es, den Ring zu schließen. Zwei Hauptgruppen, Selbst-

zwecklichkeit und Fremdzwecklichkeit, ließen sich herausschälen, die ihrem Begriff nach einen absoluten Gegensatz darzustellen scheinen: muß diese Zweiheit nicht das Grundwesen der Persönlichkeit, eine Ganzheit zu sein, vernichten? Oder läßt sich das Verhältnis von Autotelie zur Heterotelie so fassen, daß sie ein einheitliches Zwecksystem bilden und damit die trotz aller Mannigfaltigkeit einheitliche Persönlichkeit aufbauen können?

Drei Möglichkeiten gibt es für das Verhältnis von Selbstzwecklichkeit zu Fremdzwecklichkeit im menschlichen Leben. Zwei dieser Möglichkeiten suchen den Zwiespalt durch das schlechthinnige Übergewicht der einen oder der anderen Zweckgruppe zu beseitigen. Die dritte sucht, ihn durch Synthese wahrhaft zu überwinden.

Die erste Möglichkeit besteht darin, daß das Selbst in seiner engen ichbezogenen Ausschließlichkeit zum Daseinsziel erhoben und daher alles Nicht-Ich zur bloßen Sache, zur Außenwelt, zum Schein, zum Mittel für die Selbstzwecke verflüchtigt wird. Hierbei ist es wiederum sekundär, ob sich diese Ichbeziehung im objektiven Verhalten des Individuums (als Egoismus) oder in seinem subjektiven Erleben (als Subjektivismus) ausdrückt; sekundär ist ferner, ob man jene individuelle Selbstzwecklichkeit nur als einmalige für das eigene Selbst geltende anerkennt (Solipsismus), oder ob man mit dem Vorhandensein unbestimmt vieler solcher Selbste rechnet (Individualismus) — grundlegend ist lediglich, daß die Autotelie ihrem Geltungsanspruch nach zugleich als alleinherrschend und doch ihrem Umfang nach als punktuell betrachtet wird. Die Persönlichkeit will völlig selbstherrlich sein, weil sie nur ihren individuellen Zielen nachzuleben tendiert, — und sie ist zugleich an Gehalt höchst armselig, weil fast alle Werte, die dem Dasein Inhalt geben, als Fremdkörper und Bedrohungen der Selbstheit gemieden werden.

Natürlich gibt es in Wirklichkeit kein persönliches Leben, in welchem diese punktuell gewordene Autotelie tatsächlich regierte; aber in jedem Leben gibt es Tendenzen dieser Art (physische und psychische), die allem Heterotelen schlechthin feindlich sind; und in jedem Leben gibt es Teilgebiete und Teilphasen, in welchen solche Tendenzen stark genug werden, um zu Ansätzen

der Verwirklichung zu führen. Endlich gibt es bestimmte Persönlichkeiten, deren Leben dauernd durch eine besonders heftige Ausprägung solcher Tendenzen gekennzeichnet ist (die eigentlichen „Egoisten“, „Subjektivisten“, „Individualisten“).

Nun das Gegenbild. Hier wird die Heterotelie so überragend, daß alles Autotelische zurückgedrängt erscheint. Die Hingabe an fremde Zwecke kann zu einem Aufgeben der eigenen persönlichen Selbständigkeit führen; das Individuum wird dann vorwiegend zum Werkzeug, zum Bruchstück, zu einer unpersönlichen Sache, zum Opfer. Mag der Zweck, dem die Hingabe gilt, ein übergeordneter oder ein nebengeordneter, ein konkret persönlicher oder abstrakt ideeller sein — das steht wiederum in zweiter Linie gegenüber der Grundtatsache, daß es ein fremder Zweck ist, welcher das Individuum in seine Dienste zwingt. In zweiter Linie steht auch wiederum die Frage, ob jenes Verhältnis im Physischen oder im Psychischen hervortritt, da es seinem Wesen nach psychophysisch-neutral ist: das Individuum, das in seinen biologischen Formen und Funktionen ganz überwiegend durch die gattungsmäßige Vererbung bestimmt wird, in seinem praktischen Handeln Herdenwesen und blindes Werkzeug ist, offenbart ebenso diese überwältigende Heterotelie, wie dasjenige Individuum, das von Hingabebewußtsein, von Abhängigkeitsgefühl, von seelischer Selbstentäußerung erfüllt ist.

Die Entpersönlichung, die auf solchem Wege entsteht, ist selbstverständlich immer nur eine relative; die niederen Zwecke der Autotelie (Existenzerhaltung, Anpassung und Mneme, Wachstum und Reifung) bleiben unberührt, ja gerade sie sind es, durch deren Vermittlung die fremden Zwecke sich durchsetzen. Auch der einfache russische Soldat, der stumm und starr in den Tod geht, weil der Fremdzweck „Erhaltung des Vaterlandes“ es ihm auferlegt, kann dies nur durch Anwendung gewisser persönlicher Funktionen, durch eine zielstrebige Selbsttätigkeit, die sogar bei aller Herdenmäßigkeit doch einer individuellen Färbung nicht ganz entbehrt. Dennoch bleibt bestehen, daß die Ausgestaltung seiner Sonderart und seines Sonderwertes als eines Individuums, daß vor allem die höchste Form der Autotelie, die produktive Selbstentfaltung, verkümmern muß unter dem Drucke der übermächtigen Heterotelie.

Sofern Autotelie und Heterotelie im Sinne der bisherigen Betrachtung zwei sich widerstrebende und gegenseitig hemmende Zweckbestimmungen sind, können sie zu einer wirklichen Synthese nicht zusammentreten. Und da keine der beiden Bestimmungen das persönliche Leben der Menschen in Wirklichkeit ausschließlich regelt, wäre nur ein ständiger Kampf oder ein abwechselndes Überwiegen bald der einen bald der anderen Richtung möglich. Allein so häufig diese Folgerung auch zutrifft, sie erschöpft nicht das Bild der menschlichen Person, ja sie übergeht gerade jenen Zug, der die Person erst im vollsten Sinne zur „Persönlichkeit" macht und der den Menschen am grundsätzlichsten von allen niederen Formen der Personalität scheidet: die Aufnahme der Heterotelie in die Autotelie.

Diese Versöhnung des Gegensätzlichen ist eines jener letzten Mysterien, die wir nur beschreiben, nicht mehr erklären und ableiten können. Der fremde Zweck bleibt zwar nach wie vor auf ein Nicht-Ich gerichtet; aber er verliert seine Fremdheit für das Ich, indem er nicht nur hingenommen und befolgt, sondern innerlich zu eigen gemacht und gemäß dem eigenen Selbst geformt wird. Der Vorgang möge „innere Aneignung" oder „Introzeption" der Ziele heißen.

Die Introzeption gilt für alle drei Arten der Fremdzwecklichkeit. — Für die Hypertelie bedeutet sie, daß das Individuum nicht nur Teil ist vom übergeordneten Ganzen, sondern auch Teil hat an ihm; aus dem bloßen Verhältnis als Bruchstück und Nummer wird ein solches der Anteilnahme, aus der bloßen Hörigkeit eine Zugehörigkeit. — Für die Syntelie bedeutet sie, daß man nicht das Selbst preisgibt an den anderen, sondern das eigene Selbst bereichert durch den anderen; man fühlt nicht nur sich ein in ihn, sondern fühlt auch ihn in sich hinein. — Für die Ideotelie bedeutet sie, daß man die Herrschaft der Idee über das punktuelle Ich anerkennt, und eben durch dieses Anerkenntnis das eigene Ich zu einem höheren, zu einem Ich der selbstauferlegten Pflicht gestaltet. Das Ideal, das ich mir setze, ist keine Fessel fremder Sklaverei mehr, sondern trotz seines Ursprungs von oben oder außen Objekt meiner Tathandlung und damit Inhalt meiner eigensten Selbstzwecklichkeit.

Zwei mögliche Mißverständnisse seien hier gleich zurückgewiesen.

Das erste ist wiederum das psychologistische: als ob die Introzeption eine Angelegenheit des Zweck*bewußtseins* wäre. Innere Zielaneignung heißt nicht notwendigerweise, daß ich die fremden Ziele als meine eigenen *vorstelle*, sondern daß meine reale Selbsttätigkeit durch sie Inhalt und Richtung erhält. Sie werden zu Faktoren in der Gestaltung des persönlichen Lebens, ohne daß damit gesagt wäre, ob und wie weit sie Gegenstände des *Erlebens* seien. Erst unser Schlußabschnitt, der die Bewußtseinsfrage aufrollt, wird zeigen, wie wenig eindeutig die Beziehungen zwischen Erleben und Leben der Person sind. Hier geht uns nur das letztere an; die Introzeption als solche ist ein psychophysisch-neutraler Vorgang, der dem objektiven Zwecksystem der Person dient.

Das andere Mißverständnis wäre das utilitaristische. Die Introzeption will nicht etwa besagen, daß ich nur darum fremde Zwecke befolge, weil ich dadurch letzten Endes am sichersten für meinen Vorteil und meinen Genuß sorge (daß ich etwa nur deshalb dem Freunde nützlich bin, weil ich dann von ihm Förderung erwarten kann; daß ich dem Vaterland diene, weil ich für mich selbst Schutz und Sicherung von ihm beanspruche). Die innere Aneignung der fremden Zwecke in die Selbstzwecklichkeit macht die Person wohl zu einer egozentrischen, nicht aber zu einer egoistiscnen. Beide Begriffe müssen wir scharf sondern. Egoismus ist ein Aufgehen des persönlichen Tuns in jenen Zielen, die sich von vornherein auf die enge Besonderheit und Selbstheit des Individuums beziehen. Für den Egoismus ist das Ich ein isolierter, im Leeren flatternder Punkt, dem alles Übrige als Außenwelt, Material, „Sache“ gegenübersteht. Der geheimnisvolle Vorgang der Introzeption aber macht aus diesem Punkt einen *Mittelpunkt* einer reich und weit abgestuften Konzentrik von Zweckkreisen; die von anderswoher dem Ich auferlegten oder von ihm übernommenen Ziele verlieren nicht ihren überindividuellen Charakter, aber sie werden zentriert um die Selbsttätigkeit des Ich. Das egozentrische Verhalten verengt nicht alle Zwecke zu selbstischen, sondern erweitert das Ich ins Mikrokosmische.

Fürwahr, daß ich Ich bleibe und doch zugleich Glied bin einer Familie, eines Volkes, der Menschheit, der Gottheit —, daß ich meine Dienstbarkeit für alle diese als größten Reichtum meines Ich erlebe und daß ich meinen Beziehungen zu jenen Wertkreisen die besondere einzigartige Färbung gebe, die meiner besonderen Individualität entspricht —, daß das scheinbar fremde Du des anderen, der mir gegenübersteht, mein Ich ergänzt und steigert —, daß die objektiven Werte von mir nicht nur blinde Befolgung verlangen, sondern auch durch die freie Tat der Anerkennung und Verpflichtung von meinem Ich und für mein Ich erobert werden — das macht mich zum Mikrokosmos, in dem Autotelie und Heterotelie keine Gegensätze mehr sind.

Darum offenbart sich das Geheimnis der Introzeption am überwältigendsten dort, wo wir die höchste Form menschlichen Lebens überhaupt verehren, in dem Genie. Wir konnten an einer früheren Stelle unserer Betrachtung (S. 39) die eine Seite seiner Kennzeichnung geben: daß es die Autotelie in ihrer stärksten und entwickeltsten Form, der produktiven Selbstentfaltung, verwirkliche. Wir können jetzt die wichtigere Ergänzung hinzufügen: daß diese Autotelie vor allem umgewandelte Heterotelie ist. Das neue Einzigartige, das der geniale Mensch kraft seiner Selbstentfaltung anstrebt, ist nicht seine bloße Originalität, nicht schrankenlos subjektive Selbstherrlichkeit, sondern es ist gerade das, was von der Selbstentfaltung der Menschheit oder der Nation gefordert wird, ein Schritt zur Verwirklichung der Ideale, eine Schöpfung objektiver Werte. Der geniale Mensch ist also in höherem Maße als irgend ein anderer Mensch Werkzeug überindividueller Zielstrebigkeiten (also heterotel), und er ist trotzdem — oder vielmehr gerade darum — von einer Stärke und Unbeirrbarkeit der Selbstbestimmung (also autotel) wie kein anderer.

Was hier auf den Gipfeln der Menschheit in leuchtendem Glanze hervortritt, gilt im Kleinen doch für jede menschliche Persönlichkeit; und es gilt nur für menschliche Persönlichkeiten. Wir stehen hier wieder an einem der Unterscheidungspunkte von Mensch und Tier. Das tierische Individuum zeigt bald eine punktuelle Autotelie: die blinde Selbstbehauptung, den reinen Egoismus der Triebbefriedigung. Und es zeigt bald wieder eine

sklavische Abhängigkeit von der Heterotelie: es wird von den Gattungszwecken regiert in Vererbung, Instinkt, Sexualität, ist unselbständiges Glied des Gemeinschaftsganzen als Herdentier, opfert das individuelle Leben selbst auf für die junge Brut — aber die In-Eins-Bildung beider Zweckgruppen, eine produktive Selbstentfaltung, die durch Erlebnis und Tat den fremden Zweck zum Inhalt des eigenen Seins und zum Zielpunkt des eigenen Strebens macht — sie fehlt beim Tier, sie bildet die Auszeichnung des Menschen.

Es ist wohl nicht überflüssig, diesen Zug der Introzeption an einigen Beispielen zu veranschaulichen, welche den verschiedenen Arten der Heterotelie entnommen sind.

Das Mitwirken des Individuums an dem staatlich organisierten Volksganzen ist erst dort (etwa im Vergleich zum Ameisenstaate) spezifisch menschlich, wo das Staatsbürgertum zum integrierenden Bestandteil der Persönlichkeitsgestaltung geworden und die nationalen Werte als unentbehrliche Kernelemente des eigenen Wertes empfunden werden, wo die Dienstbarkeit die Formen der eigentlichen Selbsttätigkeit (Selbstverwaltung, Selbsteinschätzung, Selbstentscheidung bei Wahlen usw.) angenommen hat. Und wenn wir oben als Beispiel einer despotischen Heterotelie das Verhalten des russischen Soldaten nannten, der stumm und starr, fast entpersönlicht, den Tod für das Vaterland auf sich nimmt, so steht dieser dem Tierischen weit näher als der deutsche Soldat, der die noch so scharf gehaltene Disziplin und den noch so überwältigenden Vaterlandsgedanken umsetzt in persönliche Initiative, in Verwertung seiner individuellen Kräfte und Anlagen — und der so sein Ich selbst dort, wo er es von sich wirft, zur höchsten Selbstentfaltung bringt.

Ein anderes ebenfalls auf Hypertelie bezügliches Beispiel für die Introzeption ist das Verhältnis des Individuums zur Gottheit. Als Schleiermacher dies Verhältnis als „schlechthinniges Abhängigkeitsgefühl" formulierte, hat er in unberechtigter Einseitigkeit nur die Heterotelie betont. Schlechthin abhängig fühlt sich der rechtlose Sklave, und dennoch kommt seinem Verhältnis zum Herrn keine Spur von Religion zu. Nein, nur dadurch, daß auch

diese absolute Heterotelie in die Autotelie aufgenommen wird, daß sich (um eine eben gebrauchte Formel zu wiederholen) das Teilsein in ein Teilhaben umwandelt, entsteht Religion. Mikrokosmisch nimmt der Fromme das Göttliche in sein Ich auf und ruht nun gesichert in der All-Person, die noch eben als alles zermalmende fremde Macht erschien. Ein unmittelbares Symbol hat dies Verlangen, die Autotelie auch in der göttlichen Heterotelie zu wahren, in dem Glauben an die individuelle Unsterblichkeit gefunden. Und auch der in allen Religionen irgendwie enthaltene Gedanke der Erlösung, der mystische Gedanke des Aufgehens in der Gottheit — all dies ist keineswegs eine Verflüchtigung des persönlichen Selbst zur gleichgültigen Sache, sondern im Gegenteil die stärkste Erweiterung und Erhöhung der Persönlichkeit.

Ein Beispiel aus dem Gebiet der Syntelie sei nur ganz kurz angedeutet: das Verhältnis der Mutter zum Kinde. Die Hingabe der Mutter an die Fürsorge für ihr Kind, das Zurückstellen ihrer egoistischen Interessen hinter denen des Kindes, das ist Selbst„losigkeit“ nur in dem Sinne, daß sie ihr punktuelles Selbst los wird, nicht aber ihr eigentliches mikrokosmisches Selbst. Die Mütterlichkeit ist ja kein äußerlich anhaftender fremder Flitter, sondern Wesensbestandteil ihres Ich; darum verleiht auch jede Mutter ihren Regungen und Leistungen der Mütterlichkeit ihr individuelles Gepräge und macht sie zur unmittelbarsten Bekundung ihrer persönlichen Selbstentfaltung. Alle Scheidung zwischen Fremdzweck und Selbstzweck, zwischen Altruismus und Egoismus ist hier nur ein gekünsteltes Erzeugnis rein analytisch vorgehender Psychologie und Ethik, eine Abstraktion, welche den lebendigen Sachverhalt fälscht.

Endlich sei aus der Ideotelie das Beispiel der Rechtsidee genannt. Recht und Gesetz sind zweifellos überindividuelle Mächte, denen der Einzelne sich zu fügen hat, sie sind also für ihn heterotel. Ein Recht gibt es nur insofern, als es durch eine Überperson (Volk, Menschheit), deren Selbsterhaltung dadurch gewahrt werden soll, seine Sanktion erhält. Aber gäbe es nur diese Überperson, wäre der Einzelne in ihr nichts als Sache, dann gäbe es gleichfalls kein Recht. Zur rechtssanktionierenden Überperson

muß die rechtsfähige Einzelperson treten. Diese muß ihre selbstzweckliche Eigensphäre und Eigentat in Beziehung setzen zur Eigensphäre und Eigentat neben- und übergeordneter Personaleinheiten, also die Heterotelie in ihre Autotelie übernehmen.

Die Introzeption der Fremdzwecke in die Selbstzwecklichkeit ist kein ruhender Zustand, sondern ein Geschehen; stellt sie doch die stärkste Lebensäußerung der unablässig beweglichen persönlichen Selbstentfaltung dar. Damit ist schon gesagt, daß die Versöhnung der Gegensätze von Autotelie und Heterotelie nicht als ein Paradies voll ewiger Harmonie, sondern nur als Erzeugnis eines Kampfes aufgefaßt werden kann. In der objektiven Lebensbetätigung einer Person treten eng egoistische mit altruistischen und sozialen Akten oft genug in Widerstreit; im bewußten Erleben kreuzen sich Regungen des selbstischen Genußverlangens mit solchen der Hingebung, des Verzichts, der Opferung; die betonte Besonderheit und subjektive Eigenwilligkeit des Individuums lehnt sich auf gegen solche Lebensnormen, die auf Ausgleichung, Unterordnung und Selbstbeschränkung gehen — all dies sind nur verschiedene Formen des großen Kampfes zwischen Autotelie und Heterotelie. Und auch der Ausgang des Kampfes ist durchaus nicht immer jene harmonische Ineinsbildung beider, die wir zuletzt schilderten, sondern oft genug der einseitige Sieg punktueller Autotelie oder schrankenloser Heterotelie. Dennoch: schon im Kampf als solchem, auch unabhängig von dem Ergebnis, bekundet sich die mikrokosmische Natur der menschlichen Persönlichkeit. Denn in Wirklichkeit kämpfen ja nicht zwei Teile der Person um die Herrschaft (wie die beiden Heubündel um die Entscheidung des buridanischen Esels), sondern es kämpft die ungeteilte selbsttätige Person als Einheit mit jenen anderen Kräften und Mächten, die als Fremdzwecke Ansprüche an sie stellen und ihre Wesenheit und ihr Tun zu beeinflussen tendieren. Der Kampf ist ein Sich-Auseinandersetzen mit der Welt; im Kämpfen-Müssen erweist sich die persönliche autotele Einheit als Tendenz; im Entscheiden-Können bewährt sich die Einheit als Realität.

Genau wie die oben besprochene In-Eins-Bildung von Auto-

telie und Heterotelie ist auch dies Kämpfen ein Sondervorzug der menschlichen Persönlichkeit; beim tierischen Individuum findet sich nichts oder wenigstens eine kaum merkliche Spur davon[1]).

Die Überwindung des Gegensatzes zwischen Autotelie und Heterotelie tritt nochmals in ein neues Licht, wenn man sie nicht vom Standpunkt des Individuums, sondern der Übereinheiten betrachtet. Hier möchte es ja zunächst scheinen, als ob eine solche Übereinheit (z. B. das Volk) ihre eigenen Zwecke in geringerer Vollkommenheit erfüllen kann, wenn die ihr unterstehenden Elemente nicht willenlose Werkzeuge dieser Zielstrebigkeit, sondern Personen mit eigener Autotelie sind. Die Eigenwilligkeit, die in jeder individuellen Autotelie enthalten ist, scheint dem unbedingten Walten des höheren Zweckes der Übereinheit zu widersprechen. In Wirklichkeit besteht auch hier dieser Gegensatz nicht. Allerdings hat die Volkspersönlichkeit gewisse Zwecke, deren inhaltlich bestimmte Durchführung zu ihrem Existenzminimum gehört, die daher ihren Gliedern als eindeutiger Zwang auferlegt werden. Hierher würde ebenso der biologische Zwang der Vererbung wie etwa der politische der Besteuerung und der Wehrpflicht gehören; der Spielraum, der hier noch der Autotelie der Individuen gelassen ist, muß sehr gering bleiben. Mit steigender Entwicklung einer solchen Übereinheit zeigt sich nun aber merkwürdigerweise eine doppelte Erscheinung. Wohl steigt auf der einen Seite der Umfang des Zwangswirkens, der von dem organisierten Volke (d. h. dem Staate) auf die Einzelpersonen ausgeübt wird: man denke an Schulpflicht, Regelung der Arbeitszeit, Zwangsversicherung usw. Trotzdem aber findet nicht eine zunehmende Entpersönlichung der Individuen statt; denn gleichzeitig entwickelt sich in immer steigendem Maße ein Abgeben gewisser Zweckerfüllungen von oben nach unten, ein Übertragen von Gemeinschaftszielen an die der Gemeinschaft unterstehenden individuellen Selbstbestimmungen. Die Übereinheit setzt sich selber ihre Zwecke in

[1]) Die Bedeutung, die dieser Konfliktbeschaffenheit der Introzeption für ihre Bewußtwerdung zukommt, wird erst im dritten Hauptteil des Buches gewürdigt werden können.

einer gewissen formalen Allgemeinheit, so daß für deren eindeutige Ausgestaltung ein Spielraum bleibt; innerhalb dieses Spielraums hat nun die Autotelie der Individuen ihr Betätigungsfeld. Was das Zwecksystem des staatlich organisierten Volkes hierbei an eindeutiger Einfachheit verliert, gewinnt es an Lebendigkeit, an innerem Reichtum der individuellen Formen und zugleich auch an Ökonomie. Denn die Übereinheit vermag ihr Streben und ihre Kraft auf immer neue höhere Aufgaben der Selbstentfaltung zu richten, da sie immer mehr die spezielle Durchführung ihrer dauernden Zwecke an die individuellen Autotelien ihrer Glieder abzuschieben vermag. Darum sind in einem überindividuellen Ganzen Zwang und Freiheit, Sozialisierung und Individualisierung keine sich ausschließenden Gegensätze, sie können zusammen bestehen und können sich gemeinsam entwickeln; und die höchste Form des Persönlichkeitswertes gewinnt eine solche Übereinheit dort, wo weder die despotische Autotelie des Ganzen die Glieder zu entpersönlichen droht (reiner Sozialismus), noch die punktuellen Autotelien der Individuen in chaotischem Durcheinanderwirbeln die Gesamtzwecke der Übereinheit untergraben (reiner Individualismus). Indem die Individuen die Hypertelie des Ganzen in sich aufnehmen und doch autotele Persönlichkeiten bleiben, nehmen sie zugleich dem Ganzen einen Teil seiner Aufgabe ab und tragen zu seiner Förderung bei. In diesem gegenseitigen Nehmen und Geben gewinnen beide Beteiligten — das eben ist die grundsätzliche Bedeutung der Introzeption für das Verhältnis der über- und untergeordneten Persönlichkeitsstufen.

Zweites Kapitel.

Die Dispositionen.

I. Der Begriff der Disposition.

Das Zwecksystem der Person, das wir bisher besprachen, ist zugleich ein Wirkungssystem; denn jene Zwecke sind nicht die zufälligen Endergebnisse fremder Wirkungsfaktoren, denen die Person passiv gegenübersteht, sondern von ihr selbst gesetzt und verfolgt. Indem sie ihr Tun auf deren Erfüllung richtet, wird ihre Finalität zugleich zur Kausalität. Es wird jetzt unsere Aufgabe sein, hieraus die Folgerung zu ziehen und das in der Person wirkende Ursachprinzip so zu fassen, daß darin auch die Finalität zu ihrem Rechte kommt.

Damit ist vor allem jede rein mechanistische Deutung der im Menschen ablaufenden Kausalität abgelehnt. Mechanistisch ist diejenige Kausalauffassung, nach welcher die zwischen Elementen bestehenden Beziehungen durch zweckfremde Gesetzmäßigkeit beherrscht und bestimmt sind. Ob es sich dabei um „mechanische“ Gesetze im engeren Sinne, oder um energetische, physikalische, chemische Naturgesetze, oder ob es sich bei der Erklärung des Psychischen um Assoziations- und Reproduktionsgesetze handeln mag, ist hierfür gleichgültig: überall, wo man lediglich mit Hilfe solcher blinden Kausalbeziehungen zwischen Elementen das physische und psychische Funktionieren der menschlichen Person erklären will, muß man die Zauberei vollbringen, aus abstrakten Gesetzen eine konkrete Zweckganzheit hervorgehen zu lassen. Wie könnte jemals aus den Gesetzen der Hydrodynamik, die im Blutkreislauf als wirksam nachgewiesen werden, jene Rolle abgeleitet werden, welche der Blutkreislauf für die Selbsterhaltung des Individuums spielt? Wie sollten die chemi-

schen Gesetzmäßigkeiten der Dissimilation und Assimilation es anstellen, bloß aus sich heraus gerade so zu arbeiten, daß dabei der menschliche Stoffwechsel für die Erhaltung des Individuums zweckmäßig funktioniert? Was hat das Assoziationsgesetz der Vorstellungen — welches die Bewußtseinselemente um so fester aneinander kleben läßt, je häufiger sie zusammen waren — was hat dies mechanische Gesetz zu tun mit der Tatsache, daß der Ablauf der Seelenvorgänge überall und immer unter dem Leitgesichtspunkt der Persönlichkeitsziele steht?[1])

Es liegt also nicht so, daß es nur wegen der Jugend mechanistischer Gesetzesforschung bisher noch nicht gelungen sei, restlos das Geschehen im Menschen zu mechanisieren, sondern es liegt so, daß eine solche Mechanisierung grundsätzlich unmöglich ist, weil ihrem Begriff nach von ihr nirgends eine Brücke zum Zwecksystem führen kann, als welches die Person vor allen Dingen verstanden werden muß[2]). Es soll andererseits obige Ablehnung natürlich nicht bedeuten, daß der Nachweis aller jener Gesetzmäßigkeiten innerhalb der menschlichen Lebensäußerungen sinnlos oder unberechtigt sei; im Gegenteil, sie alle spielen dort eine gewaltige Rolle und müssen fortwährend herangezogen werden, wo die Bedingtheit der menschlichen Persönlichkeit zur Erörterung steht; aber als alleinige oder auch nur primäre Erklärungsfaktoren für die jenen Bedingungen gegenüberstehende Aktivität der Person sind sie hinfällig, sie können nicht das Telos der Persönlichkeit aus sich hervorgehen lassen, sondern sind

[1]) Auch dies darf man nicht glauben, daß das Gesetz der Erhaltung der Energie eben durch seinen „Erhaltungs"-Charakter zur Erklärung der im Individuum vorhandenen teleologischen Erhaltungsfunktionen ausreiche. Denn diese und jene Erhaltung sind absolut verschieden: die persönliche Selbsterhaltung haftet an einer mit sich identisch bleibenden Gestaltung, an dem begrenzten, qualitativ bestimmten, individuellen Ganzen, und zwar trotz des Austausches, in dem das Individuum fortwährend mit der Welt steht — während die sich erhaltende Energie nichts ist als eine sich gleich bleibende abstrakte Quantität, die ihr Substrat und ihre Qualität ohne jede Abgrenzung verschiebt und wechselt, soweit die Austauschmöglichkeit reicht.

[2]) Gewisse Scheinerfolge, die hierfür angeführt zu werden pflegen, beruhen stets darauf, daß die angezogene Gesetzmäßigkeit nur eine pseudomechanische war, in Wirklichkeit schon mit teleologischen Erschleichungen durchsetzt war. Ausführlicher sind solche Scheinmechanisierungen nachgewiesen in Person und Sache I, S. 275 ff.

das Material, dessen sich dies Telos zu seiner Verwirklichung bedient.

Gegenwärtig aber haben wir nun diesen eigentlich persönlichen Ursachfaktor an sich zu charakterisieren.

Ihm ist zunächst, ebenso wie der Person selbst, ebenso wie ihrem Zwecksystem, Einheitlichkeit zuzusprechen. Wohl kann die Person mannigfache Wirkungen der verschiedensten Art in sich hervorbringen und damit auch nach außen hin ausstrahlen, aber sie alle stehen doch in dem gemeinsamen Dienst der persönlichen Autotelie; ihre Differenzierung und Verteilung, ihre Absonderung und ihr Zusammenwirken, ihr Einsetzen und ihr Aufhören, all dies orientiert sich stets nach der Gesamtzweckmäßigkeit der Person. Als bester Ausdruck für diese einheitlich zielstrebige Kausalität bietet sich die Bezeichnung „Entelechie" dar, die schon Aristoteles in ähnlichem Sinne brauchte. „Entelechie" ist demnach die Tendenz und Fähigkeit der Person, sich selbst (d. h. das System der Eigenzwecke) zu verwirklichen.

Tendenz und Fähigkeit: diese zwei Merkmale der Entelechie müssen ausdrücklich geschieden werden. Denn es ist bezeichnend für die Wirksamkeit der Person einmal, daß sie gerichtet ist, d. h. in der Art des Funktionierens durch den erst zu erreichenden Zweck bestimmt ist, zweitens, daß sie gerüstet ist, d. h. über die zur Annäherung an das Ziel geeigneten Mittel verfügt. Beide Merkmale sind zwar stets aufeinander angewiesen, sind aber, wie bald auszuführen sein muß, in Art und Grad ihrer Ausbildung teilweise unabhängig voneinander.

Die Einheit der Entelechie ist, wie die der Person selbst, auch eine zeitliche. Die einzelnen Selbsterhaltungs- und Selbstentfaltungsakte der Person springen nicht unzusammenhängend aus dem Nichts hervor (gegen eine solche Annahme sträubt sich das unabweisbare Kausalbedürfnis der Menschen); da sie aber andererseits auch nicht aus den augenblicklichen Bedingungen der Persönlichkeit erklärbar sind, so müssen wir der Person eine dauernde Wirkungsfähigkeit zuschreiben, die sich unter bestimmten Umständen in aktuelle Wirksamkeit umsetzt, jedoch auch dann vorhanden ist, wenn sie sich nicht gerade betätigt. Die Entelechie

ist somit eine „Disposition“, die in ununterbrochener Stetigkeit (wenn auch nicht in starrer Unveränderlichkeit) existiert, solange die Person existiert.

Als Disposition aber ist sie, für sich betrachtet, bloße Potentialität; und damit ist zugleich ein negatives Merkmal gegeben: sie bedarf, um wirklich zu werden, einer Ergänzung. Diese Ergänzung ist die Welt mit ihren Außenursachen und ihren unpersönlichen Gesetzmäßigkeiten. Wie die Person in der Realität wirkt und wird, ist daher niemals allein durch ihr inneres Zielstreben, die Entelechie, bestimmt, ebensowenig wie es durch die Außenfaktoren allein bestimmt ist, sondern stets durch das Zusammentreten, die „Konvergenz“ beider Bedingungsgruppen. Aber noch mehr: als bloße Möglichkeit ist die Entelechie auch nicht von linearer Eindeutigkeit; ihr „Gerichtetsein auf ein Ziel“ bedeutet nicht, daß jede Etappe des zu durchlaufenden Weges, jedes zur Verwirklichung nötige Mittel nach Grad und Art schon vorher bestimmt wäre — dann wäre ja die Wahrscheinlichkeit verschwindend gering, daß sie gerade auf diejenigen äußeren Bedingungen stieße, die zu ihrer Realisation erforderlich sind. Sie ist vielmehr trotz ihres Gerichtetseins vieldeutig, kann innerhalb eines gewissen Spielraumes zu verschiedenen Auswirkungen führen, die ihr entsprechen, verschiedene Mittel verwerten, die ihr genügen. Sie ist eben nicht Prädestination, sondern Prädisposition, ein elastisches Eingestellt- und Geeignetsein zur Erfüllung ihrer Ziele.

Daß die Entelechie als psychophysisch-neutral gedacht werden muß, bedarf nach Früherem nicht mehr der Ausführung. Sie ist nicht eine Seele, welche sich selbst und den Leib dirigiert; sie ist auch nicht eine physische „Lebenskraft“, die etwa in ähnlicher Weise die organischen Vorgänge hervorbrächte, wie die Elektrizität die elektrischen Vorgänge bedingt; sondern sie ist die Person selber, sofern sie ungeteilt tätig ist und ihre Tätigkeit zielstrebig sowohl auf die Bewußtseinsphänomene wie die leiblichen Funktionen erstreckt. — Deshalb wäre es auch eine der schlimmsten Irrungen, wenn man ihre Ziel-„Strebigkeit“ mit Ziel-„Bewußtheit“ verwechselte; jene Grundtendenz der Person liegt tief unter der Bewußtseinsoberfläche.

Erst wenn nach all den genannten Gesichtspunkten die Ein-

heitlichkeit der Entelechie als Grundtatbestand festgelegt ist, dürfen wir die zugleich in ihr enthaltene Mannigfaltigkeit beachten. Und für alle speziellere Behandlungen des Themas Mensch wird sogar die Vielheit der Ausstrahlungen, in welche sich die Entelechie zerfächert, im Vordergrunde stehen. Denn die Person ist doch, bei aller Einheitlichkeit, nicht einfach; und sowie sich ihre teleologische Grundlage, die Autotelie, in ein ganzes System von Zwecken zerlegt, so müssen auch diesen verschiedenen Teilzwecken verschiedene darauf gerichtete Teilstrahlen der persönlichen Ursächlichkeit entsprechen: die „Dispositionen".

Damit haben wir den wichtigsten Begriff gewonnen, der uns für die Kausalbetrachtung des persönlichen Daseins zur Verfügung steht, einen Begriff, der ebenso unbeliebt wie unentbehrlich ist. Da sich der Begriff der Disposition nicht in mechanisch-kausale Ausdrucksweise umsetzen ließ, galt er als unwissenschaftlich, mythologisch, als bloßes *asylum ignorantiae.* Nun mag er tatsächlich oft genug in ganz unzulänglicher Form und zu wissenschaftsfremden Zwecken gebraucht und mißbraucht worden sein (man denke an die Lehre von den Seelenvermögen, den Lebenskräften usw.), und die Bekämpfung dieser Mißbräuche war vollberechtigt. Aber es ist diesen Kämpfen nicht gelungen, den Begriff der Disposition wirklich überflüssig zu machen; und jeder derartige Versuch rächte sich nur dadurch, daß er die Einführung unkontrollierter Neben- und Hilfsbegriffe nötig machte, die selber dispositioneller Natur waren. Deshalb muß man sich entschließen, den Begriff der Dispositionen gelten zu lassen, ihn aber zugleich so zu definieren, daß er wissenschaftlich brauchbar wird.

Die Merkmale, welche das Wesen der Dispositionen kennzeichnen, sind dadurch bestimmt, daß die Dispositionen nichts als Teilfaktoren der Entelechie sind. Wie diese sind die Dispositionen zu verstehen als dauernde, potentielle Ursächlichkeiten. Wie diese sind sie, da nur potentiell, ergänzungsbedürftig, haben die Konvergenz mit anderen Ursachfaktoren nötig, um das wirkliche Geschehen in der Person herbeizuführen; wie diese sind sie mehrdeutig, haben einen Spielraum der Betätigung, dessen Vereindeutigung ebenfalls erst durch die Konvergenz mit der Welt herbeigeführt wird. Wie die Entelechie sind alle Dispositionen

zielstrebig und bekunden diese Zielstrebigkeit in den beiden Merkmalen des Gerichtetseins und des Gerüstetseins; sie sind Tendenzen und Fähigkeiten zugleich. Wie die Entelechie sind endlich die Dispositionen ihrem Begriff nach psychophysisch-neutral, gerichtet auf sämtliche Teilgebiete der Person, die psychischen ebenso wie die physischen, aber selber nicht einem dieser Teilgebiete angehörend.

Haben die Dispositionen die bisher genannten Merkmale mit der Entelechie gemeinsam, so ist andererseits ein abweichendes Merkmal daraus abzuleiten, daß die Dispositionen der Entelechie untergeordnet sind: das Merkmal der Unselbständigkeit. Die Vernachlässigung gerade dieses Merkmals hat nur allzuoft zu starken Irrtümern geführt und war die Hauptursache jener schon erwähnten Gegenströmungen, die den Dispositionsbegriff überhaupt nicht gelten lassen wollten. Wo eine spezielle Zweckleistung des persönlichen Lebens immer wieder auftrat, schloß man auf die Existenz einer ihr zugrunde liegenden Disposition; andere Zweckleistungen forderten andere Dispositionen usw. .... und so kam man zu bunten Musterkarten von menschlichen Eigenschaften, Fähigkeiten, Kräften, Vermögen, oder wie man es nennen mochte; und jedes einzelne dieser Vermögen sollte nun eine selbständige Ursachquelle für alle hierher gehörigen Akte darstellen. Sogar über die Zahl der Vermögen oder Kräfte, die das organische und das psychische Leben beherrschen sollten, wurden ernsthafte Erörterungen gepflogen.

Diesem Fehler der Vermögenslehre können wir, die wir von dem Grundbegriff der einheitlichen Person herkommen, nicht mehr verfallen. Wir wissen, daß jede einzelne Disposition ein künstlicher Ausschnitt aus der Gesamt-Entelechie ist; ihre relative Abgrenzung erfährt sie lediglich durch den Teilzweck, den sie verwirklichen soll; aber auch dieser Teilzweck hat ja Dasein und Sinn nur durch die Stelle, die er im persönlichen Zwecksystem inne hat. Gewiß verlangen bestimmte wissenschaftliche und praktische Aufgaben, daß wir einzelne Dispositionen: hier die Verdauungsfähigkeit und dort die Sensibilität, hier den Charakter und dort die Intelligenz, hier die Produktivität und dort die Rezeptivität usw. gedanklich isolieren; denn auch im tatsächlichen

Ablauf des persönlichen Lebens steht bald dieser bald jener Teilzweck im Vordergrunde, und die Entelechie konzentriert sich daher bald auf die eine, bald auf die andere Wirksamkeitsrichtung. Allein niemals wird hierdurch die einzelne Disposition zu einem wirklich selbständigen Ursachzentrum; sie ist kein „Vermögen“, das wie ein besonderes Seelchen irgendwo in der Person säße und die ihr unterstehenden Akte nach ihren eigenen Gesetzen regierte, sondern sie ist das Organ, dem die Verwaltung einer Teilaufgabe innerhalb einer einheitlichen Gesamtaufgabe obliegt. Oder um ein anderes Bild zu brauchen: man kann sich einen Strom in Tropfen aufgelöst denken, deren jeder sich um einen eigenen Mittelpunkt ballt. In Wirklichkeit aber wird ein Teilchen des Stromes nur dann zum Tropfen, wenn es künstlich aus der Gesamtheit herausgerissen wird; im Strom (der Entelechie) selbst führt es kein Tropfendasein, sondern gehört durchaus dem Kontinuum an.

Durch diese Auffassung erhält die Dispositionstheorie die Grundlage für eine weitere Fragestellung, welche der rein isolierenden Betrachtung einzelner Dispositionen ganz fern liegen mußte: für das Problem der Korrelation. Innerhalb der Entelechie nämlich haben alle Einzeldispositionen einen realen Zusammenhang, der an den verschiedenen Stellen einen sehr verschiedenen Grad von Innigkeit besitzen kann. Sind doch auch die Teilzwecke des Individuums, denen die Dispositionen gelten, verschieden nahe miteinander verwandt und verknüpft. Infolge der Korrelation wird die einzelne Disposition in ihrem Auf und Nieder, in Grad und Art ihrer Betätigung mitbedingt durch eine andere (so z. B. die Heilungsfähigkeit des Organismus durch die Stoffwechseldisposition; das Gedächtnis durch das Interesse); zwei oder mehrere Dispositionen sind gemeinsam in dem einen Menschen schwach, im anderen stark ausgeprägt, weil sie sich gegenseitig in ihren Zielsetzungen unterstützen oder beeinträchtigen. Solche Korrelationsbeziehungen der Dispositionen lassen sich nicht nur auf empirischem Wege messen, sondern auch auf philosophischem Wege verstehen, indem man zeigt, wie sie durch den gemeinsamen Anteil der Dispositionen am Gesamtzweck der Person gefordert sind. Das ideelle Endziel derartiger Betrachtungen würde

ein geschlossenes Strukturbild der Persönlichkeit darstellen, das alle Eigenschaften und Anlagen in ihrer festeren oder loseren Zusammengehörigkeit und Wechselwirkung, in ihrer Über- und Unterordnung, in ihrer mehr zentralen oder peripheren Bedeutung darstellt und zur Einheit bringt.

Als eine erste Vorbereitung zu einem solchen Strukturbild hat die Einteilung der Dispositionen zu gelten, über welche im folgenden einige grundsätzliche Aufstellungen gemacht seien. Auch hierbei muß uns die Beziehung zur Entelechie als Richtschnur dienen.

Da drängt sich als erste Tatsache die verschiedene Engigkeit dieser Beziehung auf. Die eine Einzeldisposition stellt nur einen winzigen Ausschnitt aus der Gesamt-Entelechie dar; eine andere steht ihr infolge ihres umfassenden Geltungsbereichs schon viel näher. So ist etwa das Wortgedächtnis eine sehr viel eingeschränktere Disposition, als das Gedächtnis überhaupt, dieses wieder enger begrenzt als die „Mneme", die sich auf alle konservierenden Funktionen erstreckt und darum Gedächtnis, Gewöhnung, Übung in sich schließt.

In dieser Stufenleiter der Dispositionen nach ihrer Weite scheinen sich drei Hauptgruppen herauszusondern: die inhaltlichen, die formalen, die strukturellen Dispositionen[1]).

Die erste Gruppe erstreckt sich auf ein deutlich umschriebenes Inhaltsgebiet des persönlichen Lebens; so sind Lichtempfindlichkeit und Atmungsfähigkeit, musikalisches Talent und Ortsgedächtnis solche inhaltlich abgegrenzten Eigenschaften. Zuweilen ist der Geltungsbereich dieser Eigenschaften so scharf abgegrenzt, daß sie mit den anderen Seiten der Persönlichkeit nur in losem Zusammenhang stehen; d. h. ihr Ausprägungsgrad hat dann eine relativ geringe Korrelation mit dem anderer Eigenschaften.

Die zweite Gruppe umfaßt gewisse formale Verhältnisse, die bei den verschiedensten Inhalten in gleichbleibender Weise auftreten können; eine solche formale Disposition kann sich also

[1]) Vgl. hierzu auch: Differentielle Psychologie, S. 365 ff.

schon auf weite Gebiete der Entelechie erstrecken. Hierher gehören z. B. Dispositionen in der „Dynamik" des persönlichen Lebens (so bekundet sich die Eigenschaft der „Lebhaftigkeit" in der Behendigkeit der Bewegungen, in der Erregbarkeit der Gefühle, im schnellen Ablauf und Wechsel der Vorstellungen, in der leichten Reizbarkeit des Willens). Als ein anderes Beispiel sei die Intelligenz genannt, deren Wesen nicht in dem Hervorbringen bestimmter Denkinhalte besteht, sondern in dem formal-teleologischen Prinzip: sich vermittels der Anwendung jeweilig sehr verschiedener Denkprozesse neuen Forderungen des Lebens anzupassen.

Die dritte Gruppe endlich bezieht sich unmittelbar auf die Gesamtstruktur des Individuums; eine strukturelle Disposition ist nämlich eine solche, welche die gegenseitige Beziehung der Einzeldispositionen innerhalb der Persönlichkeitseinheit zum Gegenstande hat; sie ist also gleichsam eine Disposition zweiter Ordnung. So bedeutet die Eigenschaft der „Inkohärenz", daß die gleichzeitigen Eigenschaften eines Individuums nur in losem Zusammenhang miteinander stehen; die Eigenschaft der „Proportionalität", daß die Einzeleigenschaften in ihren Ausprägungsgraden innerhalb des Individuums einander entsprechen. Auch die „Hegemonie" einer Eigenschaft gegenüber allen anderen ist selber eine strukturelle Eigenschaft, ebenso die Art, wie sich innerhalb der Entwicklung einer Persönlichkeit die einzelnen Dispositionen folgen, ablösen und verbinden. — Konkrete Beispiele von Struktureigenschaften werden uns noch an verschiedenen Stellen dieses Kapitels begegnen. —

Der in den folgenden Abschnitten gemachte Versuch, die Dispositionen nach verschiedenen Richtungen noch weiter zu gliedern, weicht von den bisher üblichen Einteilungsweisen ab. Fast alle früheren Gliederungen waren inhaltlicher Art, weil inhaltliche Gesichtspunkte sich viel unmittelbarer aufdrängten und sich auch durch die Ähnlichkeit mit dem System der physikalischen Kräfte empfahlen; so stellte man die bekannte Liste der physiologischen Grundfähigkeiten Sensibilität, Irritabilität, Motilität nach den drei hauptsächlich hervortretenden materiellen Leistungsgruppen des Organismus auf; so war die Tafel der Seelenvermögen: Erkenntnisvermögen, Gefühlsvermögen, Begehrungsver-

mögen orientiert nach den verschiedenen Arten von Bewußtseinsinhalten, denen sie vorstehen sollten. Auf solchem Wege aber war es niemals möglich, über zufällige Listen hinauszukommen und das Hervorgehen der verschiedenen Dispositionen aus der einheitlichen Persönlichkeits-Entelechie zu verstehen. Unser Weg wählt den entgegengesetzten Ausgangspunkt. Wir begnügen uns damit, im folgenden die allgemeinsten formalen und strukturellen Gesichtspunkte für die Gliederung der Dispositionen abzuleiten; künftiger empirischer Forschung muß es vorbehalten bleiben, den so gewonnenen Rahmen mit der reichen Mannigfaltigkeit der inhaltlichen Eigenschaften und Anlagen zu erfüllen.

II. Psychische, physische und neutrale Dispositionen.

Am augenfälligsten vielleicht macht sich die veränderte Betrachtungsweise dort geltend, wo es sich um den alten Leib-Seelen-Gegensatz handelt. Früher galt die Unterscheidung seelischer und körperlicher Eigenschaften als die selbstverständlichste Hauptgliederung; das wird jetzt anders.

In gewissem Sinne kennt natürlich auch der Personalismus diesen Gegensatz. Besteht der Zweck, dem die Disposition dient im Hervorbringen bestimmter Bewußtseinsinhalte, so kann man in übertragenem Sinne die Disposition selbst psychisch nennen: Phantasie, Intelligenz, Gedächtnis. Stellt die Disposition dagegen die Ursächlichkeit für körperliche Vorgänge oder Zustände dar, so heißt sie physisch: Motilität, Atmungsfähigkeit, Gesichtsbildung. Aber schon an früherer Stelle mußten wir darauf hinweisen, wie künstlich eigentlich solche Isolierungen innerhalb der Persönlichkeit seien. Selbst eine Eigenschaft, die so ausgesprochen „psychisch“ zu sein scheint, wie die Phantasie, dient doch nicht nur dem Zweck der Hervorbringung von Phantasie*vorstellungen*, sondern auch von Phantasie*darstellungen*, also körperlichen Äußerungen; es ist recht willkürlich, diese letzteren: den schöpferischen Akt des Künstlers, die Reproduktion des Schauspielers, die Spieltätigkeit des Kindes usw., fein säuberlich von den begleitenden Bewußtseinsvorgängen zu trennen und von einer anderen Eigenschaft ursächlich abzuleiten, da doch die Zweckeinheit des Gesamtprozesses eine unaufhebbare ist. Umgekehrt kann man die Ten-

denzen des Menschen zu gewissen körperlichen Ausdrucksbewegungen (Mimik, Gebärden, Änderung des Blutkreislaufes usw.) nicht restlos als „physische“ Dispositionen ansehen, da jene Körpertätigkeiten zu seelischen Erlebnissen in einem untrennbaren Ausdrucks-, d. h. Zweck-Zusammenhang stehen. Demnach sind schon die sogenannten „psychischen“ und „physischen“ Eigenschaften in Wirklichkeit psychophysisch-neutral, und sie tragen ihre Bezeichnung höchstens a potiori nach dem im Vordergrund stehenden Teilzweck.

Jenseits dieser immerhin noch nach einer Seite vorzugsweise gerichteten Dispositionen gibt es nun aber solche von unbedingter Neutralität, in denen sich daher auch noch viel unmittelbarer die Entelechie der Persönlichkeit bekundet. Die Eigenschaften des Willens und des Temperaments, die dynamischen Eigenschaften, welche sich auf die Einstellung, Verteilung, Rhythmisierung, Ersparung der Kräfte im Individuum beziehen (Konzentrationsfähigkeit, Ablenkbarkeit, Ermüdbarkeit und Erholbarkeit, Aufmerksamkeitsrhythmik), die mnemischen Dispositionen der Übung und Gewöhnung, der Verwertung früherer Lebensinhalte für spätere Lebenszwecke — sie erstrecken ihre Wirksamkeit in ungeteilter Einheit auf die psychischen und physischen Leistungen des Individuums, setzen deshalb jeglichen Versuch, sie in die Zweiteilung „psychisch“/„physisch“ restlos hineinzupressen, unüberwindlichen Widerstand entgegen. Erst der Personalismus hat für sie den rechten Ort der Zuordnung gefunden: es sind nicht mehr seelische, es sind nicht mehr körperliche, sondern ungeteilt persönliche Eigenschaften [1]).

[1]) Näheres über die Bedeutung des Dispositionsbegriffs in der Psychologie und über die psychophysisch neutralen Dispositionen enthält meine Schrift „Die Psychologie und der Personalismus“, S. 23 ff. und S. 42. Die letzte Stelle sei hier im Wortlaut wiederholt: „Was sind Temperament und Charakter? Zweifellos Dispositionen. Aber sind es rein psychische Dispositionen? Zum Temperament gehört nicht nur eine gewisse Dynamik der Gemütsphänomene, sondern auch eine solche der körperlichen Bewegungen; zum Charakter nicht nur das Vorhandensein gewisser Strebungserlebnisse, sondern auch die Art ihrer Verwirklichung durch Taten. Und zwar hängt hier wie dort das Psychische und Physische notwendig zusammen, oder vielmehr: es wird die spezielle Auswirkung zum Physischen und zum Psychischen hin ganz sekundär gegenüber der Tatsache, daß eine einheitliche Grund-

III. Eigenschaften und Anlagen.

Die Selbstzwecklichkeit der Person tritt in den beiden Hauptformen der Selbsterhaltung und Selbstentfaltung auf; demnach muß die Selbstursächlichkeit der Person sich in zwei entsprechenden Dispositionsformen äußern: den Eigenschaften und den Anlagen.

Eine „Eigenschaft“ ist eine solche Disposition, die eine schon vorhandene, zum Wesen der Person gehörige Zwecksetzung in gleichförmiger Weise weiterhin zu verwirklichen strebt. Hierbei kommt es nicht in Betracht, von welchem Zeitpunkt an die Disposition gleichförmig wirkt; sobald und sofern eine Regelmäßigkeit des Funktionierens eingetreten ist, hat deren Ursächlichkeit als „Eigenschaft“ zu gelten. So ist die Atmungsfähigkeit von Lebensbeginn an, die Denkfähigkeit erst von späteren Jahren an, irgend eine Virtuosität erst zur Zeit des Erwachsenseins eine persönliche Eigenschaft des Menschen.

Nun rechnet man ja allerdings nicht nur konstante Funktionsweisen, sondern auch Zustände zu den Eigenschaften der Person (z. B. Gesichtsbildung, Haarfarbe, Körperbau usw.); und es sieht so aus, als ob auf diese Zustände die Definition der Eigenschaften als dispositioneller „Ursachen“ nicht passe. Allein man muß bedenken, daß auch die konstanten Zustände der Persönlichkeit nichts als die Wirkungen einer fortwährenden Selbsterhaltungstätigkeit sind — daß z. B. die Linien des Gesichts, die Farbe der Haare usw. im stetigen Stoffwechselprozeß, im Entstehen und Zerfall der Zellen funktionell aufrecht erhalten, ja eigentlich ununterbrochen in gleicher Weise neu geschaffen werden. Deshalb bedürfen diese scheinbaren Ruhezustände genau ebenso einer chronischen, auf Selbsterhaltung gerichteten Ursächlichkeit, also einer „Eigenschaft“ im funktionellen Sinne, wie die organischen und psychischen Vorgänge, die sich in konstanter Weise wiederholen.

beschaffenheit der Person selber vorliegt. Das lebhaft impulsive Temperamen eines Menschen spricht sich, je nach Umständen, in schnellem Ablauf und plötzlichem Wechsel der Vorstellungen (psychisch), oder in der Heftigkeit der Bewegungen (physisch), oder auch in der Unberechenbarkeit der Willenshandlungen (psychophysisch) aus — es bleibt aber immer dieselbe einheitliche Disposition.“

Allerdings ist die Konstanz der Eigenschaft selber nur ein Grenzbegriff, und zwar aus zwei Gründen. Einmal ist der Mensch in keinem Augenblick seines Daseins bloßes Selbsterhaltungswesen; immer lebt in ihm noch ein Fünkchen von Selbstentfaltung. Darum sind auch seine fertigen Eigenschaften nie ganz „fertig", es ist noch stets ein Rest von bloßer Anlage und damit Wandelbarkeit in ihnen. Sodann aber besteht die Eigenschaft ja nicht in Unabhängigkeit von der Welt, sondern in steter Wechselwirkung mit ihr. Sie bezeichnet die Art, wie die Person auf die Welt reagiert; nie aber sind die Reize, welche die Person zur Reaktion anregen, völlig gleich, und nie werden darum die verschiedenen Äußerungen „derselben" Eigenschaft untereinander völlig übereinstimmen. Die Eigenschaft ist jedesmal eine irgendwie andere, weil sie anderen Betätigungsbedingungen gegenübersteht; und diese Bedingungen erzeugen nicht nur im Augenblick ihres Auftreffens auf die Person eine spezifische Färbung der „Eigenschaft", sondern wirken auch nach, indem sie die Eigenschaft dauernd beeinflussen können[1]).

Trotzdem haben wir ein Recht und eine Nötigung dazu, den Grenzbegriff der Eigenschaft zu bilden; denn in jedem Wirken der Person ist doch neben dem veränderlichen Anteil auch eine sich gleich bleibende Zielrichtung, und diese isolieren wir in jenem Begriff.

Schon obige Betrachtung zeigt, daß die Eigenschaften des Menschen niemals die völlige Starre der Eindeutigkeit erhalten können; die „Spielraumbreite", die wir als Merkmal aller Dispositionen feststellten, ist auch bei ihnen vorhanden, freilich in sehr viel geringerem Ausmaß, als bei der anderen Gruppe der Dispositionen, den Anlagen. Die volle Eindeutigkeit kommt immer erst im Moment der Konvergenz mit der Welt zustande, also dann, wenn die Eigenschaft aus der Latenz heraustritt und sich in Tat umsetzt. Diese Tat ist (wie wir gleichfalls schon andeuteten) Antworts-Tat, Reaktion auf den Reiz, und damit gewinnen wir eine weitere Unterscheidung der Eigenschaft von der Anlage, deren Tat Initiativ-Tat, Spontanaktion ist.

Auch auf den Ursprung der persönlichen Eigenschaften wirft

---

[1]) Über diese „Plastizität" vgl. das fünfte Kapitel.

diese Betrachtung Licht. Die scharfe Scheidung zwischen „angeborenen“ und „erworbenen“ Eigenschaften ist unmöglich. Angeboren ist nicht die Eigenschaft, sondern nur die — vieldeutige und unbestimmte — Anlage zu ihr. Nur erworben ist ebenfalls keine Eigenschaft; denn auch diejenige, welche unter den stärksten Einwirkungen äußerer Faktoren ihre Ausgestaltung erhalten hat, bedurfte doch irgend eines Anlagefundaments, auf welches jene Einflüsse aufgetragen wurden. Sache empirischer Forschung muß es sein, bei jeder Eigenschaft die Frage zu beantworten: was an ihr ist angelegt, und was an ihr beruht auf Außeneinfluß? So viel ist freilich heute schon sicher, daß die verhältnismäßige Verteilung beider Faktoren bei den verschiedenen Eigenschaften sehr verschieden ist, und deshalb gibt es eine vielfach abgestufte Reihe: von den Eigenschaften mit sehr starkem Anteil des Angeborenen (z. B. den Instinkten) bis zu denen, welche ihre Hauptausprägung Einflüssen des individuellen Lebens verdanken (z. B. den Gewöhnungen). Diese „Plastizitätsreihe“ der persönlichen Eigenschaften aufzustellen, wird dereinst zu den wichtigsten Aufgaben der Menschenkunde gehören; hat jene Reihe doch neben ihrem wissenschaftlichen Wert die größte Bedeutung für praktische Kulturfragen der Rassenveredlung, der Erziehung, der Kriminalpolitik usw.[1])

Eine „Anlage“ ist eine solche Disposition, die auf künftige Entfaltung noch nicht wirklicher Zweckbestimmungen gerichtet ist. Die Anlage funktioniert also nicht konstant wie die Eigenschaft, sondern variierend und zwar mit fortschreitender Zeit immer umfassender und vielgestaltiger; das Recht aber, diesen wechselnden Äußerungen eine gemeinsame einheitliche Disposition unterzulegen, entnehmen wir lediglich der gemeinsamen Zielrichtung, die an den Äußerungen trotz ihrer Verschiedenheit erkennbar ist. So zeigt das einjährige Kind, das eben zu lallen und zu verstehen beginnt, seine Sprachanlage; in spurenhaft spielenden Äußerungen verrät sich schon beim kleinen Knaben eine besondere Anlage zur Mathematik, zur Musik usw.; in der Zeit vor und während der Pubertät beginnt die sexuelle Ver-

[1]) Auch hierzu vergleiche man Kapitel V.

anlagung sich zu regen usw. — Aber noch mehr. Wir begnügen uns nicht, vom Auftreten der ersten merkbaren Spuren an eine Anlage als bestehend anzunehmen, sondern projizieren sie noch weiter zurück. Hierzu veranlaßt uns der Zwang des Kausalgedankens: wenn wir die ersten Anzeichen einer Zwecktätigkeit wahrnehmen, deren Art und Eintrittstermin durch äußere Ursachen nicht erschöpfend erklärt werden kann, so muß eine innere Verursachung gefordert werden; diese aber kann nicht so gedacht werden, als ob sie selber erst im Moment ihrer ersten Äußerung aus dem Nichts entstände, sondern wird als schon vorhanden, wenn auch latent aufgefaßt.

Freilich, jeder Versuch, sich konkretere Vorstellungen über die Beschaffenheit einer solchen latenten Prädisposition zu machen, ist nicht nur müßig, sondern geradezu irreführend. Denn hierbei würde ja vorausgesetzt werden müssen, daß irgendwie schon der Inhalt der künftigen Entfaltung wohl eingeschachtelt in dem Keim enthalten sei, während es sich nur um die Vorbereitung einer Funktionsrichtung handelt. Gerade das Wesentliche aller teleologischen Kausalität: nicht von vornherein an einen bestimmten Inhalt eindeutig gebunden zu sein und doch dem Ziel sich zu nähern — wird dann übersehen. Nein, wir müssen, so schwer es uns werden mag, uns bescheiden und zugeben, daß wir das Dasein latenter Anlagen ebensowenig durch sinnliche Analogien veranschaulichen, wie durch begriffliche Analyse wegdisputieren können.

Die Anlagen unterscheiden sich von den Eigenschaften negativ durch ihre viel größere Unfertigkeit und Unbestimmtheit, positiv durch ihre größere Innerlichkeit und Nativität. Aus einer Anlage kann noch außerordentlich Verschiedenes werden; sie kann verkümmern oder sich reich entfalten, sie kann diese oder jene speziellere Determination erfahren, je nach den Lebensschicksalen, den äußeren Einflüssen, den übrigen Eigenschaften und Anlagen derselben Persönlichkeit. Die Anlage ist nicht ein linearer Lebensstrahl, der geradeaus und fest auf einen bestimmten Zukunftspunkt hinzielt, sondern ein Strahlenbündel von gewisser Breite und gewisser Gesamtrichtung; erst die mannigfache Brechung, teilweise Sperrung und Abblendung, Konzentration und Zusammen-

fassung, die der Strahlenkegel durch äußere Einwirkung erfährt, sondert aus ihm jenen einen Strahl aus, der schließlich als „Eigenschaft“ zum Dauerbestand der Person gehört. Aber eben wegen dieses Noch-nicht-Bestimmtseins ist die Anlage in ganz anderem Sinne als die Eigenschaft „angeboren“. Die Eigenschaft ist stets ein Kompromißgebilde zwischen Innen und Außen; die Anlage ist, als Quellpunkt künftiger Entwicklungen, innere Kausalität. Allerdings ist diese reine Innerlichkeit der Anlage ebenso ein bloßer Grenzbegriff wie die reine Konstanz der Eigenschaft; gibt es in Wirklichkeit keine Eigenschaft, die nicht noch etwas von der unfertigen Anlage an sich hätte, so gibt es auch in Wirklichkeit keine Anlage, die nicht schon durch vorangegangene, vor oder nach der Geburt liegende Einflüsse eine gewisse Determination zur Eigenschaft hin erfahren und damit unter Konvergenz mit dem Außenfaktor gestanden hätte. (Ein Beispiel: Obwohl im dreijährigen Mozart das musikalische Talent in den Hauptzügen noch zukunftsschwangere Anlage war, so hatte doch immerhin das Weilen in einer musikgesättigten Umwelt und der spezielle Einfluß des Vaters schon damals die besondere Ausprägung seiner musikalischen Eigenschaften mitzubestimmen begonnen.) Zwischen den beiden Grenzformen: der noch ganz innerlichen Anlage und der unter Konvergenz mit der Welt starr und konstant gewordenen Eigenschaft, liegen alle wirklichen Dispositionen des Menschen.

Die kausalen Wirkungsrichtungen der Anlagen sind bestimmt durch jene Ziele, welche sich die Selbstentfaltung des Menschen setzt. Da hatten wir zunächst die „konservative“ Selbstentfaltung geschildert, welche das Einzelindividuum allmählich zum vollausgebildeten Typus der Vorfahren heranwachsen und heranreifen läßt[1]; als ihre Ursächlichkeit müssen wir demnach Wachstumsanlagen und Reifungsanlagen unterscheiden. Die Wachstumsanlagen sind darauf gerichtet, den jeweils erreichten Stand physischer und psychischer Elemente und Leistungen quantitativ zu steigern; die Reifungsanlagen haben die Tendenz, jedes einzelne Leistungsgebiet der Persönlichkeit durch seine Entwick-

[1]) S. 29 ff.

lungsstadien der Latenz, Knospung, Reifung und Einordnung hindurchzuführen. Gerade die Gesetzmäßigkeiten, die in jenen quantitativen und qualitativen Lebenserscheinungen der Persönlichkeit nachweisbar sind, begründen ja die Notwendigkeit, einheitliche innere Ursächlichkeiten, also „Anlagen", für sie anzunehmen. All diese einzelnen Anlagen sind aber wiederum keine gesonderten Kräfte; denn obwohl sie zu sehr verschiedenen Zeiten ihre Hauptbetätigung zeigen und daher sich noch deutlicher voneinander isolieren lassen als die nebeneinander bestehenden Eigenschaften, gibt es doch eine einheitliche Gesamtentwicklung, die sich in dem Verhältnis, der Aufeinanderfolge, der Wechselwirkung der Anlagen bekundet (s. S. 33) und die deshalb auch eine einheitliche Entwicklungsanlage als gemeinsamen Träger aller einzelnen Anlagen fordert.

Über der konservativen baut sich die produktive Selbstentfaltung auf, die wir als eine spezifisch menschliche Zielsetzung aufgewiesen haben[1]). Wollen wir der hierhergehörigen Anlage einen eigenen Namen geben, so sprechen wir wohl am besten von „Produktivität", in einem freilich noch näher zu bestimmenden Sinne. Produktivität ist dann die Tendenz und Fähigkeit zu Neu-Taten, zu einem individuellen Gestalten des Seins und Handelns, wodurch Leben und Welt über die bisher vorhandenen Inhalte und Werte um etwas hinausgeführt wird. In diesem Sinne ist ein Tröpfchen Produktivität in jeder noch so anspruchslosen und noch so herdenmäßigen Handlung enthalten; sie ist daher eine jedem Menschen zukommende Anlage, nur daß der Grad ihrer Ausbildung und ihr Anteil innerhalb der Gesamt-Entelechie ein tausendfach abgestufter sein kann. In diesem Sinne bezieht sich Produktivität nicht nur auf das künstlerische Schaffen, sondern auf jedes — psychische wie physische — Lebensgebiet des Menschen, da in jedem Gebiet Neutaten möglich sind.

Scharf muß man ferner den Produktivitätsbegriff vom Geniebegriff unterscheiden. Produktivität bezeichnet eine Anlage des Menschen, also einen oft nur sehr schwachen Teilstrahl der Entelechie; Genie aber bezeichnet eine Struktureigenschaft, die

---

[1]) S. 34 ff.

den ganzen Menschen erfaßt, nämlich die Vorherrschaft der Produktivitätsanlage gegenüber allen anderen Dispositionen: Produktivität kann man haben (und jeder Mensch hat sie in irgend einem, wenn auch noch so geringen Maße); Genie muß man sein (und nur ganz wenige Menschen sind es).

IV. Richtungs- und Rüstungsdispositionen.

Der Entelechie der Person kommt, wie wir bereits oben erwähnten, die doppelte Bestimmung zu, die Ziele ihres Wirkens und die Mittel zum Erreichen der Ziele zugleich in sich zu enthalten. Entsprechendes gilt auch von dem einzelnen Teilstrahl der Entelechie; jede Einzeldisposition ist zielstrebig gerichtet und zweckdienlich gerüstet; erst durch beides zusammen wird ihr teleologischer Charakter bestimmt. So ist — um nur ein Beispiel herauszugreifen — die Eigenschaft der Imitabilität gekennzeichnet einerseits durch eine Neigung zum Nachahmen, andererseits durch die Fähigkeit zum Hervorbringen von Handlungs- und Verhaltungsweisen, die den bei anderen wahrgenommenen ähnlich sind.

Nun haben aber die beiden Momente der Richtung und der Rüstung, bei allem Aufeinander-Angewiesensein, doch eine gewisse Selbständigkeit gegeneinander und die verschiedensten Beziehungen zueinander. Wir sind deshalb gezwungen, solche Dispositionen, die vorwiegend Richtungscharakter haben, zu scheiden von jenen, die vorwiegend Rüstungscharakter besitzen. Jene mögen „Zielungen" oder „Tendenzen", diese „Fähigkeiten" oder „Potenzen" heißen. Die Tendenz zur Stoffwechselregulierung durch Nahrungsaufnahme, Atmung usw. lebt in jedem Organismus; die Fähigkeit hierzu kann in sehr verschiedenem Maße vorhanden sein. Das Zielstreben auf soziale Betätigung kann in einem Menschen recht stark sein, dessen Potenz hierzu relativ gering ist. Diese scheinbar so banale Wahrheit ist für uns deswegen wichtig, weil wir sie, wie schon die Beispiele zeigen, ins Psychophysisch-Neutrale erheben als ein der Persönlichkeit unmittelbar anhaftendes Merkmal; die psychische Seite: das Verhältnis von Wollen und Können, ist nur eine Teilerscheinung des viel allgemeineren Verhältnisses von Richtungsdisposition zu Rüstungsdisposition.

Betrachten wir die Richtungsdispositionen für sich, so wird ihre Hauptgliederung nach den bekannten Zweckbestimmtheiten zu erfolgen haben, auf welche eben die Dispositionen „gerichtet" sind. Der Autotelie entsprechen demnach die beiden selbstischen Tendenzen: der Selbsterhaltungstrieb und der Selbstentfaltungstrieb; die Heterotelie mit ihrer dreifachen Gliederung spiegelt sich in drei Streberichtungen: den „sozialen" Tendenzen, welche auf übergeordnete Einheiten gehen, den „sympathischen" Tendenzen, die den Mitpersonen gelten, und den „ideellen" Tendenzen, welche abstrakten Zwecken gewidmet sind. Besonders wichtig erscheint mir hierbei die Scheidung der sozialen und sympathischen Tendenzen zu sein; so verschieden wie der Dienst des Menschen gegenüber einer Übereinheit (Familie, Volk, Menschheit) und gegenüber konkreten Einzelmenschen ist, so verschieden sind auch die inneren Triebkräfte bewußter und unbewußter Art, die den Menschen bald nach dieser bald nach jener Richtung treiben [1]).

Aber wie im Zwecksystem die beiden Zweckbestimmungen der Autotelie und die drei der Heterotelie nicht unverbunden nebeneinanderstanden, sondern in dem Grundprozeß der Introzeption vereinigt wurden, so haben auch die entsprechenden Richtungsdispositionen ihre gemeinsame Grundlage in einer einheitlichen Richtungsdisposition, die wir als „Charakter" bezeichnen. Hier erscheint in der Tat für diesen so viel umstrittenen und wenig geklärten Begriff der Persönlichkeitslehre der wissenschaftliche Ort gefunden zu sein. Der Charakter ist die Einheit aller Richtungsdispositionen eines Menschen. Bestimmend

---

[1]) Diese Scheidung (auf welche schon einmal S. 45 hingewiesen wurde) hat man bisher viel zu wenig beachtet, weil man alle nicht-selbstischen Regungen unter dem gemeinsamen Namen der „altruistischen" Tendenzen zusammenzufassen pflegte; aber es scheint sowohl für die normativen Betrachtungen der Ethik wie für die deskriptiven der Psychologie wichtig zu sein, den Unterschied deutlich herauszuarbeiten. Selbst die Korrelation zwischen beiden Dispositionsrichtungen braucht nicht allzu groß zu sein; Menschen mit starkem sozialen Interesse und Pflichtbewußtsein haben zuweilen nur eine geringe Tendenz dazu, individuellen Mitmenschen Verständnis, Neigung, Fürsorge entgegenzubringen; andererseits kann ausgeprägte Hingabe an Nebenmenschen oft mit überraschend geringer Empfänglichkeit für die allgemeinen Forderungen des Volks- und Staatslebens verbunden sein.

für seinen Begriff ist die das ganze Leben durchwaltende Tendenz, durch welche alle auf das engere Selbst wie auf fremde Zwecke gerichteten Strebungen in Zielsetzungen des weiteren Selbst umgewandelt werden. Entscheidend für die Beschaffenheit des Charakters ist das Strukturverhältnis, in welchem die einzelnen Zielungen zueinander stehen und sich zur Gesamtrichtung des Strebens verbinden.

Zu den Richtungsdispositionen muß nun das System der Rüstungsdispositionen treten, um den Menschen zur Erreichung jener Ziele oder doch zur Annäherung an sie fähig zu machen. Sie bestehen einerseits in den körperlichen Kräften und den Leistungsmöglichkeiten der einzelnen Organe, andererseits in den psychischen Fähigkeiten und Fertigkeiten, die bewußt oder unbewußt in den Dienst der Lebensaufgaben treten. Auch sie sind nicht eine unverbundene Vielheit, sondern schließen sich zusammen zu einer einheitlichen grundiegenden Rüstungsdisposition, dem psychophysischen Gesundheitszustand; denn unter diesem verstehen wir den gesamten Fähigkeitsgrad, in welchem die Person zur Erfüllung ihrer Aufgabe gerüstet ist.

Das Verhältnis der Richtungsdispositionen zu den Rüstungsdispositionen muß uns wegen seiner strukturellen Bedeutung für die Person etwas näher beschäftigen.

Die Rangbeziehung beider Gruppen ist dadurch bestimmt, daß die Persönlichkeit in erster Reihe ein Zwecksystem ist. Demnach müssen die Richtungsdispositionen, welche diese Zwecke selbst zum unmittelbaren Gegenstande haben, zentralere Bedeutung besitzen als die Rüstungsdispositionen, welche sich auf die Mittel zur Verwirklichung der Zwecke beziehen. Die Strebungen — dies Wort ganz unabhängig von etwaigen Bewußtseinserscheinungen verstanden — bilden das Zentrum der persönlichen Kausalität, die „Könnungen“ doch mehr die Peripherie. Hier liegt die Wahrheit des sogenannten „Voluntarismus“ gegenüber dem „Intellektualismus“; denn der Wille ist ja die auf Zweckverwirklichung unmittelbar gerichtete psychische Disposition, während der Intellekt das gewaltige Rüstzeug der Denkmittel umfaßt. So ist der Intellekt in der Tat, wie es Schopenhauer ausdrückte,

der Diener des Willens; denn selbst dort, wo im reinen Erkennen und künstlerischen Verhalten der Intellekt scheinbar Selbstzweck wird, muß doch der starke Wille zur Erkenntnis bzw. die schöpferisch-künstlerische Tendenz vorangehen, um jene intellektuelle Betätigung erst zu ermöglichen. Dieses Wertverhältnis beider Gruppen kommt denn auch in ihrer kausalen Beziehung zueinander zum Ausdruck. Die Tendenzen der Persönlichkeit sind es, die im allgemeinen erst ihre Potenzen in Bewegung setzen. „Wo ein Wille ist, da ist ein Weg“, und: „Du kannst, denn du sollst“; das System der Zielsetzungen schafft und gestaltet sich erst das System der Mittel. Freilich gilt jene Vorherrschaft nur ganz im allgemeinen als Leitprinzip, durchaus nicht absolut; die Rüstungsdispositionen haben auch ihre eigene Wucht, die auf die Richtungsdispositionen bestimmend zurückwirkt — und ihre eigene Schwäche, welche die Verwirklichung der Zielsetzung beeinträchtigt. Ja, die Reibungen, die zwischen Richtungs- und Rüstungsdispositionen bestehen, bilden unter Umständen für die persönliche Teleologie eine geradezu tragische Grenze. Oft steht die Stärke einer Strebung im schneidenden Mißverhältnis zur Stärke der dazu erforderlichen Könnung; zuweilen versagt die Potenz dermaßen, daß die Tendenz sich ihrem Ziele überhaupt nicht nähert oder sich gar von ihm entfernt. Jede Erkrankung eines Organs oder einer seelischen Funktion ist als eine solche Unstimmigkeit zwischen Richtung und Rüstung aufzufassen; die Tendenz zu bestimmter im Sinne der Lebenserhaltung nötiger Betätigung findet nicht mehr ihren Rückhalt in der Fähigkeit zu eben dieser Betätigung. Aber auch abgesehen von eigentlicher Krankheit ist das Leben an vielen Stellen ein Kämpfen zwischen Tendenz und Potenz; die Tendenz muß sich mit teilweiser, unvollkommener Durchsetzung ihrer Ziele begnügen, muß auf die Fülle der Ziele verzichten und sich mit einer kleinen Auswahl zufrieden geben, weil die Rüstungsdispositionen die Mittel vorenthalten oder sie sich nur widerstrebend und mit Mühe abringen lassen.

Aus diesen verwickelten Beziehungen ergibt sich, daß das Verhältnis zwischen Tendenz und Potenz von Mensch zu Mensch außerordentlich zu wechseln vermag. Bald kann die widerspruchslose Unterordnung der Rüstungs- unter die Richtungs-

disposition, bald die Kampfesstellung beider — und diese in den mannigfachsten Formen — charakteristisch sein für das Individuum; und so entstehen ganz verschiedene Strukturbilder der Persönlichkeiten.

Dies mag an einem konkreten Beispiel, dem Verhältnis von Begabung und Interesse, veranschaulicht werden. Von diesen beiden ist zweifellos das Interesse die Richtungsdisposition; denn es bestimmt, welchen Zielen des geistigen Tuns (Erkennens, Schauens, Sich-Betätigens) der Mensch zugewandt ist. Die Begabung aber liefert wiederum das Rüstzeug. Bezüglich der Beziehung beider hat nun, soweit man sich überhaupt bisher mit dem Problem beschäftigte, eine stark intellektualistische Meinung vorgeherrscht: die Begabung sei das Primäre, aus ihr gehe das Interesse hervor; denn was dem Menschen leicht werde, was er besser verstehe und beherrsche als andere, habe auch eine entsprechende Einstellung des Gemüts und Willens, also Interesse zur Folge. Mir scheint diese Auffassung nicht nur den Sachverhalt unerlaubt zu vereinfachen, sondern geradezu wesentlichste Züge zu vernachlässigen. Das Zusammenstimmen von Interesse und Begabung ist ja zweifellos der Normalfall; er braucht aber durchaus nicht einseitig von der Begabungsseite her bestimmt zu sein. Vielmehr mögen — im Prozeß der viele Generationen durchlaufenden Vererbung — sich beide zusammen, aber mit einer gewissen Vorherrschaft der Richtungsdisposition, entwickelt haben; es können äußere und innere Gründe gewisse Zielsetzungen der Betätigung in bestimmten Familien, Rassen, Völkern großgezogen und zugleich die diesen Richtungen entsprechenden Fähigkeiten ausgebildet haben. Der Nachkomme eines solchen Geschlechts wird dann schon angeborenerweise mit einer Harmonie von Tendenz und Potenz zur Welt kommen und nun in seinem individuellen Leben ihren gegenseitigen Zusammenhang steigern: das angeborene Interesse für ein bestimmtes Gebiet führt zu intensiver Pflege der vorhandenen Fähigkeiten und steigert diese durch vielseitige Übung zu hohen Fertigkeiten; die Fähigkeit wiederum und die Freude an ihrer erfolgreichen Ausübung stärkt das Interesse.

Neben diesen harmonischen Typen gibt es dann aber noch

ganz andere Strukturbilder menschlicher Persönlichkeiten im Begabungs-Interessen-Spiel. Wie häufig kommt — durch erbliche Kreuzung oder durch andere nicht überschaubare Gründe — in einer Person eine ausgesprochene Begabung für ein Gebiet A mit einem ausgeprägten Interesse für ein ganz abseitiges Gebiet B, dagegen mit Interesselosigkeit für das Gebiet A zusammen! — Dann wiederum gibt es Menschen mit deutlicher Begabung, aber einer allgemein geringen Interessenausprägung; bei ihnen bleiben die köstlichen Mittel zum Schaffen von ideellen und sozialen Werten brach liegen, denn die Überzeugung, daß Begabung nicht nur ein Besitz, sondern eine Verpflichtung sei, kann demjenigen nicht aufgezwungen werden, bei dem keine innerliche Tendenz zur Begabungsverwertung besteht. — Endlich die scheinbar widerspruchsvollen Fälle, daß sich das Interesse gerade solchen Gebieten zuwendet, für welche die Befähigung angeborenerweise eine besonders schwache ist: hier liegt dann nicht ein primäres Sachinteresse, sondern ein Interesse am Kampf, an der Überwindung der Schwierigkeiten und am Sieg vor; und wir wissen, in welch erstaunlichem Maße sich diese Kampfesrichtung in Kampfesrüstung umzusetzen, d. h. aus ursprünglichen Schwächen hochwertige Fähigkeiten zu entwickeln vermag. Nirgends wird die Überlegenheit der Richtungsdisposition gegenüber der Rüstungsdisposition deutlicher als in diesen Fällen.

Neues Licht fällt durch das Richtungs-Rüstungs-Verhältnis auch auf die drei Hauptformen der geistigen Begabung: das Genie, das Talent und die Intelligenz.

Im Genie ist die Richtung das Grundwesentliche: der Drang nach Gestaltung, das Leiden am Problem, die schöpferische Mission. Dieser Richtungsstärke ordnet sich nicht nur alles unter, was an sonstigen Richtungen in der Seele ist, sondern auch jede vorhandene Rüstung wird rücksichtslos in ihren Dienst gestellt. Alles, was an Gaben da ist, wird fruchtbar gemacht und zu jenem Ziele hin entwickelt; auch aus dem scheinbar tauben Stein wird Gold geholt. — Im Talent ist zwar nicht mehr eine alles andere überschattende Mission vorhanden, wohl aber ein vorwiegendes Interesse, das ebenfalls einem bestimmten Gebiet gilt, dieses mit

Macht zu ergreifen und die ihm geltenden Fähigkeiten durch Fleiß und Übung zu stärken geneigt ist. — In der Intelligenz endlich haben wir die Rüstung noch ziemlich richtungslos vor uns. Sie ist eine Art Allerweltswerkzeug, das sich für die verschiedensten Richtungen verwerten läßt, aber zunächst noch auf keine speziell eingestellt ist. Ihr Verhältnis zur Richtung ist also nur das einer fortwährend dem Wechsel zugänglichen Anpassung.

Nunmehr wird es verständlich, warum die bloße Klugheit an sich mit einem gewissen Odium behaftet ist. Sie ist nichts als Mittel zum Zweck und zwar ganz indifferentes, sächliches Mittel, durch keine tiefste Persönlichkeitstendenz geheiligt; für sie gilt das *non olet*, ähnlich wie für das Geld. Wie anders schon beim Talent; denn hier wird die Begabung von vornherein veredelt durch einen konkret persönlichen Zug in der Form der Hingabe an ein bestimmtes objektives Wertgebiet. Und wie völlig anders beim Genie, wo jene Hingabe geradezu lebensbestimmend wird und wo daher die höchste Subjektivität zugleich zur höchsten Objektivität wird! Deshalb wird jener neue, zukunftsreiche Zug unseres Kulturlebens: die Ethisierung der Begabung, besonders bei der Begabungsform der Intelligenz wirksam gemacht werden müssen. So wie das materielle Rüstzeug des Geldes, so wird auch das geistige Rüstzeug der Begabung zu einem Wert und vor allem zu einem sittlichen Wert erst durch die Richtungen, in denen es verwertet wird.

V. Die inter-individuelle Verteilung der Dispositionen.

Die ganze bisherige Besprechung der Dispositionen hatte nur die isoliert gedachte Einzelperson im Auge. Eine Schlußbetrachtung sei dem interindividuellen Problem gewidmet, wie sich Mensch und Mensch in bezug auf ihre Dispositionen gleichen oder unterscheiden. Wir gliedern unter diesem Gesichtspunkt die Dispositionen in „generelle", „differentielle" und „individuelle"; die erste hat die Einzelperson mit allen Menschen, die zweite mit einer Gruppe anderer Menschen gemeinsam, die dritte hat sie ganz für sich allein.

Zur philosophischen Begründung dieser Gliederung müssen wir uns in die Erinnerung rufen, welche Rolle die Hypertelie im Zwecksystem der Persönlichkeit spielt (S. 40). Indem jeder Mensch Zwecke zu verwirklichen hat, die nicht die seinen, sondern die eines übergeordneten Ganzen sind, muß er auch Kausalitäten in sich tragen, die in entsprechender Weise auch anderen Teilhabern an jener Übereinheit zukommen. Der einheitliche Zweck der Menschheit, ihre spezifische Menschheitseigenart zu erhalten, be-

wirkt, daß alle Einzelmenschen gewisse übereinstimmende Dispositionen besitzen müssen, die zur Verwirklichung jenes Zweckes führen, d. h. allgemein menschliche Eigenschaften: Gliederbau, aufrechten Gang, Sprachfähigkeit, abstrakte Denkfähigkeit, die Fähigkeit, das Handeln nach allgemeinen Ideen zu regeln, bestimmte Gesetzmäßigkeiten der Entwicklung usw.

Die differentiellen Eigenschaften erfordern eine doppelte Ableitung. — Erstens: das Individuum gehört nicht nur der Übereinheit „Menschheit", sondern auch solchen von geringerer Größenordnung, z. B. „Volk", „Familie" an; und da jede dieser Übereinheiten ihre besondere Autotelie besitzt, die in das Zweck- und Wirkungssystem der dazugehörigen Individuen übertragen wird, so entstehen in diesen Individuen gemeinsame Eigenschaften engeren Geltungsbereichs: nationale, familiäre Eigenschaften (Typus des Italieners, Familiencharakter des Habsburgers usw.). — Zweitens: der Gesamtzweck einer Übereinheit bekundet sich nicht nur darin, daß alle Teilhaber die gleiche Gattungsaufgabe zu erfüllen haben, sondern auch in einer teleologischen Arbeitsteilung, indem bestimmte Gruppen von Menschen besondere Teilzwecke jener Übereinheit zu übernehmen haben. So sind z. B. die beiden Geschlechter zwei Organe der Menschheit, die verschiedenartig ausgebildet sind, um gerade durch ihre gegenseitige Ergänzung dem Gesamtzweck zu dienen; jedes dieser Menschheitsorgane muß den ihm zugehörigen Individuen gemeinsame Aufgaben und die zu ihrer Erfüllung nötigen Dispositionen, also typisch männliche bezw. weibliche Eigenschaften, verleihen. Eine andere Arbeitsteilung im Leben einer Übereinheit ist die organische Gliederung in Kulturgebiete, wie sie durch die Stände, Berufe, Künste vertreten werden; ihr entspricht die Differenzierung der menschlichen Leistungsdispositionen: der Fertigkeiten, Interessen, Kräfte, Begabungen. Dazu treten unzählige weitere Verschiedenheiten, deren eine Übereinheit bedarf, um ihr Dasein in voller Buntheit und Mannigfaltigkeit gestalten zu können: den Führenden stehen die Geführten, den Vorbildlichen die Nachahmenden, den Schaffenden die Empfangenden gegenüber. Parteibildungen werden nötig, die teils auf Bewahrung des Alten, teils auf Förderung des Neuen gerichtet

sind, um zwischen Selbsterhaltung und Selbstentfaltung des Volks- und Staatsganzen das rechte Verhältnis zu wahren. Diese und viele andere Gliederungen im überindividuellen Zwecksystem finden bei den Individuen ihre Entsprechung in Art- und Gradunterschieden ihrer dispositionellen Beschaffenheit; und so werden die beiden Erscheinungsformen in der Differenzierung menschlicher Beschaffenheiten teleologisch verständlich: einerseits die Bildung von „Typen", in die sich jede allgemeine Disposition qualitativ zerlegt, andererseits die Vielheit der Intensitätsstufen, in der sie quantitativ aufzutreten vermag. Es gibt Intelligenztypen und Intelligenzstufen, in die wir die Menschen eingliedern können; ebenso Temperamentstypen und innerhalb jedes Typs sehr verschiedene Stärkegrade der Ausprägung usw.

Läßt sich demnach aus der Heterotelie ableiten, daß sich in jeder Person generelle und differentielle Eigenschaften vorfinden, so führt ihre Autotelie dazu, daß sie ihre eigenste individuelle Kausalität besitze. Die allgemeineren und allgemeinen Eigenschaften müssen zwar zur Erklärung dessen, was das Individuum ist und tut, herangezogen werden; aber das letzte seiner Besonderheit läßt sich nie und nimmermehr in deren kausales Netz einfangen; denn der einzelne Mensch ist eben nicht nur Glied der Menschheit, Volksgenosse, Geschlechtswesen, Besitzer einer Begabung, Angehöriger jenes Vorstellungs- und dieses Temperamentstyps usw. usw. — sondern über alles das hinaus, was er mit größeren und kleineren Gruppen der Nebenmenschen gemeinsam hat, hat er „Individualität", sowohl im Sinne des Telos wie auch in dem der Causa; er ist Träger von Dispositionen, die in völlig gleicher Weise in keinem anderen Individuum zu finden sind.

Noch mehr: wir dürfen nicht vergessen, daß in Wirklichkeit ein Nebeneinanderbestehen von Heterotelie und Autotelie in der Persönlichkeit gar nicht existiert, sondern daß alle überindividuellen Zwecke und die ihnen entsprechenden Lebensformen durch Introzeption vom Individuum angeeignet und in individuelles Gut umgewandelt werden. Demnach gibt es auch kein selbständiges Nebeneinanderbestehen der generellen, differentiellen und individuellen Eigenschaften innerhalb des lebendigen Individuums. Es

geht nicht an, einem Menschen X erstens die Fähigkeit der Vorstellungsproduktion überhaupt als eine generelle Eigenschaft, zweitens die Zugehörigkeit zum visuellen Typus als eine davon getrennte differentielle Eigenschaft und drittens die besondere Art, wie X seine Gesichtsvorstellungen zu erleben und zum Aufbau seiner geistigen Welt zu verwerten neigt, als eine selbständige individuelle Eigenschaft zuzuschreiben. Die Scheidung ist lediglich eine solche der Gesichtspunkte. Die generelle Menschenkunde (allgemeine Anthropologie, Biologie, Physiologie, Psychologie, Soziologie, Ethik) hat durch Abstraktion aus den realen Lebensbetätigungen der einzelnen die gemeinsamen Züge menschlicher Dispositionen herauszulösen; die differentielle Menschenkunde (Völkerkunde, „vergleichende" Religions-, Sprach-, Rechts- usw. Wissenschaft; differentielle Psychologie; Pathologie) hat das einzelnen Gruppen, Typen, Völkern, Geschlechtern, Epochen Gemeinsame herauszuarbeiten und ihren Unterschied gegenüber anderen Gruppen usw. festzulegen; die individuelle Menschenkunde (Geschichte, Psychographie, Kasuistik, Prüfungswesen) muß endlich die singuläre Beschaffenheit bestimmter Menschen nach Grad und Art zu erfassen suchen — in den lebendigen Persönlichkeiten selbst aber ist alles zur untrennbaren Einheit verschmolzen.

Vergißt man dies, so steht man wieder mitten in der alten Vermögenslehre, welche „das Gedächtnisvermögen", „die Phantasie", „das musikalische Talent" usw. als wirklich existierende allgemeine Kräfte ansah, die eben in ihrer Allgemeinheit die Grundlage und Ursache für alle besonderen und einzelnen Leistungen und Erlebensformen abgeben sollten.

B. Persönlichkeit und Welt (Konvergenz-Lehre).

Drittes Kapitel.

Begriff und Faktoren der Konvergenz.

I. Der Grundgedanke der Konvergenztheorie.

Die Persönlichkeit, wie wir sie bisher betrachteten, ist nur eine — wenn auch notwendige — Abstraktion. Wir isolierten sie, um das System ihrer Zwecke und die Triebkräfte ihres Wirkens rein erfassen zu können. Wie aber jene Zwecke zur Verwirklichung gelangen, woher jene Kräfte ihrerseits stammen, das sind weitere, ganz neue Fragen, zu deren Beantwortung nun der bisher beiseite gelassene Faktor der Welt einbezogen werden muß. Denn das persönliche Individuum ist nicht „Der Einzige", die Welt nicht „Sein Eigentum". Sondern mit doppelten Ketten ist es in die Welt eingeordnet, zeitlich in die Reihe seines Geschlechts, räumlich in das Gefüge seiner Umgebung. Vorwelt und Umwelt sind die beiden Weltbedingungen, die beiden Nicht-Iche, aus denen das Ich sein Gepräge in der Wirklichkeit erhält; Vererbung und Erwerbung die beiden Wege, welche zusammenlaufen — konvergieren — zu dem Schnittpunkt „Persönlichkeit".

Wenn man diesen so einfachen Tatbestand sich klarmacht, erscheint es einem fast unbegreiflich, daß es eine grundsätzliche allgemeine Theorie für dieses Konvergieren, also eine philosophische Konvergenzlehre, bisher noch nicht gab. Auf das Mensch-Welt-Problem war man natürlich fortwährend gestoßen; theoretische Wissenschaften wie praktische Kulturgebiete mühten sich seit Jahrhunderten — und in den letzten Jahrzehnten mit besonderer Heftigkeit — an diesen Fragen ab. Denn alle Wissenschaften, die menschliches Sein und Tun verstehen wollten, mußten Einblicke in die inneren und äußeren Bedingungen dieses Seins und Tuns und in ihr gegenseitiges Verhältnis zu gewinnen

suchen; und alle Bestrebungen des praktischen Lebens, welche menschliches Sein und Tun regeln und beeinflussen wollten, mußten wissen, welche Aussichten solche äußeren Einflüsse überhaupt besäßen, und welche Hemmung oder Förderung sie durch innere angeborene Faktoren zu erwarten hätten. Allein alle diese Bestrebungen, so bedeutsam der zu erhoffende Erkenntniswert und so unermeßlich die an sie geknüpften praktischen Erwartungen sein mochten, konnten nicht zur vollen Wirksamkeit kommen, weil sie zersplittert und einseitig blieben.

Zersplittert: jedes Wissenschafts- und Kulturgebiet kämpfte in seinem besonderen Feld mit dem Mensch-Welt-Problem schuf Ausdrücke, suchte Lösungen, ohne zu schauen, wie rechts und links andere an denselben Fragen arbeiteten. Der Erkenntnistheoretiker stellte den Gegensatz zwischen dem Apriori und Aposteriori der menschlichen Erkenntnis auf. Der Ethiker beschäftigte sich mit dem Problem der Angeborenheit oder der Beeinflußbarkeit der moralischen Eigenschaften. Der Psychologe fragte, ob das räumliche, das zeitliche Vorstellen usw. letzte nicht weiter zurückführbare Bewußtseinstatsachen seien oder erst auf Grund individueller Erfahrungen „erlernt“ würden. Der Geschichtsforscher ließ das historische Geschehen, auch das Leben der einzelnen historischen Persönlichkeit, teils aus Rasse-, Volks-, Familieneigenschaften, teils aus den materiellen, wirtschaftlichen, technischen, kulturellen Umweltbedingungen hervorgehen. Die Wissenschaften von den menschlichen Schädigungen (Pathologie, Kriminalistik) sprachen einerseits von erblicher Belastung, Entartung, geborenem Verbrechertum, andererseits von den Folgen der sozialen Verhältnisse, der Ernährung und des Klimas, der Suggestion und der Nachahmung. Und die Beseitigung der Schäden sah man bald in Rassenhygiene (also Schaffung günstigerer Erblichkeitsbedingungen), bald in Sozialpolitik großen Maßstabes. Die Pädagogik endlich mußte die Frage geradezu zur Grundlage ihrer gesamten theoretischen und praktischen Erwägungen machen: wie die von außen zu gebenden Einflüsse erziehlicher und unterrichtlicher Art auftreffen auf eine bestimmte Beschaffenheit des jugendlichen Menschen und durch diese teils eingeschränkt, teils erst in ihrer Richtung bestimmt werden müssen. — Diese Auf-

zählung mag genügen, wenn sie auch von Vollständigkeit weit entfernt ist; sie zeigt doch die Buntscheckigkeit der Formulierungen, unter der das Gemeinsame aller dieser Fragestellungen: das Verhältnis der inneren (Vorwelt-) und äußeren (Umwelt-) Bedingungen am Zustandekommen menschlichen Seins und Tuns, fast ganz versteckt bleiben mußte. Es ist dieselbe Grundfrage, die bald auf die physische, bald auf die psychische Seite des Menschen gerichtet ist, die sich hier auf die Beschaffenheit dauernder Eigenschaften, dort auf die Qualität einzelner Taten und Phänomene bezieht, die bald für generelle Merkmale alles Menschenwesens überhaupt, bald für differentielle Gruppenmerkmale, bald für das Sein und Werden einer einzelnen Individualität aufgeworfen wird[1]).

Diese zu fordernde Konvergenzlehre muß sich dann aber auch vor den Einseitigkeiten hüten, in welche fast alle bisherigen Theorien des Mensch-Welt-Problems verfallen waren. Denn obgleich man ja nirgends an dem Dasein der beiden Faktoren vorbeigehen konnte, verfuhr man doch in der Bewertung ihres Einflusses sehr ungleichmäßig, derart, daß bald der Binnenfaktor der Angeborenheit, bald der Außenfaktor des Umwelteinflusses als der eigentlich maßgebende und bestimmende hingestellt wurde. Wir wollen die beiden sich so ergebenden Standpunkte als „Nativismus" und „Empirismus" bezeichnen, indem wir diese bisher vornehmlich in Erkenntnistheorie und Psychologie verwandten Ausdrücke auf alle Behandlungen des Mensch-Welt-Problems ausdehnen. Natürlich gibt es in der Entschiedenheit, in welcher der Nativismus oder der Empirismus vertreten wird, alle möglichen Grade; immer aber wird das Verhältnis der beiden Bedingungen als ein quantitatives, als ein Überwiegen des Binnen-

[1]) Selbstverständlich sollen die tatsächlichen Unterschiede in den Fragestellungen dabei nicht übersehen oder auch nur gering geschätzt werden. Wir wissen z. B. sehr wohl, daß sich der erkenntnistheoretische Gegensatz des Apriori und Aposteriori auf die Geltung der Erkenntnisse, der psychologische Gegensatz zwischen Nativismus und Empirismus auf den Ursprung der seelischen Phänomene bezieht, und daß es völlig verfehlt wäre, jenen Gegensatz auf diesen zurückführen zu wollen. Aber über diese Unterschiede hinaus mußte doch der große gemeinsame Zug, der dem Konvergenzproblem in allen seinen Verkleidungen eignet, hervorgehoben werden.

faktors über den Außenfaktor oder dieses über jenen aufgefaßt. Jeder Nativist glaubt seine Hauptaufgabe in dem Nachweis zu sehen, wie stark der Einfluß angeborener Erblichkeit im Menschen sei, und wie wenig daran die Umwelt ändern könne; ihm wird der Mensch zum Diamanten, der seine einmal gegebene Natur in starrer Widerspenstigkeit gegen den von außen kommenden Druck und Stoß zu bewahren sucht. Jeder Empirist betrachtet mit isolierender Einseitigkeit diejenigen Erscheinungen am Menschen, die offenkundig Erzeugnisse der von außen kommenden Eindrücke sind, und sucht deshalb den Widerstand und die Selbständigkeit innerer Aktivitäten auf ein Mindestmaß zurückzuführen; er macht den Menschen zu einem Stück Wachs, das fast alles, was es an Form hat, von außen empfängt und jedem Druck nachgibt.

Es ist wohl nicht notwendig, den Nachweis zu führen, wie in allen einschlägigen Teilgebieten — Erkenntnistheorie und Psychologie, Biologie, Geschichte, Pathologie und Kriminalistik, Ethik und Sozialwissenschaft, Politik und Pädagogik — der Gegensatz nativistischer und empiristischer Theorien zum Ausdruck kommt; jeder Kenner vermag die landläufigen Theorien seines Gebietes fast immer zwanglos dem einen oder dem anderen jener Gegen-Standpunkte unterzuordnen. Nur darauf sei noch ausdrücklich hingewiesen, daß der Gegensatz weit hinausgeht über eine bloß theoretische Verschiedenheit wissenschaftlicher Überzeugungen; er führt in seinen Anwendungen auf das tätige Leben zu den einschneidendsten Forderungen und Verhaltungsweisen. Der praktische Nativismus — wenn dieser Ausdruck erlaubt ist — wird bei seiner Überschätzung des unveränderlich und unbeeinflußbar Angeborenen zu einer gewissen Passivität neigen; die kulturelle (erziehliche, politische usw.) Tätigkeit wird sich nach ihm darauf beschränken müssen, das Angeborene, sofern es gut ist, vor Verkümmerung und Hemmung zu bewahren (Beispiel: Rousseau), sofern es schlecht ist, an Übergriffen in das Wohl der anderen Menschen zu hindern (Beispiel: Lombroso). Die positivste Forderung, welche der Nativismus stellen kann, ist die der Rassenveredelung (Galton, Nietzsche): Fürsorge, daß Menschen mit guten Angeborenheiten zur Fortpflanzung kommen, solche mit schlechten daran verhindert werden. — Umgekehrt wird der prak-

tische Empirismus stets an einer Überschätzung des „Machen-Könnens“ von außen her leiden. Er wird in übertriebenem Optimismus meinen, daß es nur der Belehrung und Erziehung, der Herbeiführung bestimmter politischer Zustände, sozialer Verhältnisse, hygienischer Bedingungen bedürfe, um die Menschen glücklich und tugendhaft, gesund und stark zu machen (Beispiel: der Sozialismus). Neigte der Nativist, wie wir sahen, selber zur Passivität, so neigt der Empirist dazu, den menschlichen Objekten seiner Tätigkeit eine Passivität zuzuschreiben, die sie in Wirklichkeit nicht besitzen. Er möchte die Personen zu Sachen herabsetzen, um desto schrankenloser auf sie wirken zu können.

Der geschilderte Widerstreit von Nativismus und Empirismus läßt sich nun nicht durch irgend ein philosophisches Machtwort zu Gunsten des einen oder anderen Standpunkts entscheiden; er muß vielmehr durch eine Veränderung der ganzen Fragestellung überwunden werden. Denn dazu ist die Wucht der positiven Tatsachen, die jede der beiden Richtungen für sich anführen können, viel zu groß, als daß es hier je ein Widerlegen oder Aufheben geben könnte. Die Befunde, welche die Vererbungstheorie in ihren mannigfachen natur- und kulturwissenschaftlichen Verzweigungen über die Bedeutung der Angeborenheit geliefert hat, werden ebenso unverloren sein wie die neuen Einsichten und Betrachtungsweisen, welche uns die „Milieutheorie“, die „materialistische“ Geschichtsauffassung usw. über die Macht der äußeren Einflüsse eröffnet haben. Hier kann nur ein Standpunkt helfen, der beiden Faktoren entschlossen gerecht wird, indem er zeigt, daß Innen- und Außenfaktor gar keinen Widerspruch, sondern gegenseitige Ergänzung bedeuten, daß sie nicht in einer quantitativen Rangabstufung, sondern in einem qualitativen Zweckzusammenhang zueinander stehen. Dies ist der Grundgedanke des Konvergenzstandpunktes oder des „Konvergismus“, den wir als höhere Synthese den Einseitigkeiten des Nativismus und des Empirismus überordnen.

Konvergenz ist das Zusammentreten zweier Bedingungsgruppen zu einem einheitlichen zweckvollen Gesamtergebnis. Die beiden Bedingungsgruppen mögen die „Konvergenzfaktoren“

heißen, der Vorgang ihres Zusammenwirkens der „Konvergenzprozeß“, das Gesamtergebnis die „Konvergenzwirkung“.

Der Konvergismus lehrt erstens: an jedem wirklichen Sein und Tun der Person ist Außen- und Innenfaktor, Vorwelt und Umwelt, zugleich beteiligt. Und zwar nicht in Gegensätzlichkeit oder in gleichgültigem, unorganischem Nebeneinanderstehen, sondern in einem Sich-Bedingen und -Fördern derart, daß das Eine ohne das andere gar nicht denkbar wäre. Gewiß kann man, ja muß man oft genug gedanklich isolieren, inwiefern an einem Merkmal der Persönlichkeit der innere, inwiefern der äußere Faktor zum Ausdruck komme; aber diese Isolierung ist eine bloß gedankliche; real gibt es am Menschen keine Eigenschaft, keine Tat, kein Phänomen, kurz kein Merkmal psychischer, physischer oder neutraler Art, von dem man sagen könne, es sei angeboren oder es sei erworben. Darum verzichte man endlich auf die irreführende Fragestellung: „Ist dies oder jenes Merkmal angeboren oder erworben?“ und ersetze sie durch die allein zutreffende Frage: „Was an diesem Merkmal ist angeboren, was an ihm ist erworben?“ Das *aut—aut* ist immer falsch, das *et—et* ist immer richtig.

Der Konvergismus lehrt zweitens: Bei diesem gegenseitigen Sich-Bedingen ist es nicht mehr möglich, das Verhältnis der beiden Faktoren in die Rangordnung des Mehr- oder Weniger-Wichtig zu bringen. Gewiß kann innerhalb der einzelnen Merkmale der Persönlichkeit eine solche Rangierung Platz greifen: es kann eine Eigenschaft in höherem Maße als eine andere angeborenen Charakter tragen; es kann ein Akt mehr als ein anderer durch Außenfaktoren in seinem Eintritt und Inhalt bestimmt sein. Aber für die Gesamtpersönlichkeit ist eine solche rein quantitative Auffassung der beiden Faktoren nicht mehr möglich. Wie kann man da noch von einem „mehr oder minder entscheidend“ sprechen, wo ohne den einen wie ohne den anderen Faktor die reale Existenz der Persönlichkeit überhaupt nicht möglich wäre? Wohl gemerkt, es handelt sich hier nicht um die Wertfrage: ob die „ideelle Persönlichkeit“, in der wir den Innenfaktor gedanklich rein herausstellten, an Wert höher stehe als die Welt, in die sie hineingesetzt sei — sondern um die Tatsachen- und Ursachen-

frage: ob die reelle Persönlichkeit, wie sie als erfahrungsmäßige Gegebenheit auftritt, in höherem Maße durch jene ideellen Innenfaktoren oder durch den sächlichen Weltfaktor bedingt sei; und diese Quantitätsfrage ist unbeantwortbar. An ihre Stelle hat wiederum eine andere Fassung der Fragen zu treten: Wie stehen Außen- und Innenfaktor qualitativ zueinander? Von welcher Art (nicht: von welchem Grade) sind die Anteile, welche die Angeborenheit einerseits, die Umwelt andererseits an dem einheitlichen Konvergenzerzeugnis haben? Wie fügen sich diese Qualitäten zur Zweckeinheit des Gesamtprozesses zusammen? Die Behandlung dieser Fragen wird den Hauptinhalt der philosophischen Konvergenzlehre auszumachen haben[1]).

Der Konvergismus lehrt drittens: der Erfolg der Konvergenz von Person und Welt tritt in den zwei Hauptformen der akuten und der chronischen Wirkung auf. Dort handelt es sich um die einzelnen Akte, welche die Person in bestimmten Zeitpunkten vollzieht und zwar um jeden ihrer Akte ausnahmslos; was die Person auch vollbringt, im Reagieren oder spontanen Tun, ist stets schon ein Zusammenwirken von ihr und der Welt und im Erfolg von beiden Faktoren abhängig. Aber über den Augenblick hinaus wirkt dieser Vorgang weiter und prägt der Zuständlichkeit der Person Veränderungen auf; also nicht nur die Akte, sondern auch die Dispositionen unterliegen der Konvergenz; die Per-

---

[1]) Vorangegangen ist mit dieser Umkehrung der Fragestellung aus dem Quantitativen ins Qualitative die Erkenntnistheorie. Bis zu Kant wurde das Verhältnis des Apriori zum Aposteriori als eine Rangordnung aufgefaßt: der erkenntnistheoretische Nativist (Rationalist) sah die aposteriorische Erkenntnis als die minderwertige und -wichtige an gegenüber der apriorischen; der Empirist sah umgekehrt in der Vernunfterkenntnis nichts als einen späten Ableger der allein unmittelbare Wahrheit gebenden Erfahrungserkenntnis. Da kam Kant und überwand beide Standpunkte durch den Kritizismus, der eine Konvergenz von Apriori und Aposteriori vertritt. In qualitativ ganz verschiedener Weise treten sie zusammen, um gemeinsam erst Erkenntnis zu bewirken. Das Apriori liefert die Form, das Aposteriori das Material. Begriffe ohne Anschauungen sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind. — Für uns gilt es nun, die Kantische Konvergenzlehre, die sich auf das Erkenntnisgebiet beschränkt, zu erweitern auf alle Gebiete menschlichen Seins und Tuns. Sonderbar genug, daß das allgemeine Mensch-Welt-Problem trotz des Kantischen Vorgangs noch so lange auf dem vorkantischen Tiefstand des Gegensatzes von Empirismus und Nativismus beharrte.

sönlichkeit besitzt „Bildsamkeit". Wir werden diese beiden Hauptformen der Konvergenz gesondert im vierten und fünften Kapitel zu besprechen haben.

Viertens lehrt der Konvergismus: an allen Konvergenzvorgängen ist die Person als ganze beteiligt und in ihrer teleologischen Einheit wirksam. Es ist also nicht möglich, irgend einen Vorgang der Außenwelt direkt einem Einzelgeschehen oder Einzelelement in der Person zuzuordnen (z. B. einen Reiz einer Empfindung oder einen Handlungserfolg einem Willensakt), vielmehr ist die persönliche Totalität das Bindeglied und Erklärungsmittel für die Beziehungen zwischen jenen beiden Faktoren. Diese Dreigliedrigkeit jedes Konvergenzvorgangs wird in den folgenden Einzelbetrachtungen fortwährend eine Rolle zu spielen haben; wir werden mit ihrer Hilfe eine Reihe landläufiger Auffassungen zu widerlegen oder umzugestalten versuchen, die das Person-Weltverhältnis als ein zweigliedrig-mechanisches und ein analytisch-mathematisches betrachten. Alle Mechanisierungsversuche werden vollständig abgelehnt werden müssen; dagegen wird das Bestreben, mathematische Maßbestimmungen auf die Beziehung der Person zur Welt anzuwenden, in neuer Fassung seine Rechtfertigung erhalten. An die Stelle der alten „Psychophysik" mit ihren mathematischen Gesetzen tritt die Idee einer Teleo-Mathematik der Persönlichkeit, in welcher der Begriff der Schwelle und das Weber-Fechnersche Gesetz einen ganz neuen Sinn erhalten und andere Maßprinzipien der Persönlichkeit hinzutreten. Hierüber wird das sechste Kapitel handeln.

Wir hatten die beiden Konvergenzfaktoren bisher als Vorwelt und Umwelt (Vererbung und Erwerbung) bezeichnet; allein damit sind gleichsam nur die beiden äußersten Grenzphasen in der Kette der persönlichen Lebensbedingungen getroffen. Die Person in ihrer Totalität ist allerdings auf jene beiden Bedingungen zurückzuführen; aber im einzelnen persönlichen Merkmal (irgend einer Eigenschaft, einem Akt, einem Phänomen psychischer oder physischer Art) stehen sich jene Faktoren nicht mehr rein gegenüber, um sich dann zur Konvergenz zu verbinden. Denn die reale Person, die sich soeben zu irgend einem Konvergenzakt an-

schickt, ist nicht mehr bloßer Erblichkeitsträger, sondern bereits das Ergebnis früherer Konvergenzvorgänge; und die Einflüsse, die von außen auf die Person einwirken, sind nicht mehr reine Fremdheiten, bloße Umgebungselemente, sondern selbst schon durch die Person ausgewählt und gestaltet. Somit verlaufen alle empirischen Konvergenzvorgänge zwischen Bedingungsgruppen, die ihrerseits bereits Konvergenzergebnisse sind; und nur als regulative Prinzipien unserer Ursachenforschung haben wir das Recht, die Grenzbegriffe der Vorwelt und der Umwelt als die Ursachfaktoren zu bezeichnen. Beide Grenzbegriffe müssen dann allerdings so gefaßt werden, daß für jene Zwischengebilde Raum bleibt.

Dagegen ist eine andere Bezeichnung der Konvergenzfaktoren für alle empirischen Konvergenzvorgänge zutreffend, nämlich diejenige, die sich nach der Wirkungsrichtung unterscheidet. Betrachten wir die Person als ein Zentrum, so hat der eine Faktor die Richtung von innen nach außen, der andere die Richtung von außen nach innen. Der Innenfaktor stellt die eigentlich immanente Ursächlichkeit der Person dar, wie wir sie in dem vorigen Kapitel als ihre Entelechie beschrieben haben; sie ist zwar selbst, wie schon gesagt, nicht reine Erblichkeit, sondern durch das gesamte Leben der Person bereits konvergenzgetränkt; aber jene früheren Einflüsse sind in die Form der persönlichen Dispositionen eingegangen, sind zu Tendenzen und Fähigkeiten und damit zu inneren Triebkräften der Persönlichkeit geworden, die nun als einheitliche Bedingungen dem Außenfaktor gegenüberstehen. In diesem wiederum sind die der Person ganz fremd gegenüberstehenden Einwirkungen der Sach- und Naturwelt ebenso enthalten wie die Bildungen, welche die Person selbst der Außenwelt aufgeprägt hat, um nun wieder ihre Rückwirkung auf sich zu erfahren; aber auch jene letzteren Elemente sind doch eben zu Nicht-Ichen geworden und gehören damit ununterscheidbar zum außenstehenden Bedingungskomplex.

Bevor wir nun das tatsächliche Zusammentreten des Innen- und Außenfaktors und die daraus hervorgehenden Wirkungen betrachten, müssen wir die oben erwähnten regulativen Prinzipien der Vorwelt und Umwelt einer kurzen Beleuchtung unterziehen.

II. Vererbung.

Der Begriff der Vererbung hat seine wissenschaftliche Ausprägung innerhalb der Biologie erhalten, ist dann aber in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr auch auf psychische Eigenschaften und Inhalte angewandt worden — ein Zeichen, daß wir es wieder mit einem psychophysisch-neutralen Begriff zu tun haben. Als solcher soll er auch hier behandelt werden.

Gefordert wird der Vererbungsbegriff durch zwei wissenschaftliche Beweggründe.

Erstens verlangt das Kausalbedürfnis des Menschen, daß die einzelne Persönlichkeit nicht nur als Ausgang von Wirkungen (Entelechie), sondern als Ergebnis anderer Wirkungen aufgefaßt werde. Da nun die empiristische Auffassung, alles am Individuum von außen her abzuleiten, nicht ausreicht, so müssen die hierdurch nicht erklärbaren Momente der Persönlichkeit zugleich mit ihrer Existenz zustande gekommen sein; die Ursachen des Daseins — das sind die Vorfahren — sind somit zugleich die Ursachen des Soseins, der angeborenen Beschaffenheiten des Individuums.

Zweitens zeigte eine Vergleichung des einzelnen Menschen mit seinen Vorfahren eine ungeheure Menge von Übereinstimmungen, die sich auf alle Seiten der Persönlichkeit, auf ihre Zuständlichkeit nach Form und Inhalt, wie auf das an ihr ablaufende Geschehen nach Art und Grad, auf Körperliches und Seelisches bezogen. Diese Übereinstimmungen forderten eine Erklärung, welche in der „Übertragung" der Merkmale von einer Generation auf die andere gesehen wurde.

Ein wichtiger, aber oft übersehener Umstand ist es nun, daß sich diese beiden Vererbungsbegriffe nicht decken. Der erste ist der weitere, denn er bezieht sich auf alles Nachwirken der Vorfahren in den Nachkommen, gleichgültig, ob diese Wirkung in übereinstimmenden Merkmalen hervortritt oder nicht. Denn die Kausalitätsforderung gilt so unbedingt, daß für alle nicht empiristisch ableitbaren Merkmale einer Person die Vorfahren als Ursachen angesehen werden müssen, selbst wenn in diesen Vorfahren nirgends ein entsprechendes Merkmal aufgetreten ist. Wer

freilich dem mechanistischen Grundsatz *causa aequat effectum* huldigt, kann dies nicht zugeben, er kann dann aber überhaupt persönliche Kausalität, historische Kausalität nicht verstehen, in der niemals die Wirkung der Ursache gleicht[1]. Mozarts musikalisches Genie ist, da es aus Umgebungseinflüssen nicht abzuleiten ist, auf Vererbung zurückzuführen, obgleich keiner seiner Vorfahren eine gleiche Fähigkeit besaß; denn auch sein Vater hatte nur ein mäßiges Talent, das himmelweit verschieden war von der Begabung des Sohnes. Und sieht man genauer zu, so ist ja nirgends die erbliche Übereinstimmung eine vollkommene; nur kann der Anteil der Ungleichheit im Vererbungsprozeß ein sehr verschiedener sein.

Fassen wir also Vererbung in dem weiteren Sinne, so müssen wir innerhalb ihrer eine wiederholende („homogene") Vererbung oder Vererbung im engeren Sinne, und eine abwandelnde („heterogene") Vererbung unterscheiden. Freilich besteht auch bei der letzteren keine sinnlose Willkür in dem Verhältnis der nicht-übereinstimmenden Merkmale, sondern ein bedeutungsvoller Zusammenhang, der nur durch eine teleologische Auffassung des Vererbungsprozesses erklärt werden kann.

Denken wir nämlich daran, daß wir auch den überindividuellen Gebilden (Gattungen, Familien, Völkern) eine einheitliche persönliche Existenz zuschreiben, so muß in ihnen auch eine einheitliche, über die Generationen hin sich erstreckende, also „phyletische" Entelechie walten; diese ist die Vererbung. Und wie im Einzelindividuum die Entelechie sich gabelt in die Dispositionsgruppen der Eigenschaften und Anlagen, so gliedert sich die Gattungsentelechie in die Formen der homogenen und der heterogenen Vererbung; denn jene hat die Aufgabe, die dauernden Formen des Daseins („Eigenschaften") von Generation zu Generation zu wahren, diese die Aufgabe, auf der Leiter der Generationen zu neuen Entwicklungsstufen aufzusteigen, die phyletische „Anlagen" aus der Latenz durch ahnungsvolle Knospungsformen zu voller Reife zu führen.

Die Übertragung von Gesichtspunkten der individuellen En-

---

[1]) Vgl. hierzu Person und Sache, Band I, S. 376.

telechie ins Phyletische ist geeignet, noch weitere Merkmale des Vererbungsprozesses in helleres Licht zu rücken. Die Vererbung ist eine der Gattung innewohnende Disposition und hat damit jenes Hauptmerkmal, das wir auch bei den Dispositionen des Individuums fanden, die Ergänzungsbedürftigkeit. Erblich übertragen werden nicht substantielle Dinge, festgeformte Gegebenheiten [1]), sondern immer nur — im Physischen wie im Psychischen — Tendenzen und Fähigkeiten, die ihre Umsetzung aus der Möglichkeit in eindeutig begrenzte Wirklichkeit erst durch Konvergenz in jeder Einzelgeneration erhalten. So macht schon diese Betrachtung den reinen Nativismus unmöglich, indem der Begriff der Vererbung selbst die bestimmende Mitwirkung äußerer Faktoren fordert.

Das Maß dieser Ergänzungsbedürftigkeit ist nun aber bei den verschiedenen der Vererbung unterliegenden Merkmalen sehr verschieden — wiederum in Analogie zur Entelechie der Einzelperson. Dort fanden wir, daß gewisse Dispositionen im hohen Grade den Charakter von unbestimmten und vieldeutigen Anlagen, andere den von ziemlich festgefügten Eigenschaften hatten, und ferner, daß jede Anlage bei ihrer fortschreitenden Entfaltung immer mehr in die feste Form der determinierten Dauereigenschaft übergeht. Ins Gattungsmäßige übertragen heißt dies: gewisse Merkmale vererben sich von Generation zu Generation nur in ganz unbestimmten allgemeinen Formen und sind daher innerhalb jeder Generation stärker den Außenbeeinflussungen und Umänderungen zugänglich („Erb-Anlagen“); andere Merkmale haben eine recht starke „Erblichkeitsvalenz“; sie sind schon in ziemlich weitgehendem Maße erblich bestimmt und vermögen den Außeneinflüssen einen viel

---

[1]) Man hat ja oft genug versucht, den Vererbungsprozeß an solche identisch bleibenden, von Generation zu Generation weitergegebenen Substanzen zu heften (Weißmanns „Unsterblichkeit des Keimplasmas“!); aber abgesehen davon, daß für solche Spekulationen jede erfahrungsmäßige Bestätigung fehlt, lassen sie auch das eigentliche Wesen des Vererbungsprozesses ganz unberührt; denn das Geheimnis bleibt, wie dieses immer wieder sich zersplitternde und vervielfältigende Plasma doch der Träger immer entsprechender zweckvoller Gesamtbildungen der Organismen werde; nicht die Stoffübertragung, sondern das Weitergeben organischer Formen und teleologischer Fähigkeiten ist nun einmal der Kern aller Vererbung.

stärkeren Widerstand entgegenzusetzen („Erb-Eigenschaften"). Erb-Anlagen haben die Tendenz, mit steigender Entwicklung durch fortwährende Konvergenz die Form fester Erb-Eigenschaften anzunehmen („erworbene Eigenschaften"). Die vielumstrittene Frage, ob es eine Vererbung erworbener Eigenschaften gebe, ist also — im Physischen wie im Psychischen — entschieden zu bejahen, aber nur in dem eben geschilderten Konvergenzsinne. Nicht daß irgend eine dem Menschen ganz fremde Beschaffenheit, die ihm durch irgend einen Umwelteinfluß äußerlich aufgezwungen wird, nun allmählich oder plötzlich zu seinem inneren Besitz würde, dergestalt, daß er sie fortan erblich seinen Nachkommen weitergäbe; — sondern eine unbestimmte Erbanlage wird von Geschlecht zu Geschlecht in immer bestimmterer Form überliefert, wobei nun freilich diese Vereindeutigung durch die äußeren Einflüsse herbeigeführt wird. Mag die Wirkung der Umwelt in einer Verstärkung oder Schwächung, mag sie in einer qualitativen Ausgestaltung oder Umbiegung der Erbanlagen bestehen — immer ist die erworbene Eigenschaft, die weiter vererbt wird, ein Konvergenzerzeugnis aus einem, wenn auch noch ungefestigten inneren Erbfaktor und der Außenwelt, keine rein empiristisch empfangene Gabe [1]).

So wie es eine Mneme im Einzelindividuum gibt, durch welche Erfahrungen und Erlebnisse, die irgendwann empfangen worden sind, zu dauernden Nachwirkungen im weiteren Leben des Individuums führen, so gibt es eine Gattungsmneme, welche die durch Konvergenz erworbene Beschaffenheit einer Generation in den folgenden Geschlechtern wirksam bleiben läßt.

Die Erblichkeitsstärke der menschlichen Dispositionen bildet, wie nach Obigem einleuchtend ist, eine vielfältig abgestufte Reihe, die von den ganz äußerlichen, in jeder Generation je nach der Umwelt wandelbaren Merkmalen bis zu den hartnäckigsten, unter verschiedensten Bedingungen sich wieder durchsetzenden Erbeigenschaften führt. Von dieser Stufenleiter war schon einmal an einer früheren Stelle die Rede (S. 79). Zwei Prinzipien scheinen sie zu beherrschen, ein teleologisches und ein chrono-

[1]) Von diesem Vorgang der Bildsamkeit wird ausführlicher im fünften Kapitel zu sprechen sein.

logisches: die Erblichkeitsvalenz einer Disposition ist um so größer, je tiefer die Disposition im Wesenskern der menschlichen Entelechie verankert ist; und: die Erblichkeitsvalenz ist um so größer, je älter eine Disposition in der Reihe der Vorfahren ist, je früher sie sich also aus einer vagen Anlage zu einer fest determinierten Eigenschaft ausgebildet hat.

Wenn die Vererbung eine „Disposition" ist, so wird auch weiterhin das Merkmal der Latenz verständlich. Wie innerhalb des Individuallebens die Anlagen und Eigenschaften als dauernd vorhandene Triebkräfte angenommen werden, obgleich sie nur bei bestimmten, zeitlich oft weit getrennten Gelegenheiten in die Erscheinung treten, so ist auch die Vererbung eine durch die Generationen sich hindurchziehende Veranlagung, ohne in jeder Generation aktuell werden zu müssen. So entstehen jene „springenden" Vererbungserscheinungen, die immer wieder wie ein Wunder anmuten: die seelische und körperliche Ähnlichkeit des Enkels mit dem mütterlichen Großvater, während die Mutter selbst die entscheidenden Eigenschaften nicht offenbar bekundete, sondern sie nur in der Latenzform bewahrte und übertrug; das Hervorbrechen scheinbar längst überwundener Lebens-Richtungen und -Formen vergangener Geschlechter („Atavismen"); das Auftreten einer Erbanlage, die in früheren Generationen teils nur unklar und schwach bemerkbar, teils ganz latent war, in voller reifer Ausgestaltung.

Diese Auffassung der Vererbung erlaubt es uns endlich, zu dem sogenannten „biogenetischen Grundgesetz", welches die Gleichläufigkeit zwischen der Entwicklung des Individuums und der Gattung behauptet, Stellung zu nehmen. Während Haeckel jenes Gesetz lediglich auf die körperliche Formenbildung bezieht, ist es von anderen vor und nach Haeckel (z. B. von Lessing, Herbart, Stanley Hall, Lamprecht) auf die psychische Entwicklung angewandt worden — ein Zeichen, daß wir es wieder mit einem psychophysisch-neutralen Tatbestand zu tun haben. Die einseitigen Anhänger jenes Gesetzes deuten es nun im Sinne eines außerordentlich weitgehenden Nativismus: das Einzelindividuum erbt nach ihnen nicht nur von seinen letzten Vorfahrengeschlechtern deren Eigenschaften, sondern erbt den ganzen

Weg, der von weit zurückliegenden Gattungen und Entwicklungsphasen bis zu den ausgebildeten Formen der unmittelbaren Vorfahren geführt hat; es durchläuft daher in seiner individuellen Entwicklung noch einmal diesen Weg, wenn auch in stärkster Verkürzung: den Weg von der Einzelzelle durch den Tierzustand zum Menschen; den Weg vom urtümlichen Naturzustande des Menschen durch die einfachen Kulturanfänge, die Kultur- und Seelenzustände des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit bis hin zur Gegenwart. Wäre diese Auffassung zutreffend, dann wäre die ganze Entwicklung des Individuums nichts anderes als eine Kette von Atavismen, die sich merkwürdigerweise in derselben Reihenfolge einstellen, in welcher die entsprechenden Gattungseigenschaften aufgetreten waren.

Inwiefern die empirischen Tatsachen der Individual- und Gattungsentwicklung eine solche Auffassung stützen oder widerlegen, kann an dieser Stelle nicht erörtert werden; hier haben wir jene Lehre rein theoretisch vom Standpunkt unseres Vererbungsbegriffs aus zu behandeln. Wenn Vererbung nur „Disposition" ist, dann können sich vergangene und längst überwundene Zustände, feste Formen, ganz bestimmte Betätigungsweisen nicht vererben, sondern nur Tendenzen und Fähigkeiten von mehr oder minder großer Vieldeutigkeit und Bildsamkeit. Für diese gelten nun freilich gewisse Gesetze der Entfaltung, die sich ebenso in der phyletischen Entelechie der Gattung wie in der ontogenetischen des Individuums bekunden müssen, nicht auf Grund einer bis ins einzelnste festgelegten Vererbung, sondern weil eben in jeglicher Entwicklung gewisse Strebungen überhaupt erst möglich sind, wenn andere ihnen vorangingen und die Grundlage für sie schufen. Schon an früherer Stelle[1]) formulierten wir ein solches inneres Entwicklungsgesetz für das Individuum dahin, daß „die zeitliche Reihe der Phasen zugleich die Reihe ihrer Zweckbedingtheiten ist. D. h.: diejenigen Lebenszwecke, welche die Vorbedingungen für die übrigen sind, entwickeln sich zuerst; je höher ein persönliches Teilgebiet im Bedingungssystem der Zwecke steht, je mehr es anderer Gebiete gleichsam als der Rohstoffe zur eigenen Verwirklichung bedarf, und je weniger es zugleich zu dem unbedingt

[1]) S. 33.

notwendigen Existenzminimum des Individuums gehört, um so später steht es auch zeitlich in der Entwicklungsreihe". Nun ist ja die sich entwickelnde Gattung selber ein solches quasi-persönliches Ganzes, das in seiner Gesamtheit einem entsprechenden Entwicklungsgesetz unterliegt. Jedes Individuum, das zur Gattung gehört, ist eine Entelechie im kleinen, wie es die Gattung im großen ist; und so muß die immanente Gesetzmäßigkeit in der Abfolge der Dispositionen sich hier und dort in entsprechender Weise äußern. Die schrittweisen Übergänge von einer geringeren zu einer größeren Differenzierung der Organe, von einem mehr rezeptiven zu einem mehr produktiven Verhalten, von konkretem Vorstellungsleben zu abstrakten Gedankenleistungen sind nichts als Sonderanwendungen jenes allgemeinen Entwicklungsgesetzes und daher in der phyletischen wie individuellen Entwicklung in gleicher Weise zu finden. (Auch die letzte rückläufige Stufe aller Entwicklung, das Altern, tritt in beiden Reihen auf.) Aber zugleich muß die Analogie eine rein formale bleiben; sie kann nur den leeren Rahmen für die konkreten Entwicklungen der Gattung und der Individuen darstellen. Denn die Ausfüllung dieses Rahmens erfolgt ja durch Konvergenz der innerlich angelegten Dispositionen mit der Außenwelt; und da die Umweltbedingungen für die früheren Entwicklungsphasen der Gattung und für das gegenwärtig sich entwickelnde Individuum zum größten Teil gänzlich verschiedene sind, so kann im Gesamtergebnis die eine Entwicklung durchaus nicht mehr ein Abklatsch der anderen sein. Um es kurz zusammenzufassen: die Gleichläufigkeit zwischen Einzel- und Gattungs-Entwicklung, soweit sie überhaupt besteht, beruht nicht auf spezialisierter Vererbung einer Reihenfolge fester inhaltlicher Beschaffenheiten, sondern auf der allgemeinen Vererbung des Entelechiecharakters von der Gattung auf das Individuum, wodurch eine formale Analogie in der Abfolge der Dispositionen entstehen muß.

Die bisherige Betrachtung der Vererbung stand noch unter einer fiktiven Vereinfachung: als ob das Individuum eine lineare Fortsetzung und Weiterführung seiner Ahnenreihe darstelle. In Wirklichkeit aber hat ja jedes Individuum nicht eine Ahnenkette,

sondern einen Ahnenfächer: zwei Eltern, vier Großeltern, acht Urgroßeltern usw. — eine geometrisch aufsteigende Reihe — und jeder dieser Vorfahren ist an dem angeborenen Erbgut des Nachkommen mitbeteiligt. Damit entstehen wieder ganz neue Verwicklungen des Vererbungsproblems.

Der Begriff der Konvergenz muß sich auch hier aufdrängen, freilich in dem neuen Sinn der „Ahnenkonvergenz". Väterliche und mütterliche Erbgebungen treten zusammen zu der neuen Einheit des Individuums, aber sie gehen auch ganz in der Einheit des Individuums auf. Eben dadurch nämlich unterscheidet sich der Begriff der Konvergenz von der der bloßen Kombination, daß die Zweckeinheit der Person bestimmend ist für den Anteil, mit welchem die Konvergenzfaktoren an ihrer Gestaltung beteiligt sind. Damit wird nun die mechanistische Auffassung der Vererbung doppelt unmöglich. Die Erbvalenzen von Vater und Mutter wirken nicht zusammen wie zwei mechanische Kräfte auf ein ihnen unterworfenes Objekt; und alle Versuche einer solchen Darstellung sind nichts als bequeme Veranschaulichungen, die kaum eine allererste Annäherung an die Wahrheit enthalten. „Zwei gleich gerichtete Eigenschaften der Eltern summieren sich"; „zwei entgegengerichtete heben sich bei gleicher Stärke auf, bei ungleicher Stärke interferieren sie miteinander"; „zwei verschieden gerichtete Eigenschaften rufen nach dem Gesetz vom Parallelogramm der Kräfte eine diagonale Wirkung hervor" — alles nichts als mechanisch-mathematische Bilder, und dazu noch schiefe und gefährliche, weil sie an dem Wesentlichen der Persönlichkeit vorübergehen. Hier werden wieder die „Eigenschaften" zu isolierten Kraftelementen: als ob irgend eine Beschaffenheit des Vaters als selbständiger Wirkungsfaktor mit der entsprechenden Beschaffenheit der Mutter im Kinde zusammenträfe! Nein, die Eigenschaften der Eltern sind eingeschmolzen in deren Gesamt-Entelechie; und wie sie hier erst durch diese Zugehörigkeit Sinn und Bedeutung bekommen, ist auch ihre Erbwirkung im Kinde lediglich durch ihre Stellung im kindlichen Zwecksystem bestimmt, nicht durch ihre Kraft an sich, die es ja gar nicht gibt[1]).

[1]) Neuerdings werden die mathematisch-mechanischen Erblichkeitsbetrachtungen mit besonderer Vorliebe angeknüpft an die statistisch gefundenen

Das bekannteste Beispiel für jene mechanische Auffassung der Erblichkeit ist der Begriff der erblichen Belastung, die einfach durch Addition der in den Vorfahren eines Individuums vorhandenen minderwertigen Eigenschaften entstehen soll. Wäre

---

„Gesetze“ des Jesuitenpaters Mendel, die dieser bei botanischen Züchtungsversuchen gefunden hat. Werden zwei Individuen verbunden, welche in bezug auf ein bestimmtes Merkmal voneinander abweichen (z. B. Bohnen mit roter und weißer Blütenfarbe), so können unter Umständen alle Nachkommen dieses „heterozygotischen“ Elternpaares nur die eine Eigenschaft (z. B. rote Blüten) haben. In diesem Falle ist rot das „prävalierende“ Merkmal. Dennoch ist das andere Merkmal (weiß) nicht verschwunden; denn die Nachkommen dieser rotblühenden Pflanzen der zweiten Generation sind nie sämtlich rot, sondern nach Mendel in 75% der Fälle rot, in 25% weiß; und dies gilt selbst dann, wenn jene roten Blüten nur mit rotblühenden Pflanzen (also „homozygotisch“) gekreuzt werden. Die weiße Blütenfarbe wird wegen dieser Wiederkehr in einer späteren Generation ein „rezessives“ Merkmal genannt.

Diese Mendelschen Begriffe und Gesetze, die augenscheinlich selbst bei Pflanzen nur massenstatistischen Wert haben, dürfen auf die Menschen und insbesondere auf die menschlichen Einzelindividuen nur mit allergrößter Zurückhaltung angewandt werden; die Meinung, daß man damit das Geheimnis der Vererbung körperlicher und seelischer Eigenschaften mathematisch erschlossen habe, ist nichts als ein Wahn. Denn wieder beruht die ganze Konstruktion auf der oben erwähnten, unnatürlichen Absonderung von Einzeleigenschaften. Eltern, die in bezug auf die eine Eigenschaft „homozygotisch“, d. h. gleichartig sind, können bezüglich der verschiedensten anderen Eigenschaften „heterozygotisch“ sein: soll man da wirklich glauben, daß sie bei jeder dieser Eigenschaften einem besonderen mathematischen Gesetz folgen müssen? Das hieße doch die Einheit der Persönlichkeit in geradezu unerträglicher Weise zerreißen und die Eltern in bloße Eigenschaftenaggregate auflösen, von denen jeder Summand des einen Elters mit dem entsprechenden Summanden des anderen Elters eine besondere Kopulation eingeht. Es ist zweifellos kein Zufall, daß Mendel selbst seine Gesetze an Eigenschaften fand, die für das Gesamtleben der Individuen in hohem Maße unwesentlich und äußerlich waren; in der Tat ist die Blütenfarbe von Bohnen für die anderen morphologischen und biologischen Aufgaben jener Pflanzen nur von ganz geringem Belang. Es handelt sich also um Eigenschaften, die schon durch die Natur verhältnismäßig abgesondert sind, d. h. nur eine ganz geringe Korrelation zu den übrigen Eigenschaften besitzen. Je wesentlicher aber eine Eigenschaft ist, um so stärker ihre Einschmelzung in die Gesamtpersönlichkeit, um so höher ihre Korrelation mit den anderen Eigenschaften — und um so mehr ist auch ihre Vererbungswahrscheinlichkeit von den Gesamtentelechien der Elternpersonen abhängig. In Wirklichkeit gibt es eben gar keine gesonderte Merkmalsvererbung, die an diesen Merkmalen isoliert festzustellen und zu berechnen wäre, sondern nur Totalwirkung der Vererbung von den Eltern auf das Kind.

dies der Fall, wie könnte es da überhaupt noch gesunde Menschen geben? Gewiß kann die Konvergenz zweier geringwertiger elterlicher Entelechien zu einer gesteigerten Minderwertigkeit in der Kindespersönlichkeit führen; das ist aber etwas anderes als die Eigenschaftssummierung. Andererseits kann auch die Wirkung einer schlechten Eigenschaft in einem Elter durch das Konvergieren mit einer ganz andersartigen Entelechie des anderen Elters herabgemindert werden, ohne daß es möglich wäre, diese „erbliche Entlastung" wiederum rein mechanisch durch die Interferenz entgegengesetzter Kräfte zu erklären.

Dies Beispiel zeigt, worauf es vor allem ankommt: eine Analyse der Erbfaktoren in einem Individuum muß nicht in erster Linie den quantitativ mechanischen Anteil der Erbgeber, sondern ihre qualitativ teleologische Beteiligung in der entstehenden Konvergenz festzustellen suchen. Die neueren Betrachtungen darüber, in welch verschiedenartiger Weise die beiden Geschlechter der Eltern an der Überlieferung des Erbgutes beteiligt seien, würden z. B. hierher gehören; es scheint, daß (in unserer Terminologie ausgedrückt) die Mutter mehr die Trägerin der konstanten Selbsterhaltungseigenschaften der Gattung (der Nation, der Familie) ist — sie vererbt die unverrückbaren und dauernden Grundformen, das instinktiv selbstverständliche Funktionieren —, während der Vater, auch in seiner Erbwirkung mehr der Selbstentfaltungsaufgabe dienend, die variableren zur Weiterbildung bestimmten Formen, die beweglicheren Anpassungsmittel des Intellekts und die schöpferischen Fähigkeiten überträgt. Nicht minder muß aber bei jener qualitativen Analyse das Geschlecht des Kindes in Betracht gezogen werden. Ein Mädchen übernimmt in viel höherem Maße und in ganz anderem Sinne Eigenschaften der Mutter als ein Knabe, weil eben jene Eigenschaften innerhalb der Entelechie eines weiblichen Individuums eine andere Rolle zu spielen haben. Man unterscheidet unter diesem Gesichtspunkt bekanntlich gleichgeschlechtliche, gekreuzt-geschlechtliche und indifferente Vererbung.

Verfolgt man die Ahnenreihe über die Elterngeneration hinaus, so entsteht das neue Problem der erblichen Stabilität und Labilität. Das Individuum, dessen Ahnen durch viele Generationen aus stets

denselben Kreisen stammten, erhält dadurch eine qualitativ ganz andere Gesamtbeschaffenheit als das Individuum, in dessen Ahnentafel sich immer wieder neue Einflüsse kreuzten. Die „Inzucht" (wie sie in weltentlegenen Dorfgemeinden blüht) und das „Blutchaos" (wie es am typischsten das kaiserliche Rom, in schwächerer Form manche moderne Großstadt zeigt) bilden hier nur die beiden äußersten Sprossen einer sehr reichen Stufenleiter. Vorwiegende Inzucht führt im Individuum zu einer Festigung der von Generation zu Generation gleichmäßig übertragenen Gattungseigenschaften, zu einer Stabilisierung im Guten und Schlechten, zu einer starken, einfachen Geschlossenheit der Persönlichkeit, zu einer gesteigerten Erblichkeitsstärke der angeborenen Eigenschaften und zur Abschwächung der äußeren Einflüsse. Vorwiegendes Blutchaos führt zu einer Lockerung des inneren Zusammenhanges der Persönlichkeit, zu einer starken Empfänglichkeit für das Äußere und das Neue, woil keine innere Strebungsform sich durch Summation in der Ahnenreihe vertiefen konnte, zu einer Beweglichkeit, die leicht in Hemmungslosigkeit und Haltlosigkeit ausarten kann, zu einem geringen Zusammenhangsgefühl mit der Gruppe, in die man hineingeboren ist. Reibmayr, der neuerdings auf die Bedeutung dieser Erbbedingungen für die Struktur des Individuums hingewiesen hat[1]), behauptet etwa dies: die Inzucht sei die Wiege der Talente, nämlich der stark und sicher funktionierenden Fähigkeiten auf gegebenem Gebiet; das Blutchaos bedeute ebenso für die intellektuelle wie für die moralische Erbbeschaffenheit des Individuums die schlimmste Gefährdung, das Genie aber gehe nur aus Erbbedingungen hervor, in welchen vorwiegende Inzucht durch gelegentliche Blutmischung aufgelockert sei — wodurch in die stabil gegründete Persönlichkeit doch die zu neuer Schöpfung fähige Beweglichkeit hineingebracht werde. Wir dürfen in solchen Sätzen zurzeit noch nicht mehr als anregende Vermutungen sehen; sie sind aber für uns von Bedeutung als Proben für die Wendung, welche die Vererbungsforschung von der quantitativ-mechanischen zu einer qualitativteleologischen Betrachtung hin zu nehmen beginnt.

---

[1]) Die Entwicklungsgeschichte des Talents und Genies. Leipzig 1908.

Bei allen solchen und anderen Erörterungen über Vererbung darf aber schließlich eines nicht vergessen werden, will man den Wert des ganzen Problemgebietes nicht maßlos überschätzen. Wir wissen wohl, daß die Ursächlichkeit für das Angeborene in einem Individuum von seinen Ahnen herrührt; wir sind aber niemals imstande, jenes aus diesen erschöpfend abzuleiten. Die Vererbungsbetrachtung muß nun einmal — mag sie im übrigen quantitativ oder qualitativ gerichtet sein — grundsätzlich im Schematischen stecken bleiben; der Besonderheit einer Individualität wird sie nie gerecht. Diese ist und bleibt jedesmal eine völlig neue, unvorhersehbare und einzigartige Synthese aus den elterlichen Erbbedingungen. Kein Bruder — auch kein Zwillingsbruder — gleicht dem anderen, trotz der identischen Erbfaktoren; und das Genie Beethoven hatte zahlreiche höchst durchschnittliche Geschwister, obgleich sie doch alle genau dieselbe Ahnentafel hatten. Die Singularität der Persönlichkeit schlüpft auch durch das engmaschigste Netz der Vererbungsregeln hindurch und ist auf Grund dieser weder theoretisch zu verstehen noch praktisch — zu züchten!

III. Umwelt.

Die Persönlichkeitsanlage, wie sie aus der Konvergenz der Ahnen hervorgeht, steht nun vom ersten Lebensaugenblick an unter dem Einfluß der Welt. Den Inbegriff aller derjenigen Tatbestände der Welt, die mit dem Individuum von außen her in Beziehung treten und die Umsetzung der Persönlichkeitsanlage in eindeutige Wirklichkeit herbeiführen, bezeichnen wir als die „Umwelt" der Person.

Die Umwelteinflüsse lassen sich in drei große Gruppen teilen: 1. Die (außermenschliche) Natur: Licht, Luft und Wasser, Nahrung, Boden, Klima, Tier- und Pflanzenwelt; 2. die Nebenmenschen: Angehörige und Kameraden, Freunde und Feinde, Untergebene und Vorgesetzte, Lehrer und Schüler; 3. die (vom Menschen erzeugte) Kultur: Staat und Recht, Kunst und Wissenschaft, Verkehr und Wirtschaft, Stand und Beruf.

Betrachten wir zunächst das Verhältnis des ersten und dritten Faktors, also der Natur und der Kultur, in ihrer Umweltbedeutung für die Persönlichkeit.

Der Begriff der Natur, als der von menschlichem Tun unberührten Seite der Welt, hat hier viel mehr regulative Bedeutung, als daß er der Ausdruck eines rein empirischen Sachverhalts wäre. Denn obwohl der überwältigend größte Teil der Welt menschlichem Einwirken entzogen bleibt, ist doch gerade jener Ausschnitt, der für die Menschen zur „Umwelt“ wird, beinahe an allen Punkten bereits durchsetzt von menschlichem Tun der Vergangenheit und Gegenwart und umgewandelt durch dieses Tun. Die Scholle, auf der wir leben, Wald, Wiese und Feld, die wir als „freie Natur“ preisen, die Landschaft, die wir erblicken, und die Tiere, die sie ernährt — sie alle sind bereits Erzeugnisse eines Zusammenwirkens von Natur im eigentlichsten Sinne mit menschlicher Kulturarbeit. Dies gilt sogar, wenn auch in weit geringerem Maße, von so spröden Naturgebieten, wie es das Meer, die Wüste, das Hochgebirge sind; sofern sie nicht eben erst entdeckt werden, sondern schon Einflußfaktoren für den Menschen bedeuten, sind sie durch Hafenanlagen und Strandbauten, durch Brunnenbohrungen, durch Weganlagen umgestaltet. Ja selbst die atmosphärischen Vorgänge sind dem nicht ganz entzogen; denn Klima und Wetter der von Menschen bewohnten Gegend sind durch Waldausrodung, Trockenlegung von Sümpfen, Ausdünstungen der Industriebetriebe mitbestimmt. Nur die Gestirne des Himmels und Elementarereignisse, wie Erdbeben oder Orkane usw., sind ganz als reine Naturerscheinungen anzusehen.

Zuweilen beruht die Umweltgestaltung auf einer so engen Verquickung ständiger Natur- und Kulturwirkungen, daß eine Sonderung kaum mehr möglich ist. Man denke an die griechische Erde als die Umwelt für die klassischen Menschen Griechenlands! Die reichgegliederte Küste, die Fruchtbarkeit des Bodens, die geographische Brückenlage zwischen Orient und Okzident — was bedeutete dies alles, wenn nicht durch Jahrhunderte diese Naturbedingungen durch die Kultur ergriffen, ausgenützt und entwickelt worden wären, bis dann zur Zeit der Hochblüte die griechische Erde eine unlösliche In-Einsbildung von Natur und Kultur geworden war und als solche ihre Umweltswirkung auf die großen Persönlichkeiten ausüben konnte.

Trotz dieser Verquickung ist es aber dennoch berechtigt und

erforderlich, Natur und Kultur als zwei Einflußkreise der Umwelt gegeneinander abzugrenzen. Nur handelt es sich nicht um zwei substantiell getrennte Sachgebiete, sondern um die beiden Seiten eines einheitlichen Konvergenzgebildes. So begegnet uns hier die Konvergenz nochmals in einer neuen Form, als ein Zusammenfließen, das sich noch außerhalb der Einzelpersönlichkeiten vollzieht: wir wollen sie daher als „Außenkonvergenz" bezeichnen. „Natürlich" ist demnach ein Umweltobjekt, sofern in ihm gewisse vom Menschen unabhängige Tendenzen, Fähigkeiten, Gesetze zum Ausdruck kommen, „kulturell" ist es, sofern es durch früheres und gegenwärtiges Menschenwerk beeinflußt ist. Überwiegt die eine der beiden Seiten, so wird dadurch die Kennzeichnung des Umweltfaktors als eines Natur- oder Kulturgebildes bestimmt. Das Überwiegen kann objektiv bedingt sein: so ist der Garten in höherem Maße kulturdurchsetzte Natur als der Forst, dieser wieder in höherem Maße als etwa die Prärie. Das Überwiegen kann auch subjektiv bedingt sein: so kann derselbe Wald dem Sommerfrischler wegen des Naturanteils, dem Forstmann wegen des Kulturanteils von Interesse sein. Der letztgenannte Umstand macht es verständlich, daß verschiedene Zeiten und Menschen unter „Natur" so ganz Verschiedenes verstanden haben!

Als Umweltfaktoren betrachtet, haben die Natur- und die Kulturseiten des Daseins für die Persönlichkeit eine sehr verschiedene Bedeutung. Die Natureinflüsse wenden sich an die elementaren Grundbedingungen des menschlichen Lebens, an die ewigen Tendenzen der Selbsterhaltung, an die für alle Menschen, ja für alles Lebende gemeinsamen Urbedürfnisse. Die kulturellen Einflüsse dagegen wirken, wie sie selbst Menschenwerk sind, auf das eigentlich Menschliche in der Person; und wie sie selbst sich geschichtlich entwickeln, so wenden sie sich an die höheren und feineren Tendenzen der Selbstentfaltung und machen den einzelnen erst zu einem geschichtlichen Wesen.

Eine entsprechende Verschiedenheit zeigen beide Umweltfaktoren in ihrem Verhältnis zum Innenfaktor der Vererbung. Die äußere Natur verhilft den Grundtendenzen der inneren Natur, wie sie durch Vererbung dem Individuum angeboren sind, zur Verwirklichung; die Kultur als Umweltfaktor ergänzt dagegen das

Werk der Vererbung, und zwar in doppelter Weise. Sie bietet nämlich zunächst die Objekte für die „Kulturrezeption“, durch welche der einzelne noch fester hineinwächst in die Vergangenheit seines Stammes, seines Volkes, der Menschheit. Denn die formalen Dispositionen der Vorfahren, welche die Vererbung überlieferte (z. B. der Sprachdrang), werden nun mit dem kulturellen Inhalt gefüllt, den gleichfalls die Vorfahren bereitet haben (z. B. dem Sprachgut der Muttersprache). Sodann aber tragen die Einflüsse der Kultur bei zu ihrer eigenen Weiterführung; sie bewirken, daß das Individuum durch „Kulturproduktion“ hinausgeht über das durch Vererbung und Geschichte Hergebrachte.

Natur und Kultur haben als Umweltfaktoren das Gemeinsame, unpersönlich zu sein. In ihnen steht eine Welt von Objekten in sachlicher Gleichgültigkeit dem Individuum gegenüber: dort (in der Natur) ein Einfluß, der noch nicht persönlich geworden ist, hier (in der Kultur) ein solcher, der zwar Niederschlag und Nachwirkung persönlichen Tuns, aber auch zugleich dessen Petrefakt und Erstarrung ist, außerdem ein Einfluß, in dem die Überpersönlichkeiten der Menschheit und des Volkes wuchtig das Individuum in ihre Dienste zwingen.

Aber zwischen den beiden Gruppen steht nun eine dritte, unmittelbar persönliche Gruppe der Umwelteinflüsse: die Mitmenschen. Wir haben schon früher bei der Erörterung der Syntelie (S. 45 f.) ausführlich die Eigenart der unmittelbar zwischen Mensch und Mensch obwaltenden Beziehungen besprochen; jetzt haben wir nur noch ganz weniges darüber hinzuzufügen, wie die Menschen zur „Umwelt“ für einander werden. Von der ersten Lebensstunde bis zum letzten Atemzuge lebt die Einzelpersönlichkeit in engerer oder loserer Gesellung mit Menschen; diese wirken auf sie bald durch aktuelle, in bestimmte Zeitpunkte zusammengedrängte Taten: Hilfe und Anleitung, feindliche und freundliche Leistungen und Entscheidungen — bald durch ihre ständige dispositionelle Wesenheit: durch die Art, sich zu geben, durch ihr Temperament, ihre Gewohnheiten, ihre körperliche Beschaffenheit — bald durch ihr bloßes Dasein.

Aber auch innerhalb dieser Einflüsse der Mitmenschen wird

man noch ein eigentlich persönliches Moment scheiden müssen von einem mehr unpersönlichen. Denn die Mitmenschen sind zu einem Teil nichts anderes als Träger und Vermittler der unpersönlichen Natur- und Kultureinflüsse, von denen wir vorher sprachen. Der Arzt, der die für die Gesundheit des Individuums nötigen Bedingungen herstellt, der Lehrer, der die Kulturgüter der Vergangenheit darbietet, der Richter, der den Angeklagten verurteilt — sie stehen der empfangenden Person als Organe sächlicher Einflußfaktoren gegenüber. Aber sie sind dies niemals allein, jeder ist zugleich auch der Mensch, der zum Menschen spricht, die Individualität, die in der anderen Individualität besondere Saiten zum Klingen bringt; über alle sächlichen Beziehungen hinweg spinnen sich die unsichtbaren Fäden jenes unbeschreibbaren syntelischen Zusammenhanges, den wir oben als persönlichen „Rapport" bezeichneten. Die Stärke dieses Verhältnisses ist oft in weit höherem Maße bestimmend für das Maß des Einflusses, den ein Mensch auf einen anderen ausübt, als die objektive Wechselwirkungsbeziehung, in der er zu ihm steht. Wo sich aber beides vereint, wo gewisse Natur- und Kultureineinflüsse vermittelt werden durch Menschen, die zugleich die persönliche Fühlung zur Masse oder zum Einzelnen in besonders hohem Maße besitzen, da liegen die stärksten Einwirkungen vor, die überhaupt ein Einzelindividuum auf andere auszuüben vermag. Man denke an begeisternde Lehrer, an große Feldherren, an Apostel und Propheten — und nicht zum wenigsten: an Ehe und Elternschaft.

Der von Mitmenschen ausgeübte Umwelteinfluß ist noch dadurch von dem Natur- und Kultureinfluß unterschieden, daß er zum Teil von der Absicht des Einwirkens begleitet ist. Pädagogik, Politik, Rechtspflege, Hygiene usw. sind durchweg Systeme gewollter und bedachter Beeinflussung des Menschen auf den Menschen. Die starke Bewußtheit, mit der solche Absichtshandlungen einhergehen, hatte in früheren Zeiten zu Überschätzungen geführt, derart, daß man mit ihnen allein das Sein und Werden der menschlichen Persönlichkeiten glaubte bestimmen zu können. Erst die sogenannte „Milieu"- Theorie hat jener Überschätzung ein Ende gemacht; sie hat unseren Blick geschärft für die zahl-

losen unterirdischen Einflüsse, die ungewollt und ungewußt den Menschen formen helfen, die von jedem Element der Umgebung, auch dem unscheinbarsten, ausstrahlen und vielleicht gerade dann am nachhaltigsten wirken, wenn sie am allerwenigsten gewollt und beachtet werden. Den Inbegriff dieser absichtsfremden Eindrücke bezeichnet man als „Milieu“ im engeren Sinne.

Milieueinflüsse gehen von allen drei unterschiedenen Umweltfaktoren aus. Natur und Kultur treten, wo sie unmittelbar wirken, nur als „Milieu“ auf; mag der Mensch es wollen oder nicht, mögen seine Mitmenschen es beabsichtigen oder nicht — er wird beeinflußt von den Lüften und Farben, in denen er aufwächst, von Staatsformen und Sitten, von Kunstgestaltungen und religiösen Bräuchen, in die er hineingeboren ist. Der Mitmensch selbst aber wirkt auf das Individuum in beiden Formen: als absichtsvoller Erzieher, Politiker, Sozialreformer usw., und als Bestandteil des Milieus. Er wird zum Vorbild auch dort, wo er es am wenigsten sein will; er wirkt nicht nur durch seine Lehre, sondern auch durch Art und Unart seiner Sprache, nicht nur durch seine Werke, die er zu Zwecken des Beispiels und der Anfeuerung tut, sondern auch durch seine guten und schlechten Gewohnheiten, seine ihm unbewußten Tugenden und Laster.

Sehr bemerkenswert aber ist, vor allem in praktischer Hinsicht, daß die richtige Einschätzung des „Milieus“ den Menschen dazu führen muß, die absichtsfremden Einflüsse wieder in beabsichtigte überzuleiten. Dem direkten Wirken auf den Menschen durch Lehren, Richten, Regieren reiht sich mehr und mehr ein indirektes an durch günstige Gestaltung der Milieubedingungen. Wer für Licht und Luft in den Häusern sorgt, sorgt auch für die Menschen, die darin aufwachsen; wer ein Kind aus einer Umgebung körperlichen und moralischen Schmutzes entfernt, trägt zu seiner Rettung mehr bei, als wer es straft und belehrt. Wer (als Erzieher, als Vorgesetzter, als Mensch des öffentlichen Lebens) sich selbst ständig das Wort vorhält „Gedenke, daß Du Beispiel bist“, wird erst viele Seiten seines bisher unbewußten Tuns und Lassens beachten, welche den Erfolg seines bewußten Wirkens durchkreuzten.

Freilich, diese praktische Milieulehre muß sich, ebenso wie

die theoretische, vor Verstiegenheiten hüten. So beträchtlich die ursächliche Bedeutung des Milieufaktors ist — er ist und bleibt doch ein mittelbarer Faktor. Fast schon zu groß ist in unseren Zeiten der Glaube geworden, daß man nur die Zustände zu ändern brauche, um die darin weilenden Menschen selbst zu ändern. Nein, die Menschen sind Persönlichkeiten; und letzten Endes muß sich an das kernhafte Wesen der Persönlichkeit jeder wenden, der den Menschen fördern, entwickeln, umbilden will. Nur als Zwischenstufe — wenn auch als eine von höchster Bedeutung — ist die Arbeit am Milieu zugleich ein Beitrag zur Erziehung des Menschengeschlechts.

Viertes Kapitel.

Die Taten der Persönlichkeit.

Wir haben nun das Einzelgeschehen zu betrachten, das in irgend einem Moment in und an der Persönlichkeit abläuft. Es ist das Ergebnis eines Zusammenpralls des Außen- und des Innenfaktors.

Als Träger von Dispositionen betrachtet ist die Person noch etwas rein Innerliches, aber auch nur bloße Möglichkeit; in jedem Augenblick, in welchem sich die Möglichkeit in Wirkung umsetzt, wird das Innen nach außen projiziert, das Außen in das Innen hineingenommen und damit die Beschaffenheit des Aktes von beiden Faktoren zugleich bestimmt. Was in den Taten eines Menschen lebt, ist nicht mehr nur er selbst — das absolut Schöpferische ist ihm versagt — sondern ist zugleich die Welt, die ihn umspannt wie ein elastischer Ring.

Man versteht es deshalb, daß unter bestimmten Wertgesichtspunkten das Sein der Person uns viel mehr gelten muß als ihr Tun: die Gesinnung mehr als die Bekundung, der Charakter mehr als die Handlung, die Begabung mehr als die Leistung; denn dort steht man vor der ideellen Innerlichkeit, hier vor einem Kompromiß zwischen Innerem und Äußerem. Indessen man vergesse nicht, daß jene Innerlichkeit für sich allein betrachtet noch Unwirklichkeit ist, und daß erst im Tun — mag dies nun auch durch die Umwelt notwendig mitgefärbt sein — sich die Person als reale bewährt.

Andererseits lehrt die Konvergenztheorie, daß bei allen Beziehungen zwischen Umweltvorgängen und Einzelakten der Person auch die Person als Ganzheit mit in die ursächliche Rechnung gezogen werden müsse. Jene Beziehungen dürfen nicht als mecha-

nistische, sondern müssen als teleologische aufgefaßt werden. Damit ist das folgende gemeint.

Mechanistisch nenne ich eine Betrachtungsweise, welche den *einzelnen* Umweltprozeß in ein direktes Verhältnis zu dem *einzelnen* personalen Geschehen setzt: also den Reiz zur Reaktion, oder (in umgekehrter Richtung) den Willensakt zur Handlung. Äußerlich bekundet sich diese Auffassung darin, daß man die Beziehung als *zweigliedrige* darstellt, als eine Funktional- oder Kausalbeziehung zwischen den beiden Elementen: U (den Umweltvorgängen) und A (dem Akt). Teleologisch ist dagegen eine Betrachtungsweise, welche den Faktor P (Persönlichkeit) dazwischenschiebt und den isolierten Einzelakt A zu verstehen sucht aus dem einheitlichen Persönlichkeitszweck, sofern er mit der Umwelt U zusammentrifft. U steht also gar nicht mit A, sondern nur mit P in direkter Beziehung; der Lichtreiz ruft nicht die Gesichtswahrnehmung hervor, sondern regt die Persönlichkeit an, auf ihn im Sinne ihres Selbstzwecks durch eine Wahrnehmungstat zu reagieren. Und in umgekehrter Richtung: ein Willensakt A ruft nicht die Handlung U hervor, sondern die Persönlichkeit setzt ihr einheitliches Zweckstreben, das der Welt U gegenübersteht, in der Form des Willensaktes A durch. Die Formel der Konvergenz ist also eine dreigliedrige: $\underbrace{U\ P}_{A}$ bezw. $\underbrace{P\ U}_{A}$.

Man wird in der ausdrücklichen Betonung des P-Faktors zunächst etwas wie begriffliche Haarspalterei sehen wollen. Die Selbstverständlichkeit, daß die mit der Umwelt in Beziehung stehenden Einzelakte der Person eben dieser Person angehören, bedürfe doch nicht erst der besonderen Erwähnung; das Interesse des Forschers und Betrachters sei doch lediglich auf das Verhältnis von U und A gerichtet. Man wolle wissen, wie ein bestimmter Außenvorgang bestimmte Einzelwirkungen im Menschen hervorrufe, oder wie bestimmte Einzelakte der Person auf die Außenwelt wirken; dazu genüge die zweigliedrige Beziehung.

Hierauf ist zu entgegnen, daß eben jene „Selbstverständlichkeit" des P-Faktors nicht zugegeben werden kann. Denn die Person ist nicht nur da als der passive Rahmen für die Akte, sondern als deren eigentlicher „Akteur" Die Vereinzelung des

Aktes ist ein Kunstprodukt, bedeutet das Herausreißen eines Teiles aus einem durch und durch einheitlichen Zweckzusammenhang; und die eigene Färbung, die der gesondert betrachtete Akt erhält, Art und Zeit seines Eintretens, seine Stärke und seine Dauer, seine Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit — all dies erhält erst Sinn und wird verständlich durch seine Beziehung zum Gesamtzweck der Person.

Die Vergleichung verschiedener Akte untereinander gewinnt durch diese Beziehung zur Person ganz neue Seiten; die ähnliche Zweckbedeutung erlaubt, solche Akte unter gemeinsame Gesichtspunkte zu bringen, die für eine rein analysierende Betrachtung ganz heterogen zu sein scheinen; alte Unterscheidungen (z. B. zwischen physischen und psychischen Akten) werden nebensächlich, neue drängen sich in den Vordergrund. Die gesamten folgenden Erörterungen des Konvergenzproblems werden zeigen, wie erst die Dreigliedrigkeit der Formel dem Wesen und den Arten der Konvergenzakte gerecht zu werden vermag.

Die weitere Gliederung unserer Betrachtung wird nun durch einen Richtungsgegensatz bestimmt. Wenn nämlich auch jeder Akt einer Person auf dem Zusammenwirken von Umwelt und persönlicher Disposition beruht, so kann doch dies „Zusammen" eine zwiefache Richtung besitzen. Entweder geht der Prozeß von der Umwelt aus, welche durch ihr Auftreffen auf die Person die in dieser ruhende Disposition zur Tat weckt; oder der Vorgang hebt damit an, daß eine in der Person schlummernde Disposition von sich aus nach Betätigung drängt und sich hierzu der Umwelt bemächtigt.

Im ersten Fall stellt sich der Umweltfaktor als „Reiz", die Person als „Reagent", der Akt als „Reaktion" (R-A) dar.

$$\text{Formel: } \underbrace{U \rightarrow P}_{\text{R-A}}.$$

Im zweiten Fall wird die Person zum „Urheber", die Umwelt zum „Material" des Aktes, dieser selbst zur „Spontanaktion" (Sp-A).

$$\text{Formel: } \underbrace{P \rightarrow U}_{\text{Sp-A}}.$$

Der Unterschied zwischen Reaktion und Spontan-Aktion ist also nicht darin zu sehen, daß dort der persönlichkeitsfremde,

hier der persönlichkeitseigene Faktor das ganze Geschehen seinem Inhalt nach bestimmte, sondern nur darin, daß der Anstoß das eine Mal von außen nach innen, das andere Mal von innen nach außen erfolgt. Auch dort, wo der Mensch re-agiert, ist er nicht der Umwelt passiv hingegeben und preisgegeben, sondern er legt sein eigenes Sein in die Reaktion hinein; auch dort, wo er spontan agiert, ist er nicht selbstherrlicher Schöpfer aus eigenster Machtvollkommenheit, sondern gebunden und mitbestimmt durch den Stoff, an dem sein Tun angreift. Aber freilich: das stärkere Eigendasein lebt der Mensch im spontanen Tun; denn eine innere Disposition muß zu einer bedeutenden Intensität angeschwollen sein, wenn sie sich, ohne des äußeren Anstoßes zu bedürfen, in Tat umsetzen und die Welt als ihr Wirkungsgebiet benutzen soll. Auf Grund der verschiedenen Beteiligung des Eigenpersönlichen an dem Akt gibt es eine ganze Stufenleiter der inneren Selbständigkeit, die von der unpersönlichsten Reaktionsform, dem Reflex, hin zur höchsten Form der Spontan-Aktion, der freien Tat, hinaufführt.

I. Die Reaktion.

Irgend ein Faktor der Umwelt wird für die Person zum Reiz nur dann, wenn er in das jeweilig vorhandene Verhältnis Person/Welt eine Verschiebung bringt. Konstante Zustände, die ihre Beharrung auch relativ zur Person bewahren, wirken daher niemals als Reize. Der gleichbleibende Luftdruck z. B. ist kein Reiz, erst seine Änderung führt zu physiologischen und psychologischen Reaktionen. Aber für den Insassen des Freiballons ist auch die bewegte Luft kein Reiz (er empfindet den Wind nicht), weil er im Ballon die gleiche Bewegung macht, wodurch also das Verhältnis Person Umwelt unberührt bleibt.

Indessen nicht jede Verschiebung des Verhältnisses Person/Welt führt zu Reizung und Reaktion, sondern nur dasjenige, welches irgendwie die Autotelie der Persönlichkeit berührt. Die relative Änderung der Umwelt muß hierzu eine gewisse Größe überschreiten, die wir als „Reizschwelle" bezeichnen (über sie wird im VI. Kapitel ausführlicher gehandelt werden). Die Beeinflussung der persönlichen Autotelie durch den Reiz ist nun

aber in dreifacher Weise möglich; dadurch tritt die Reiz/Reaktions-Konvergenz in drei Hauptformen auf. Andererseits kann auch das zeitliche Verhältnis zwischen dem Akt und dem Ziel, dem er dient, ein dreifach verschiedenes sein; daraus werden sich drei Reaktionsstufen ergeben.

1. Die Reaktionsformen.

a) Störung und Restitution. — Ein Störungsreiz liegt dort vor, wo der Außenvorgang das jeweilig vorhandene Gleichgewicht der persönlichen Autotelie, die ungestörte Fortsetzung ihrer Zweckerfüllung bedroht; die Tendenz der Reaktion ist auf Rückgängigmachung des Eingriffs, auf Wiederherstellung des vorher dagewesenen Zustandes gerichtet; es bekundet sich die „inhaltliche Selbsterhaltung" der Person (s. S. 23). Demnach sieht es zunächst so aus, als ob man den Restitutionsvorgang als eine Art Umkehrung des Reizprozesses, als seine Wiederholung nach Grad und Art nur mit negativen Vorzeichen betrachten könnte: es wird die gefährdende Annäherung des Reizes in Entfernung (durch Abwehr oder Flucht), seine Verstärkung in Abschwächung verwandelt. Diese reine „Gegenwirkung" ist historisch betrachtet die ursprüngliche Bedeutung des Wortes „Reaktion" gewesen, die sogar innerhalb der unpersönlichen Vorgänge der Physik entwickelt wurde; *actio et reactio pares*. Auch bei persönlichen Handlungen und kulturellen Vorgängen ist die Formel „gegen etwas reagieren" noch heute geläufiger als die allgemeinere „auf etwas reagieren"; und in der Politik gilt „Reaktion" ohne weiteres als Tendenz der Rückgängigmachung.

In solchen Formeln spricht sich nun freilich die Neigung aus, den Reaktionsprozeß zu sehr zu mechanisieren, als ob er etwa vergleichbar wäre mit dem Zurückgeworfenwerden einer elastischen Kugel, die auf eine widerstandsfähige Wand auftrifft. Dem gegenüber muß hervorgehoben werden, daß im persönlichen Leben die Reaktion niemals bloße Verneinung des Reizes ist. Der zweckmäßige Wiederherstellungsakt der Person wendet sich stets nur gegen diejenige Seite des Reizes, welche beeinträchtigend wirkt, und läßt auch das Maß der Gegenwirkung nicht von der absoluten Stärke der Reizwirkung, sondern von dem Maß der Beein-

trächtigung abhängig sein — kurz bei aller Abhängigkeit vom Reiz ist die Reaktion doch nicht mechanisch, sondern teleologisch orientiert.

Es kommt hinzu, daß ein wirkliches Zunichtemachen des Reizeinflusses — als hätte er niemals stattgefunden — gar nicht möglich ist, da infolge der Mneme der Person nachwirkende Ausstrahlungen nicht völlig ausbleiben. Vor allem aber legt jene mechanische Auffassung den Glauben nahe, als ob alles Reagieren nur ein solches Ausgleichen von Störungen sei; sie sperrt daher den Ausblick auf die ganz anderen Reaktionsformen, die wir nun zu besprechen haben.

b) Bestimmung und Anpassung. — Gäbe es nur die eben erwähnten Restitutionshandlungen, dann würde das Leben des Menschen in unsäglicher Gleichförmigkeit dahingleiten, immer nur je nach der Richtung der auftreffenden Störungen herumpendeln um dieselbe unveränderliche Gleichgewichtslage. In Wirklichkeit wird diese Fiktion nicht allein durch die Spontaneität der Selbstentfaltung, sondern schon innerhalb der Reaktion Lügen gestraft. Denn selbst dort, wo ein Reiz in den augenblicklichen Gleichgewichtszustand der Person eingreift, hat diese nicht lediglich das Bestreben, den Reiz auszuschalten, sondern einen anderen Gleichgewichtszustand zu erreichen, an dem der Reiz als positiver Faktor bestimmend mitbeteiligt ist. Wenn der Quotient $\frac{\text{Person}}{\text{Welt}}$ durch Änderung des Nenners eine Verschiebung erfährt, so kann das Verhältnis nicht nur dadurch wiederhergestellt werden, daß die Änderung des Nenners rückgängig gemacht wird (Restitution), sondern auch dadurch, daß der Zähler eine dem Nenner entsprechende Änderung erfährt: „Anpassung". Da nun die weitaus meisten Reize, welche die Person treffen, nicht einfach abzuwehren oder auszuschalten sind, sondern die Person zwingen, mit ihnen positiv fertig zu werden, ohne sich selbst aufzugeben — so haben die persönlichen Reaktionen in überwältigender Zahl den Charakter von Anpassungen. Daß und inwiefern die Anpassungsreaktionen gegenüber den inhaltlichen Restitutionen eine höhere Form teleologischer Tätigkeit bedeuten, ist bereits an früherer Stelle (s. S. 25) ausgeführt worden.

Einen „bestimmenden“ Charakter haben die Umweltfaktoren bei Anpassungsakten insofern, als die Reaktionen einen funktionellen Zusammenhang mit ihnen aufweisen. Das bedeutet wiederum nicht Gleichheit; der Satz *causa aequat effectum* besteht nur für Kausalbeziehungen rein mechanischer Natur, nicht dort, wo ein Glied teleologischer Natur ist. Aber es bedeutet, daß Grad und Art der Reaktion mit Grad und Art der Reizung wechseln — wobei freilich auch dieser Wechsel wieder zweckbedingt ist. Steigende Intensität des Reizes ruft, sofern sie einen erhöhten Eingriff in das Gleichgewicht der Person bedeutet, eine erhöhte Regulierungstätigkeit hervor; ob sich für diese Beziehungen mathematische Fassungen finden lassen, die dem teleologischen Grundzug des Verhältnisses zwischen Reiz und Reaktion gerecht werden, wird später zu erörtern sein (Kap. VI). Wenn andererseits die Art des äußeren Eingriffes wechselt, wechselt auch die Art der Antwort, immer im Sinn einer, wenn auch neu orientierten, Gleichgewichtsregelung. Gerade diese unerschöpfliche „Radialität“ des Anpassungsprozesses (s. S. 26) liefert ja den schlagendsten Beweis dafür, wie in aller Abhängigkeit von den äußeren Bestimmungen doch die innere Zielstrebigkeit der Person sieghaft hervortritt.

Innerhalb der Anpassung sind zwei Formen danach zu unterscheiden, ob die Reaktion eine qualitative Ähnlichkeit zum Reiz herzustellen strebt oder nicht. Wir sprechen dann von homogener Anpassung oder „Angleichung“ einerseits, von heterogener Anpassung oder „Einstellung“ andererseits.

Im ersten Falle hat die Anpassung die Aufgabe zu leisten, zwischen der Person und der Umwelt einen Zustand der Übereinstimmung herzustellen oder zum wenigsten einem solchen Zustand näher zu kommen; hierdurch findet die Einordnung der Person in ihresgleichen statt, wird ihr der Anteil an den gemeinsamen Errungenschaften, Einrichtungen und Strebungen ihrer Umgebung, ihrer Klasse, ihrer Gruppe gewährleistet. Insofern ist die homogene Anpassung eine Art Fortsetzung des Vererbungsprozesses. Denn wenn die Vererbung das Individuum mit den in der Vergangenheit festgelegten Gattungseigenschaften durchtränkt, so werden in der homogenen Anpassung auch noch die

aktuellen Lebensformen der Gegenwart auf das Individuum übertragen.

Der Begriff der homogenen Anpassung ist wiederum durchaus psychophysisch-neutral. Zu ihm gehört die Schutzfärbung, die sich auf rein körperlichem Gebiet abspielt; ferner das weite Gebiet der Nachahmung, in welchem körperliche Tätigkeit mit psychischen Elementen die innigste Verbindung eingeht; endlich der Tatbestand der passiven Suggestion, in welchem sich die Angleichung auf rein innerliche Akte (Urteile, Überzeugungen, Willensantriebe) erstreckt. Es scheint mir besonders wichtig, daß es uns durch obigen Begriff möglich ist, die Erscheinungen der Nachahmung und der Suggestionswirkung auf eine gemeinsame Formel zu bringen. Ob ein Kind sich die Sprechweise seiner Umgebung durch Nachahmung oder die in der Sprache niedergelegten Wertungs- und Denkweisen durch Suggestionsempfang zu eigen macht — ob ein Berufsneuling die Handgriffe und äußeren Leistungsformen seines Gewerbes dem Meister ablauscht (Nachahmung) oder die Anschauungen über Standesehre und Berufsmoral, die speziellen Berufsinteressen unmerklich in sich aufnimmt (Suggestion) — jedesmal handelt es sich um die identische teleologische Reaktionsweise, nämlich um Angleichung an die Umgebung. Meist wird hierbei Physisches und Psychisches so innig miteinander verbunden sein, daß es mehr oder minder willkürlich ist, ob man auf die Nachahmung oder auf die Suggestionswirkung den größeren Nachdruck legt. Wenn sich bei einer Theateraufführung das Klatschen, von einigen wenigen ausgehend, allmählich durch den ganzen Raum fortpflanzt: ist das eine Bewegungsansteckung (also unwillkürliche Nachahmung)? Oder eine Begeisterungsübertragung (also Suggestion)? Oder nicht vielmehr eine unlösbare Verbindung beider, ein zugleich körperlich-seelischer Angleichungsvorgang?

Bei der anderen, der „heterogenen“ Art der Anpassung besteht zwischen Reiz und persönlicher Antwort keine Ähnlichkeit mehr, auch nicht einmal die Tendenz zu einer solchen; sie sind, rein inhaltlich betrachtet, unvergleichbar miteinander. Dennoch ist der positive Zweckzusammenhang zwischen ihnen nicht minder stark; Reiz und Reaktion ergänzen sich als zwei verschiedene Elemente

zur Einheit des Zweckes, weshalb wir diese Anpassungsformen positiv als „Einstellungen" bezeichnen können. Der Reiz, der durch einen Nadelstich dargestellt wird, und die Reaktion, die in einer Zurückziehung des Armes besteht, sind völlig unähnlich zueinander; aber sie gehören teleologisch durchaus zusammen. Ebenso das Hören eines Befehls (Reiz) und die zu seiner Ausführung gehörige Handlung (Reaktion); oder das Wahrnehmen eines Kleinods im Schaufenster (Reiz) und der Wunsch es zu kaufen (Reaktion).

Vergleichen wir beide Anpassungsarten untereinander, so muß die heterogene eine höhere Rangstelle erhalten als die homogene. Bei der Angleichungsreaktion ist die Person unselbständiger, mehr an die spezielle Beschaffenheit des Reizes gebunden; sie scheint im wesentlichen zu einer bloßen Aufnahme- und Wiedergabestation herabgesetzt zu sein[1]). Bei der Einstellungsreaktion dagegen ist nicht mehr die Beschaffenheit des Reizes, sondern seine Zweckbedeutung entscheidend; die Person hat den Reiz erst innerlich im Sinne ihrer Autotelie umzuformen, ehe die Reaktion erfolgt; sie ist daher viel mehr mit ihrem Eigenwesen beteiligt, und deshalb steht die Einstellung den spontanen Aktionsweisen näher als die Angleichung.

c) Auslösung und Aktualisation. — Die dritte Hauptform der Reaktion führt uns nun in noch größere Nähe zur Spontanaktion. Jetzt bildet nicht mehr eine von außen bedingte Verschiebung des Gleichgewichts zwischen Person und Welt den eigentlichen Ausgangspunkt für die Handlung, sondern die Beschaffenheit eines innerpersönlichen Faktors, nur daß dieser noch nicht ganz allein von sich aus in Funktion zu treten vermag.

Im Individuum sind, wie wir sahen, innere Dispositionen dauernd vorhanden, aber nicht dauernd wirksam; sie wechseln vielmehr zwischen Zuständen der Latenz und der Aktualität. Nun kann der Latenzzustand zuweilen der Aktualisierung so nahe sein, daß es nur noch eines kleinsten von außen erfolgenden Anstoßes zur Überwindung der letzten Hemmung bedarf. In diesem Falle sprechen wir von „Auslösung". „Gelegenheit macht Diebe" —

[1]) Daß dieser Schein freilich doch nicht völlig der Wirklichkeit entspricht, wird an späterer Stelle gezeigt werden.

aber doch eben nur dort, wo eine innere zur Unredlichkeit neigende Disposition vorhanden ist, und wo andererseits diese Disposition für sich allein genommen zu spontaner Tat nicht stark genug ist.

Die auf einen Auslösungsreiz erfolgende Reaktion haben wir demnach als Aktualisation zu bezeichnen. Sie unterscheidet sich von den Wirkungen der Störungs- und Bestimmungsreize durch eine viel größere Unabhängigkeit von Art und Grad des Reizes. Fast nur der Zeitpunkt für das Eintreten des Aktes ist noch der Umwelt anheimgegeben; Beschaffenheit und Stärke des Aktes selber erhalten dagegen ihr Gepräge schon so gut wie ganz von den inneren Bedingungen der Disposition. So wie in einer gesättigten Lösung irgend ein winziger und beliebig beschaffener Anstoß — eine Erschütterung des Gefäßes, das Hineinstecken eines Glasröhrchens, eine Temperaturänderung — das sofortige Zusammenschießen der Kristalle bedingen kann, so kann in einem Menschen ein zur Betätigung reifer und bereiter Trieb nur darauf warten, von dem Zauberstabe irgend einer Auslösung berührt zu werden, um dann seiner inneren Zweckgesetzlichkeit folgend sich zu betätigen.

Für die physikalisch-chemische Betrachtung sind solche Auslösungsvorgänge, wie in dem obigen Kristallbeispiel, stets peinliche Erscheinungen, weil sie sich den Grundsätzen einer naturwissenschaftlich-mechanistischen oder energetischen Auffassungsweise nicht glatt einordnen; bilden sie doch neben der, dem Gesetz der Energieerhaltung und dem Satz „*causa aequat effectum*“ unterliegenden, Kausalität eine eigene Art der Ursächlichkeit, bei der der Erfolg in gar keinem Verhältnis zum Anlaß steht. Für unsere teleologische Betrachtung wird dagegen der Auslösungsprozeß zu einem vollgültigen, restlos sich einordnenden Bestandteil der Konvergenzlehre. Die Disproportionalität zwischen Reiz und Reaktion wird verständlich, ja notwendig, weil die eigentliche Ursache des Prozesses jetzt im Inneren der handelnden Persönlichkeit liegt und der Reiz nur dazu dient, jenen letzten Mindestabstand zu überwinden, welcher noch zwischen der Latenz und der Aktualität der Innentendenz besteht. Je bedeutender die Stärke der nach Betätigung drängenden Disposition, um so reiner

tritt der bloß auslösende und damit disproportionale Charakter des Reizes hervor: er bedarf nur eines Mindestmaßes der Eigenintensität, um zu wirken; seine Qualität wird immer gleichgültiger für die Qualität der Reaktion — bis schließlich diejenige Stärke des Innendranges erreicht ist, bei welcher die Notwendigkeit der äußeren Auslösung gleich Null wird und die eigentliche Spontaneität beginnt.

Für das Verständnis des ganzen persönlichen Lebens ist die Unterscheidung der Auslösungsreaktion von den beiden anderen Arten von grundlegender Wichtigkeit. Bei den Vorgängen des Einzeldaseins wie bei den großen Massenerscheinungen der Kultur begegnet uns immer wieder Unklarheit darüber, wie eigentlich eine äußere Einwirkung, die zweifellos mitgespielt hat, aufzufassen sei; die Neigung, mit dem Generalbegriff der „Ursache" auszukommen, führt zu empiristischen Deutungen, indem nun jeder Nachweis eines auslösenden Reizfaktors zugleich als Nachweis der eigentlichen Kausalität gilt. Wie oft hat bei großen politischen Umwälzungen erst die rückschauende Betrachtung erkannt, daß die sogenannten Ursachen, die das Bewußtsein der Zeitgenossen für das Ereignis verantwortlich machte, in Wirklichkeit nur „Anlässe", d. h. Auslösungsreize waren, während die entscheidenden Ursachen in den inneren nach Aktualisierung drängenden Tendenzen und Fähigkeiten der beteiligten Völker und Staaten lagen! Wie oft wird im Leben eines großen Mannes ein äußeres Ereignis als der Angelpunkt einer Wendung der Entwicklung angesehen (auch von dem Erlebenden selbst), während der innere Entwicklungsdrang so gespannt war, daß ein beliebiger nur irgendwie zureichender Anstoß ihn zur Entladung bringen mußte.

2. Die Reaktionsstufen.

Die andere Unterscheidung der Reaktionen bezieht sich auf die Zeitlage der Zielbestimmtheit zum Augenblick des Aktes. Es gibt in diesem Sinne drei Reaktionsstufen: Vergangenheits-, Gegenwarts- und Zukunftsreaktionen.

a) Der Reflex. — Auf gewisse Umweltreize reagiert die Persönlichkeit nicht durchaus so, wie es die besondere Konstellation dieses Augenblicks fordert (die ja weder innerlich noch äußerlich

irgend einer früheren Konstellation völlig gleichen kann), sondern so, wie es sich in der Vergangenheit als allgemein zweckmäßig erwiesen hat. Die in der Vergangenheit liegende Zweckbeziehung ist starr und fest geworden und übt nun eine mnemische Wirkung auf das gegenwärtige Verhalten aus. Solche Reaktionen heißen Reflexe; sie sind als „angeborene" Reflexe Erbstücke der phylogenetischen Vergangenheit, als „erworbene" Reflexe Nachklänge der ontogenetischen Vergangenheit. Ihre regelnde (Gefährdungen beseitigende, an Änderungen anpassende) Zweckfunktion ist eine vollendete, soweit der Gegenwartszweck sich mit der früheren Zweckform deckt; daher sind es die Gebiete der elementaren Daseinserhaltung mit ihren großzügigen, wenig veränderlichen Linien, ferner die Alltagsverrichtungen mit ihren Gewöhnungen und Selbstverständlichkeiten, welche die eigentlichen Geltungskreise des reflektorischen Handelns bilden. Aber die Grenze des Reflexes ist in allem Individuellen, Neuartigen gegeben. Die generelle Zweckmäßigkeit des Reflexes kann sich im besonderen Falle in Widersinn verkehren (so wenn auf ein wie Zucker aussehendes Giftpulver mit Schluckbewegungen reflektorisch geantwortet wird); die konservative Zweckmäßigkeit des Reflexes kann bei neuartigen Reizbedingungen ihren Wert völlig verlieren (so wenn der kämpfende Soldat sich beim Hören einer über ihn hinwegsausenden Granate duckt, obgleich im Augenblick des Hörens die Gefahr schon längst vorüber ist).

b) Die Steuerung. — Darum baut sich auf dem Reflex, als der rückwärts gewandten Unterstufe der Regulierung, die Stufe der eigentlichen Gegenwartsreaktionen oder „Steuerungen" auf. Sie vermögen das Besondere und Neue, das in der gegenwärtigen Bedingungskonstellation der Umwelt liegt, durch besondere und neue Entsprechungen zu beantworten; sie steuern das Lebensschiff mit immer wieder verändertem Griff durch all jene Strömungen und Klippen und Sandbänke, welche in jedem Augenblick wechselnd sein Gleichgewicht stören oder doch ändern. Bezeichnend für sie ist die unmittelbare Gegenwartseinstellung und die ständige Fähigkeit zur Umstellung. Die Steuerungen haben sich den reflektorischen Handlungsweisen in um so stärkerem Maße zu überlagern, als das persönliche Leben sich verwickelt und aus

einfachen rein konservativen Beziehungen heraustritt. Daß diese Steuerungsreaktionen ebenso im psychischen wie physischen Reagieren vorhanden sind, bedarf keiner längeren Ausführung; es genügt einerseits auf die Aufmerksamkeitsreaktion des Flugzeugführers, andererseits auf die Stoffwechselreaktion des bald in Hitze bald in Frost, bald in Dürre bald in Sumpfland weilenden Forschungsreisenden als Beispiele zu verweisen.

c) Die Vorwegnahme. — Über die Steuerungen hinaus aber reichen endlich jene Regulierungsvorgänge, deren Ziel erst in der Zukunft liegt, die „Vorwegnahmen" (Antezipationen). Hier ist der Zeitabstand zwischen Reiz und Reaktion plötzlich negativ geworden. Die Reaktion erfolgt, ehe der Reiz eintritt; sie ist nicht mehr durch den wirklichen, sondern durch den zukunftsmöglichen Reiz bestimmt. Dabei ist es zunächst belanglos, ob die Vorwegnahme im Bewußtsein oder ohne dessen Beteiligung erfolgt; ist doch das Spielen der jungen Katze, oder das Bilden von Antikörpern gegen Infektionsgefahren ebenso eine vorwegnehmende Reaktion wie das bewußte Ausarbeiten eines Verteidigungsplanes im Generalstab. Steigende Vorwegnahme ist ein Zeichen steigender Entwicklung im individuellen wie im kulturellen Leben[1]); die Beseitigung vorhandener Schäden soll mehr und mehr überflüssig werden durch die vorbeugende Verhinderung ihres Eintritts; die Anpassung an Änderungen der Lage soll nicht von dem im Augenblick ihres Eintritts vorhandenen Gerichtet- und Gerüstetsein der Persönlichkeit (oder der Gesamtheit) abhängig, sondern durch weiterwirkende Maßnahmen vorbereitet sein. Vorbeugung und Vorbereitung sind also die beiden Zweige der vorwegnehmenden Tätigkeiten.

Freilich hat auch die vorwegnehmende Reaktion, so hoch sie über den beiden anderen steht, ihre Zweckmäßigkeitsgrenze, und zwar in einer gewissen Kräftevergeudung. Denn von den möglichen Zukunftsreizen, auf die sie bereits reagiert, werden nur ganz wenige wirklich werden. Um eine kleine Anzahl von

[1]) So tritt in der Rechtsentwicklung zur Bestrafung in steigendem Maße die Sicherung, in der Gesundheitspflege zur Heilung die Vorbeugung, in der Sozialpolitik zur Armenversorgung das Versicherungswesen, in der Industrie zur Hilfe bei Unglücksfällen die Unfallverhütung usw.

Menschen vor Brandschaden oder vor Unfall zu schützen, müssen Millionen gewisse Prozentsätze ihres Vermögens opfern oder Einschränkungen und Erschwerungen des Betriebes vornehmen; um einen vielleicht in Jahrzehnten zu erwartenden Krieg siegreich zu bestehen, müssen Jahr für Jahr ungeheure Werte und Kräfte im Heereswesen festgelegt werden usw. Wieder muß hier also die individuelle Zweckmäßigkeit des Augenblicks einer generellen Zweckmäßigkeit weichen; aber eben diese ist durch eine Gesamtwirkung, nämlich die Schaffung einer sonst fehlenden Sicherheitsgrundlage des gesamten Lebens, so gewaltig, daß selbst jene scheinbar vergeudeten Kräfte und Werte im letzten Sinne teleologische Verwertung finden.

Daß sich die vorwegnehmenden Reaktionen am meisten von allen Reaktionstufen wiederum der spontanen Tat nähern, ist nach dem Gesagten klar; denn der äußere Reizfaktor ist hier ja zu einem unwirklichen Zukunftsphantom zusammengeschrumpft; die innere Einstellung auf ihn ist das Entscheidende geworden. Immerhin gehört auch die Vorwegnahme noch zu den Re-Aktionen, da der Reiz, selbst als bloßes Zukunftsphantom, dennoch Art und Stärke der persönlichen Handlung bestimmt.

Das folgende Schema stellt die Hauptarten der Reaktionen übersichtlich zusammen:

Schema der Reaktionen.

A. Reaktionsformen.

	Reiz:		*Reaktion:*
1.	Störung	⟶	Restitution
2.	Bestimmung	⟶	Anpassung
			homogene Anpassung (Angleichung)
			heterogene Anpassung (Einstellung)
3.	Auslösung	⟶	Aktualisation

B. Reaktionsstufen.

1. In der Vergangenheit festgelegte Reaktion: Reflex.
2. In der Gegenwart individualisierte Reaktion: Steuerung.
3. Auf die Zukunft hinzielende Reaktion: Vorwegnahme.

II. Die Spontan-Aktion.

1. Akt und Material.

Spontan heißt ein solcher Akt der Person, der seinen Ausgang in der Person selber nimmt und von innen nach außen hin verläuft.

Nun wäre ja unter rein mechanisch-kausalem Gesichtspunkt von einem „Ausgangnehmen“ überhaupt nicht zu sprechen. Denn jeder Ausgangspunkt ist ja seinerseits wieder verursacht und zwar teils durch innere, teils durch äußere Bedingungen usw. in infinitum; an keiner Stelle besteht ein Recht, diese Kette von Bestimmungen zu zerschneiden, hinter dem Schnittpunkt einen Anfang anzunehmen und danach eine Handlung „spontan“ zu nennen. Ganz anders liegt die Sache unter dem Gesichtspunkt teleologischer Verursachung. Wenn auch die in der Person wirksame Zielstrebigkeit selber wieder bedingt ist, so bildet doch der Akt eine geschlossene Zweckeinheit; denn er dient der Verwirklichung eines bestimmten und umgrenzten Zieles; innerhalb einer solchen Zweckeinheit aber kann man ebenso eindeutig wie den Zielpunkt den Ausgangspunkt feststellen. Dieser liegt bei der Reaktion außerhalb, bei der Spontanaktion innerhalb der Person.

Aber der Unterschied zwischen beiden Aktformen ist nicht nur ein solcher des Ortes, sondern auch der Art des Ausgangspunktes. Bei den Reaktionen erfolgt die Zweckbestimmung des Aktes von einem akuten Vorgange aus, von einem Tatbestand, der in einem bestimmten Zeitpunkt auftritt und verschwindet; dieser akute Vorgang fordert erst die chronische Disposition der Person dazu heraus, sich in akute Tat umzusetzen. Bei der Spontanaktion dagegen erfolgt die Zweckbestimmung des Aktes von der chronischen Disposition der Persönlichkeit aus, die sich aus der Latenz in Wirksamkeit umzusetzen strebt und sich der verfügbaren akuten Weltelemente bemächtigt als des Mittels und Stoffes dieser Verwirklichung. Wenn der behaglich im Wagen liegende Säugling ohne äußeren Anlaß „spontan“ zu lallen beginnt, so ist die in ihm dämmernde Sprachanlage das Prius, und die Sprachlaute sind das Posterius. Wenn der Knabe aus „spontanem“ Interesse sich in technische Basteleien oder in mathematische Tüfteleien

vertieft, so setzt sich darin eine innere Entwicklungsanlage durch; und mag diese auch in ihrer konkreten Auswirkung durch die Anregung des akuten Erlebens, das zur Hand liegende Material, die Art des Unterrichts usw. aufs stärkste mitbestimmt sein — die Gesamtrichtung des Aktes von der inneren Disposition zur äußeren Gegebenheit hin wird dadurch nicht geändert. Wenn schließlich der Mann aus „spontanem" Pflichtstreben seine berufliche Arbeit, seine Fürsorge für die Familie usw. aufs beste zu verrichten sucht, so legt er sich und sein ganzes inneres Gerichtet- und Gerüstetsein in die Tat hinein; er macht sich zum Herrn der Dinge da draußen und zum Herrn seiner selbst, weil das Seinsollende in ihm das Sein bestimmt. Das „Seinsollende": hier nicht etwa im Bewußtseinssinne der ausdrücklich anerkannten Norm gemeint, sondern im Sinne jener vor aller Bewußtheit liegenden inneren Zielstrebigkeit, in der auch die fremden Zwecke zum Inhalt seiner Autotelie gemacht worden sind.

Noch klarer stellt sich der Begriff der Spontanaktion heraus, wenn er in seinem Verhältnis zur „inneren Reizung" bestimmt wird. Naturwissenschaftlich gerichtete Kreise sind nämlich geneigt, alle Aktionen des Menschen als Re-Aktionen anzusehen und lediglich zu scheiden zwischen Reaktionen auf äußere und solchen auf innere Reize. Der Säugling, der scheinbar „spontan" zu lallen beginne, vollziehe im Grunde auch nur Reaktionen: in seinem Organismus gehen ja fortwährend Veränderungen vor sich; die durch Nahrung aufgenommenen Energien werden assimiliert, das Gehirn und die Sprechorgane erhalten gesteigerte Blutzufuhr, und diese Verstärkungen der inneren Spannkräfte erreichen schließlich einen solchen Grad, daß sie nun als Reize und zwar als „innere Reize" auf die Sprachorgane einwirken und die Reaktion des Lallens hervorrufen. Diese Auffassung ist durchaus zutreffend, nur kommt sie gar nicht an das Wesentliche der „Spontaneität" heran. Denn die „inneren Reize" sind ja nicht einfach die Fortsetzungen der von außen in den Organismus hineingewanderten Erregungen, sondern sie sind selbst erst unter dem Einfluß der organischen Entelechie erzeugt. Daß aus Nahrung Blut wird, und daß die Blutzufuhr den verschiedenen zu Leistungen bestimmten Organen zugute kommt, daß hierbei eine gewisse Periodizität herrscht, auf Grund deren die Spannkräfte zu gewissen Zeiten zur Entladung reif werden — alles dies ist ja schon selbst eine Äußerung der zielstrebig einheitlichen, persönlichen Aktivität, als deren andere Äußerung das Lallen aufzufassen ist. So bedeutet die Lehre von den inneren Reizen nur dies, daß die Spontaneität des Einzelaktes (in unserem Beispiel des Lallens) keine in sich abgeschlossene und selbständige Erscheinung, sondern Teil der umfassenden Gesamtspontaneität der Persönlichkeit ist. Damit ordnet sich der Sachverhalt unserer Auffassung von den Dispositionen (s. S. 71) widerspruchslos ein. Die Disposition zur Sprache (welche zu spontanem Lallen führt) ist nicht ein „Vermögen" im alten

Sinne, ein Seelchen für sich, sondern ist ein Entelechiestrahl; und die Umsetzung der Disposition in Tat ist im Grunde nicht eine Spezialangelegenheit dieser (nur in der Abstraktion abzusondernden) Disposition für sich allein, sondern ist eine Umsetzung der persönlichen Gesamt-Entelechie in Tat an dieser bestimmten Stelle.

Indem der spontane Akt von innen nach außen verläuft, wird ihm die Umwelt zum Betätigungsobjekt, zum Material. Wer denkt hier nicht an Fichte! Für ihn ist das Ich so ganz und gar reine Spontaneität, daß ihm das Nicht-Ich nur begreiflich wird als die vom Ich selbst gesetzte Schranke, durch deren Überwindung das Ich sein Streben erst in reale Tat umzusetzen vermag! Nicht ganz so für uns. Welt-schöpferisch ist die spontane Tat nicht, wohl aber welt-gestaltend und -lenkend. Die Welt ist für die Person nicht das selbsterzeugte Werkzeug ihrer Betätigung, aber andererseits auch nicht die Gewalt eines fremden Druckes, dessen die Person sich zu erwehren oder dem sie sich anzupassen hat; sondern sie ist der Rohstoff, dem die Person ihren Zweck als Form auferlegt, ja aufzwingt. Der Quotient $\frac{\text{Person}}{\text{Welt}}$ verschiebt in der spontanen Tat seinen Wert zu Gunsten der Person. So ist die Spontaneität die Äußerung der Selbstentfaltungstendenz der Person, wie die Reaktion das Mittel der Selbsterhaltung war.

Die Bearbeitung, welche die spontane Tat an der Welt vollzieht, erstreckt sich nicht nur auf die „Außen“-Welt im eigentlichen Sinne, sondern auch auf die Innenwelt der Person selbst, sofern sie zu jener Außenwelt in Beziehung steht. Das Gebiet der eigenen psychischen Phänomene (der Empfindungen, Gedanken, Vorstellungen, Gefühle) ist dem spontan handelnden Ich gegenüber kaum weniger peripher als das Gebiet der physischen Phänomene; und darum sind diese wie jene für den Spontanakt in gleichem Maße „Welt“, d. h. Angriffspunkt und Rohstoff des Tuns. Die Denktätigkeit ist in diesem Sinne ebenso eine Bearbeitung des Vorstellungs- und- Gedankenstoffes wie die Werkschöpfung eine solche des physischen Stoffes. Die Entscheidung in einem inneren Kampfe der Motive ist ebenso zentrale einheitliche Tat des Subjektes (also nicht etwa nur ein passives Bestimmtwerden vom stärksten Motiv) wie die Überwindung im äußeren Kampf. Demnach ist auch der Begriff der Spontanaktion psychophysisch-neutral.

In der Art, wie das (physische oder psychische) Material der Welt durch die persönliche Tätigkeit bearbeitet wird, tritt uns zunächst der Gegensatz von Zerlegung und Verknüpfung entgegen. Analyse und Synthese sind nicht etwa nur geistige Funktionen, sondern personale Funktionen im weitesten Sinne des Wortes. Nur dadurch vermag die Person das Chaos der Welt zu bewältigen, daß sie aus ihrer Unendlichkeit Einheiten (Einzelobjekte, Einzelmerkmale, Einzelvorgänge) herauslöst und auf sie ihre Zielstrebigkeit konzentriert; und nur dadurch vermag sie wiederum mit dem gleichgültig und zufällig Nebeneinanderbestehenden fertig zu werden, daß sie die getrennten Einheiten zu gewissen Verbundenheiten vereinigt. Aber jenes Herauslösen ist nicht ein bloßes Zerstückeln und dieses Verknüpfen nicht ein bloßes Aneinanderreihen; sondern jede Analyse und Synthese und vor allem das Ineinander beider ist und bleibt von der Ganzheit aus zielstrebig bestimmt. Wenn die spontane Wachstumstendenz eines Individuums aus den zugeführten Nahrungsstoffen gewisse Aufbauelemente im Verdauungsakt herausholt (Analyse) und sie nun zur Verstärkung oder Vergrößerung eines Organs benutzt (Synthese), so werden aus den unendlich vielen denkbaren Analysen und Synthesen eben nur diejenigen vollzogen, die dem dispositionellen Ziele der Persönlichkeit entsprechen. Ebenso wenn im Denkprozeß die ungeklärte Problemverwicklung zunächst analysiert und die nun herausgestellte Aufgabe zum Zielpunkt eines geordneten Verknüpfungsprozesses gemacht wird.

Aus diesem Gedankengang heraus können wir zu einigen sehr verbreiteten Auffassungen des persönlichen Lebens Stellung nehmen. Wir finden erstens, daß Analyse und Synthese zwei überall zusammengehörige Funktionsweisen seien, daß es daher nicht angehe, etwa die eine von ihnen allein bestimmend sein zu lassen. So glaubt z. B. die „Assoziationspsychologie", daß ursprünglich gesonderte Elemente gegeben seien, so daß das seelische Leben nur im Herstellen der Verknüpfungen bestehe; in Wirklichkeit ist auch das Herstellen der Vereinzelungen von gleicher Bedeutung, ist die „Dissoziation" des zunächst ungegliederten seelischen Erlebnisinhaltes ebenso wichtig wie die Assoziation. Auf biologischem Gebiete hat man die Zusammengehörigkeit beider Funktionsweisen

in viel weiterem Umfange anerkannt, indem man chemischen Zerfall und Aufbau (Dissimilation und Assimilation) als wechselseitig sich bedingende Vorgänge hinstellte.

Wir finden zweitens, daß Analyse und Synthese nicht passiv zu begreifen seien: als Auseinander-„treten“ und Zusammen-„treten“ von Elementen, sondern aktiv: als von der Person zu vollziehendes Herauslösen und Zusammenfügen. Hier wird die Assoziationspsychologie ein zweites Mal zurückgewiesen, ebenso jene Biologie, die alles Körpergeschehen nur auf chemische Zersetzungs- und Verbindungsformeln (siehe oben) bringen möchte.

Wir finden drittens, daß jene spontanen Taten der Analyse und Synthese sich erst dadurch als persönliche Taten bekunden, daß sie durchweg unter teleologischer Orientierung stehen. Nicht also das rein formal-logische Moment des Verknüpfens macht z. B. das Wesen des Urteilsaktes aus, sondern die unter einem Zweckgesichtspunkte stehende Verknüpfung; nicht das ist das Wesen der Bewußtseinseinheit, daß sie Synthesis überhaupt, sondern daß sie Synthesis im Dienste der persönlichen Autotelie ist — und ebenso in allen anderen Fällen.

Das synthetische Tun läßt sich nun nochmals in zwei Haupttypen gliedern, in die Tätigkeiten des Gestaltens und des Lenkens.

Im ersten Falle werden die herausgelösten Elemente simultan so verknüpft, daß eine nach innen geschlossene, nach außen begrenzte Gleichzeitigkeitseinheit, die Gestalt, entsteht. Jedes Werkschaffen im Beruf und in der Kunst, jede Organisationstätigkeit, jedes Systematisieren und Ordnen ist ein Beispiel hierfür. Daß alles Erkennen nichts anderes ist als das Heranbringen notwendiger von innen quellender Gestaltungsprinzipien an das formlose Material der von außen bedingten Eindrücke, wissen wir seit Kant. — Im zweiten Falle, bei der Lenkungstätigkeit, werden die Einzelelemente sukzessiv so verknüpft, daß ein erst in der Zukunft wirklicher Endpunkt, das Ziel, für die einzelnen Schritte bestimmend ist (Entwerfen eines Planes, Lösen einer Aufgabe, instinktive Vorübung künftiger Lebensfunktionen im Spiel usw.). — Letzten Endes laufen freilich beide Zweckrichtungen zusammen; denn am Schluß jeder lenkenden Tätigkeit steht immer irgend eine angestrebte Ge-

staltung; und umgekehrt sind zur Schaffung irgend einer Gestalt stets Sukzessionen von Einzelschritten nötig. Dennoch wird für die Kennzeichnung der einzelnen Spontanaktion bedeutungsvoll bleiben, ob ihr in erster Linie Gestaltungszweck oder Lenkungszweck zukomme. So ist das Erkennen (wie eben angedeutet) vor allem gestaltende, das Denken dagegen vor allem richtunggebende Tätigkeit.

Nach der obigen Definition ist der Unterschied zwischen Spontanaktion und Reaktion begrifflich durchaus eindeutig; aber er darf noch nicht als eine reale Getrenntheit aufgefaßt werden. Im Gegenteil: Reaktion und Spontanaktion sind in Wirklichkeit immer zusammen; oder besser ausgedrückt: in jedem Akt ist ein reaktives und ein spontanes Moment enthalten, nur in wechselndem Stärkeverhältnis. Dieses Aufeinanderangewiesensein der beiden Aktrichtungen, das wiederum nichts ist als eine andere Erscheinungsweise des Konvergenzgrundsatzes, möge nun an einigen Haupttypen dargelegt werden; und zwar beginnen wir mit den Akten von vorwiegend reaktiver Beschaffenheit — wobei manche im Abschnitt I nur andeutungsweise erwähnten Punkte in eine schärfere Beleuchtung gerückt werden können.

2. Spontaneität innerhalb der Reaktion.

Hier ist einleitend der sogenannte „Reizhunger“ zu erwähnen. Dieser unterscheidet sich von dem Zustand der bloßen Reizempfänglichkeit dadurch, daß der Mensch sich nicht nur den vorhandenen Reizen hingibt, sondern spontan Reize aufsucht, um auf sie reagieren zu können. Es ist noch eine tiefstehende Form der Spontaneität, da sie sich im dumpfen Bedürfnis nach reaktivem Verhalten erschöpft; aber Spontaneität liegt unleugbar vor; denn der Akt geht aus dem Inneren der Person hervor und wirkt, ehe noch Reize vorhanden sind.

Weit entschiedener bekundet sich die Spontaneität dort, wo sie nicht auf „Reize überhaupt“, sondern auf bestimmte Seiten der Reize gerichtet ist. Wenn irgend ein Umweltobjekt oder -Vorgang zum „Bestimmungs“-Reiz für die Person wird (s. S. 127), so ist es niemals der Reiz in seiner Ganzheit, welcher der Reaktion ihr Gepräge gibt, sondern gewisse Teile, Seiten, Merkmale des Reizes,

während alles andere unwirksam bleibt. Denn die Fülle der zur Reizausübung bereiten Umweltmomente ist unendlich groß, die Reaktionsfähigkeit der Person dagegen begrenzt, da jeder Akt immer nur auf eine Zweckeinheit innerhalb der Reizwelt gerichtet sein kann. Damit also aus den „Irritabilien" oder Reizmöglichkeiten die „Irritamente" oder Reizwirksamkeiten hervorgehen, muß eine weitgehende Siebung stattfinden; und somit ist jede Reaktion von einer Auslesetätigkeit der Person begleitet. Diese Auslese aber entspringt nicht mehr von außen, sondern sie ist ein spontaner Akt der Analyse, mit welchem die innere Dispositionsbereitschaft der Person der Reizwelt gegenübertritt und entgegenkommt. Dabei darf man wiederum die Auslese nicht mit „bewußter Wahl" verwechseln; weder muß das Wählen bewußt sein, noch muß überhaupt sonst irgend ein Bewußtsein dabei beteiligt sein; wir haben es wieder mit einem psychophysisch-neutralen Begriff zu tun. So liegt schon Auslese vor, wenn der Magen aus den ihm zugeführten Speisen diejenigen Mengen und Bestandteile zersetzt und dem Organismus assimiliert, die der Gesundheit zuträglich sind, während die überschüssigen Stoffe und die nicht angemessenen Bestandteile wieder ausgeschieden werden — hier fehlt jede Beteiligung des Bewußtseins. Es ist weiter Auslese, wenn das sprechenlernende Kind aus dem Sprachchaos, das fortwährend auf sein Ohr einstürmt, zunächst nur einige wenige Brocken herausgreift und seiner eigenen Sprachtechnik und dem Verständnis einverleibt — hier spielt schon Bewußtsein mit, doch lediglich in der Form des Interesses und des Verstehens; es ist aber noch nicht auf das Auswählen selbst gerichtet. Und es ist endlich Auslese, wenn der Käufer aus der Fülle der vorgelegten Waren das ihm zusagende Stück heraussucht — hier ist endlich der Ausleseakt selbst in den Lichtkreis des Bewußtseins mit hineingezogen worden.

Durch das notwendige Hineinspielen der Auslese in jeden Reaktionsakt ist jene immer wieder auftretende Theorie widerlegt, als ob die Person den Reizen passiv hingegeben wäre wie ein Stück Wachs dem Modelleur. Nein, Reaktion ist niemals bloße Rezeption, sondern stets zugleich auch tätige Selektion. Der Auslesefaktor kann mehr oder minder stark

sein — vorhanden ist er immer. Und selbst jene Fälle der „angleichenden“ Reaktion, die uns früher als deutlichste Beispiele für die Unselbständigkeit der Persönlichkeit erschienen, sind hiervon nicht ausgenommen. Auch der nachahmende Mensch ist kein bloßer Phonograph, der unterschiedlos alle ihm zukommenden Reize in gleicher Form wieder hervorbringt; auch der Mensch, der Suggestionen unterliegt, ist nicht ein bloßer passiver Spielball der suggerierenden Mächte. Denn ob nachgeahmt wird und was aus der Fülle des Nachahmensmöglichen nachgeahmt wird, welche Suggestionsinhalte am leichtesten wirksam werden und von welchen Persönlichkeiten ein suggestiver Einfluß entgegengenommen wird — all das ist wiederum bedingt durch innere Auslese im reagierenden Menschen.

Besonders deutlich tritt die Stärke dieses Auslesefaktors und seine Abhängigkeit von den Bedingungen persönlicher Spontaneität dort hervor, wo bei gleichen Umweltbedingungen wechselnde Reaktionen auftreten. Sobald verschiedene Personen auf gleiche Reizbedingungen unterschiedlich reagieren, ist dies ein Zeichen dafür, daß der Reiz sich nicht einfach in der Reaktion fortsetzt, sondern daß jede Person, durch welche der Prozeß hindurchgeht, ihm zugleich ihre eigene Spontanfarbe verleiht. Deshalb vermag die differentielle Anthropologie und Psychologie in der Reaktion auf gleiche Reize ein Erkennungsmittel der unterschiedlichen Anlagen von Typen, Geschlechtern, Individualitäten, Rassen usw. zu sehen. Wenn Knaben und Mädchen aus völlig übereinstimmenden Umweltbedingungen ganz Verschiedenes herausgreifen, um es im Spiel nachzuahmen — der Knabe die Ereignisse der Straße und des öffentlichen Lebens, das Mädchen die häuslichen Verrichtungen der Mutter — so beweist diese auseinandergehende Nachahmungsauslese die Macht der angeborenen, spontan wirkenden Geschlechtsanlage. Und was hier vom Nebeneinander der Personen gilt, zeigt sich entsprechend im Nacheinander der Lebensperioden einer einzelnen Person. Der heranwachsende Mensch trifft nämlich in den verschiedenen Entwicklungsphasen den konstant bleibenden Reizmöglichkeiten gegenüber immer wieder andere Auslesen und läßt damit die spontane Selbstentfaltung bei allem Reagieren zur Geltung kommen. Und da sich nun gar

erwiesen hat, daß diese Sukzession von Auslesen gesetzmäßige Reihen bildet, die unter den mannigfachsten Reizverhältnissen sich immer wieder von neuem bewähren (s. S. 33), so ist die innere Bedingtheit des Auslesevorgangs über jeden Zweifel erhaben.

Am besten ist dies „Prinzip der Ausleseentwicklung" bisher auf einem Gebiete der intellektuellen Bewältigung der objektiven Welt bekannt geworden, das hier nur zur Veranschaulichung erwähnt sei. Wo der Mensch die Aufgabe hat, mit irgend einem verwickelten Tatbestand der Welt geistig fertig zu werden, vermag er natürlich nicht sämtliche darin enthaltenen Kategorien (Gegenstände, Handlungen, Beziehungen, Merkmale, Abstraktionen) zugleich zu bewältigen; er trifft eine — völlig unbewußte — Auslese, die auf niederster Entwicklungsstufe vor allem den „Substanzen" (Personen und Dingen) zugewandt ist, auf der nächsten die „Aktionen" (Handlungen im engeren Sinne sowie Zustände) mit einbezieht, in einer weiteren die Eigenschaften und Beziehungen der Gegenstände beachtet und auf der höchsten endlich die abstrakten Zusammenhänge, die Gesamtverknüpfungen, die Deutungsmöglichkeiten des Stoffes zu beherrschen strebt. Diese Phasenfolge ist beim Sprechenlernen, bei Bildbetrachtungen, bei Erinnerungsaussagen, beim freien Zeichnen und bei noch so manchen anderen Funktionen beobachtet worden. Bemerkenswert ist aber gerade für unser Problem, daß man die Stelle bezeichnen kann, wo diese spontane Auslesetätigkeit wieder reaktiv mitbedingt ist: die Zeitlage für das Eintreten der einzelnen Phase ist nicht allein bestimmt durch die absoluten Entwicklungsstaffeln, welche das Individuum in seiner Selbstentfaltung erreicht, sondern durch die Eigenart und Schwierigkeit der Aufgabe (also des äußeren Reizes) — daher denn ein und dieselbe Stufe der Auslese für verschiedene Aufgabengebiete zu verschiedenen Zeiten erreicht wird. Beim Erwerb des Wortschatzes liegt z. B. die ganze Phasenreihe viel früher als beim Wiedergeben von Erinnerungen usw. Nicht die Person als ganze macht jede Phase durch, sondern die Person als Reagent auf bestimmte Anforderungen.

Das Auslesen ist aber nur der erste Schritt in der Durchdringung der Reaktion mit Spontaneität. Die weiteren Schritte bestehen in mannigfachen Bearbeitungen, die wir hier nicht näher zu behandeln brauchen, weil sie uns bei der Kennzeichnung der Spontanaktionen selbst schon beschäftigt haben; gemeint sind jene Funktionen des Gestaltens und Lenkens (s. S. 140), die unter Benutzung analytischer oder synthetischer Verfahrungsweisen auch in das Reagieren fortwährend spontane Einschläge hineinbringen und schließlich den Gesamterfolg des Aktes immer mehr von der bloßen Reaktion entfernen können.

Dagegen bedarf derjenige Fall noch einer Besprechung, in welchem eine Reaktion jenseits ihres eigentlichen Wirkungszieles in eine Spontanaktion übergeht. Ist einmal die persönliche Dis-

position durch äußere Bestimmungsgründe, also reaktiv, geweckt und in eine gewisse Richtung gedrängt, so bleibt sie oft genug nicht genau dort stehen, wo die Regelung des gestörten Gleichgewichts eben beendet, also ein dem früheren gleicher oder gleichwertiger Zustand erreicht ist, sondern sie wirkt spontan weiter und verschiebt dadurch von innen heraus das Verhältnis der Person zur Welt: „Überkompensation". Da wächst sich die Verteidigung zum Angriff aus, die Abwehr zur Machtsteigerung, die geforderte Leistung zur Mehrleistung, die Anpassung an eine Aufgabe zur Ausgestaltung eben dieser Aufgabe — eine „Heterogonie der Zwecke", wie Wundt es genannt hat. Das bloße Sichaufrechterhalten und Sichfügen wird zu einem Sichdurchsetzen und Sichdarstellen: „Was mich nicht umbringt, macht mich stärker."

Es gibt eine moderne Theorie (von Alfred Adler), nach welcher alles spontane Tun — und damit alle bedeutsamen Leistungen, aber auch alle sonstwie hervortretenden guten und schlechten Handlungsformen — nichts als solche Überkompensationen von äußeren und inneren Beeinträchtigungsreizen sein sollen. Die Theorie ist in ihrer Einseitigkeit unannehmbar; aber sie hat doch den Erfolg gehabt, zu erklären, wie aus Schwächen Stärken, aus Mängeln Leistungen hervorgehen. Zweifellos ist damit eine bisher viel zu wenig beachtete Seite der menschlichen Spontaneität kenntlich gemacht worden. Aber es ist doch immerhin nur eine niedere Form der Spontaneität. Denn bei der „Überkompensation" geht die Persönlichkeit zwar im Ausmaß ihres Tuns bereits über das hinaus, was zur bloßen Beseitigung der Beeinträchtigung erforderlich wäre, und handelt soweit spontan; aber die Richtungt in der das Tun nun die bloße Ausgleichsgrenze überschreitet, is, doch noch von außen her bestimmt, ist ja nur eine Fortsetzung der zur Ausgleichung selbst eingeschlagenen Richtung; und insofern behält die Tat noch einen versteckt reaktiven Charakter. Darum ist der Mensch, dessen Spontaneität sich wesentlich im Übersteigern seines Abwehrens und Bekämpfens erschöpft — der typische Nörgler, Widerspruchsgeist und Aufwiegler — weit unselbständiger, als er in seinem Unabhängigkeitsbestreben meint; denn sein Kampf ist im Grunde nichts als ein unbewußtes Anerkenntnis des Bestimmtseins durch den Beeinträchtigungsreiz.

Im ganz anderen Sinne ist die Spontaneität dort beteiligt, wo der Reiz lediglich Auslösungscharakter hat (s. S. 130); denn hier ist ja nur noch das „Daß“, nicht mehr das „Wie“ und „Wiesehr“ des Aktes von außen abhängig. Für einen Menschen von spontaner Ängstlichkeit wird bei einer nächtlichen Waldwanderung jeder beliebige Vorgang — Knacken eines Zweiges, Schrei eines Käuzchens, Flimmern des Mondlichtes, Umriß eines Baumstumpfes — zum gleichwertigen Auslösungsreiz für seine Angstreaktionen — kaum darf man hier noch von „Re“-Aktionen sprechen; denn die innere Disposition ist so sprungbereit, daß ihre Äußerung gar nichts mehr mit der Beschaffenheit und der Stärke des Reizes zu tun hat — und schließlich bedarf es überhaupt keines äußeren Reizes mehr, um irgend eine Angsthandlung zu aktualisieren, nun ist die Disposition übermächtig geworden und bricht ganz von selbst aus dem Inneren hervor: das Tun ist rein spontan geworden!

Man sieht an diesem Beispiele zugleich, daß der stärkere Spontaneitätsgrad des Aktes, der beim Auslösungsreiz (gegenüber dem Bestimmungsreiz) vorliegt, durchaus nicht eine höhere Wertigkeit bedeuten muß. Wenn auch im gesamten Wertsystem der Person die Spontanaktion höher steht als die Reaktion, so ist doch im Einzelfall die Wertung vom besonderen Zweck abhängig. Für den nächtlichen Waldwanderer bestände die einzige Zweckmäßigkeit darin, daß die Reize Bestimmungsreize würden für seine Regelungstätigkeit der jeweiligen Abwehr oder Anpassung; verwertet er sie als Auslösungsreize, so handelt er seinen persönlichen Zwecken zuwider. Wie ganz anders in anderen Fällen. Der Künstler ist bei seinem Schaffen nicht unabhängig von äußeren Ereignissen; solange diese aber nur als Bestimmungsreize wirken, als Gleichgewichtsstörungen, die er lediglich „abreagiert“, oder als neue Daseinsbedingungen, denen er sich lediglich anpassen will (Aufträge, Gelegenheitsschöpfungen), so lange ist er ein Sklave des Stoffes, und die Schaffensfähigkeit ist gehemmt; je mehr die äußeren Vorgänge aber den Charakter der bloßen Auslösungsreize annehmen, als Anregungen dienen zur Auswirkung der ohnehin vorhandenen inneren Spannungen und Strebungen, um so mehr erfüllt er seine Aufgabe der spontanen künstlerischen Tat.

3. Reaktivität innerhalb der Spontaneität.

Nehmen wir nun unseren Ausgangspunkt von der anderen Seite her und sehen wir zu, wie bei der Durchführung von Spontanaktionen eine Konvergenz — bald in friedlichem, bald in feindlichem Sinne — mit Reaktionen stattfindet.

Die Oszillationen. — Wenn erst einmal ein spontaner Akt — auf welche Weise auch immer — eingeleitet ist, so richtet er sich auf die Gegenstände der Umwelt als sein Material. Von dem Moment aber, da er das Material ergreift, wird dessen Beschaffenheit wieder mitbestimmend für die Art der weiteren Ausführung des Aktes. Der spontane Akt hat zunächst ein Richtungsziel (s. S. 137); aber dies Hinstreben hat noch eine gewisse Allgemeinheit und Mehrdeutigkeit. Nur der erste Schritt, das Ergreifen des Rohstoffes, ist bestimmt. Nun wird dieser ergriffene Stoff selber zum Reiz und lenkt die allgemeine Zielsetzung des Aktes schon in enger umschriebene Bahnen; wieder wird dadurch die spontane Bearbeitung des Objektes weitergeführt, wieder wirkt das weiter bearbeitete Objekt bestimmend zurück — und so gehen die Determinationen fortwährend hin und her, bis eigentlich erst im Augenblick der Vollendung die volle Eindeutigkeit erreicht ist. — Ein Beispiel: Die Niederschrift dieses Buches ist im ganzen genommen sicherlich ein Akt der Spontaneität — aber die Durchführung bestand und besteht doch in einem ewigen Wechsel von zentrifugalen und zentripetalen Wirkungsrichtungen; jeder Entwurf einer Stoffeinteilung, jedes niedergeschriebene Kapitel wirkt als Reiz auf die weitere Art meiner Tätigkeit; und so wird die Spielraumbreite des zuerst gesetzten Zieles in diesem Hinundherschwingen des Agierens und Reagierens immer mehr verengt und endlich punktförmig zugespitzt.

Was hier für einen zeitlich weit ausgedehnten Akt wesentlich intellektueller Natur gesagt wird, gilt aber grundsätzlich ebenso für jeden Akt jeglicher Art, mag er kurz oder lange währen, mag er psychisch, physisch oder psychophysisch-neutral sein. Und darum gibt es auch in diesem Sinne keine absolute Spontaneität — auch der schöpferischste Künstler muß sich von seinem Material, das er meistert, selber meistern lassen; auch der genialste Heerführer muß die Verwirklichung seines Generalplanes mitbe-

stimmt sein lassen von den vorher unberechenbaren Einzelsituationen, die sich im Laufe der Entwicklung einstellen. Dennoch bleibt der Akt seinem Wesen nach spontan, insofern der eigentliche Sinn des ursprünglichen von innen her gesetzten Zieles über alle diese Oszillationen hinweg gewahrt bleibt.

Während in obigem die von außen wirkenden Reize selber zur Zweckeinheit der spontanen Handlung gehören, gibt es noch andere Fälle, in denen sich die zentrifugalen und die zentripetalen Wirkungsrichtungen zweckfremd gegenüberstehen; dann muß sich die wahre Spontaneität bewähren in einer Hemmung des reaktiven Verhaltens. Nur derjenige vermag eine spontane Handlung durchzuführen, der die innere determinierende Tendenz aufrechterhalten kann gegen die unendliche Fülle der ständig reizbereiten Umweltfaktoren. Spontane Aufmerksamkeit ist stets zugleich ein Sichabsperren gegen alle Ablenkungsmöglichkeiten. Das spontane Werkschaffen des Künstlers oder Denkers ist bedroht durch eine zu starke Empfänglichkeit für die wechselnden äußeren Anregungen. Der Mann der spontanen praktischen Tat muß in gewissem Sinne unduldsam sein; denn das Bestreben, allem Verschiedenartigen gerecht zu werden, auf alles Mögliche Rücksicht zu nehmen (also sich anzupassen, zu reagieren), lähmt die Geschlossenheit der Eigentat. Das spontane Wachstum — das körperliche wie das geistige — des Kindes sträubt sich gegen ein Zuviel der Ernährung, der Aufpfropfung und der Anregung, weil dadurch die Dispositionen künstlich geweckt werden, die innerlich noch nicht zur Aktualisierung reif sind und die daher noch nicht die genügende Eigenfestigkeit gegenüber den mächtigen Bestimmungsreizen besitzen. So ist die negative Leistung der Hemmung für das Zustandekommen spontaner Akte von nicht geringerer Wichtigkeit als die positive Leistung der Zweckdetermination. Aber freilich: auch das negative Tun ist mehr als bloß negativ, es färbt auf das positive ab; denn diejenige Spontanaktion, die sich nur durchsetzen kann in kämpfender Unterdrückung lockender Reize, hat einen ganz anderen Charakter als diejenige, welche von selbst glatt ablaufen kann, weil die störenden Reize fehlen oder weil die Reaktionsfähigkeit auf sie verkümmert ist. Natürlich besteht diese Aufgabe der Hemmung ebenso dort, wo nicht die Verlockung

durch Reize, sondern die Zwangsanwendung von Reizen vorliegt. Hier hat dann die Spontaneität der Person nicht sowohl ihre eigene sie durchkreuzende Reaktionstendenz, sondern die fremde Gewaltherrschaft sachlicher oder persönlicher Einflüsse zu bekämpfen. Eine brutale Erziehung, das Eingepreßtwerden in einen verhaßten Beruf oder eine widrige Ehe, Bevormundung durch Vorgesetzte, dann wieder ungünstige wirtschaftliche, klimatische, politische, soziale Lebensumstände usw. — alle diese Reize fordern ja natürlich zunächst ein rein reaktives Verhalten heraus; denn sie sind Beeinträchtigungen, denen gegenüber in erster Linie Regulierung (Abwehr und Anpassung) erstrebt werden muß und oft genug nicht voll erreicht wird. Um so schwerer hat es in solchen Fällen alles eigentlich spontane Streben, diese der bloßen Daseinserhaltung dienenden Reaktionen nicht zum einzigen Verhalten werden zu lassen, sondern innerhalb ihrer und über sie hinaus doch noch das wahre Eigen-Sein und -Tun der Person durchzusetzen. „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und würd' er in Ketten geboren." — Aber welche Kraft der spontanen Disposition gehört dazu, diese „Freiheit" nicht bloß als Tendenz, sondern als Tat zu bewähren!

4. Das Freiheitsproblem.

Wir sind damit zu einem Begriff gelangt, um den ein Jahrtausende alter Geisteskampf tobt, und dem wir nunmehr im System des kritischen Personalismus seinen Platz anzuweisen haben. Hierbei wird es vor allem darauf ankommen, aus den mannigfachen Bedeutungen des Freiheitsbegriffs jenen herauszuschälen, um den es sich im vorliegenden Zusammenhang allein handeln kann.

Zunächst: die Freiheit beschäftigt uns hier nicht als psychologische Erscheinung. Was man Freiheitsgefühl, Bewußtsein des Anderskönnens, Verantwortungsbewußtsein usw. nennt, ist als solches nicht Gegenstand philosophischer Erwägungen, sondern eine psychische Tatsächlichkeit, die natürlich in ihrer psychologischen Struktur genau beschrieben werden kann. Aber das bloße Dasein dieser Bewußtseinsgegebenheit liefert in keiner Weise Handhaben zur Beantwortung der Frage, ob dem subjektiven Tatbestand ein objektiver entspreche oder ob jenes Bewußtsein (etwa

wie die Bewußtseinserscheinung einer Fieberphantasie oder eines Traumes) eine Illusion sei. Der Begriff des Freiheitsbewußtseins ist ein psychologischer, aber der der Freiheit ist ein psychophysisch-neutraler, direkt auf die Betätigung der Person bezüglicher. Und nur mit diesem haben wir es zu tun. Wir fragen also: In welchem Sinne sind menschliche Handlungen frei?

In dem objektiven Freiheitsbegriff liegt zunächst ein negatives Merkmal: Frei wovon? Was fehlt jenen Handlungen, die wir frei nennen? Hierauf hat man lange antworten zu müssen geglaubt: es fehlt die eindeutige Kausalität — und man hat damit jene furcntbare Verwirrung angerichtet, deren Beseitigung fast hoffnungslos erscheint. Indem man Freiheit in Gegensatz stellt zu kausaler Notwendigkeit, macht man den Gegnern des Freiheitsprinzips die Sache gar zu leicht; denn ein Geschehen, welches nicht durch alle seine Vorbedingungen eindeutig bestimmt wäre, ist für menschliches Denken unfaßbar. Hier liegt in der Tat ein apriorischer Denkzwang vor: Erkennen und Verstehen jedes Geschehens, also auch der menschlichen Handlungen, hat zur Voraussetzung, daß man das notwendige Hervorgehen eben dieses Geschehens aus der ihm vorangehenden Weltkonstellation fordere. Wer also das Freiheitsprinzip in der Form eines wirklichen „Indeterminismus“ einer „Freiheit von Kausalität“ vertritt, verzichtet auf Erkenntnis und kann sich höchstens in eine außertheoretische Welt des Glaubens retten.

Aber ist mit obigem Standpunkt nicht der Freiheitsbegriff überhaupt aufgegeben? Durchaus nicht. Denn Freiheit ist nicht allein, ja nicht einmal in erster Linie durch ein negatives Merkmal, sondern durch ein positives gekennzeichnet. Um dies zu finden, muß man freilich den Kausalbegriff revidieren. Die Leugner der Freiheit kennen gewöhnlich Kausalität nur in der Form der allgemeinen und mechanischen Kausalität. Sie identifizieren das Kausalprinzip: „Jedes Geschehen ist eindeutig durch seine Ursachen bestimmt“ mit der Kausalgesetzlichkeit: „Jedes Geschehen ist durch allgemeine um Ziele und Zwecke unbekümmerte Gesetze eindeutig bestimmt.“ Aber diese Identifikation ist falsch!

Denn erstens: Zur Vollständigkeit eines Kausalgefüges genügen niemals allgemeine Naturgesetze. Das Allgemeine für sich

allein, welches nur die hypothetische Form haben kann: „Wenn . . ., so . . .“ führt nie zum konkreten individuellen Geschehen. Kein Vorgang gleicht dem anderen; das Singuläre an ihm aber ist ebenso ursächlich bedingt wie das, was an ihm mit anderen Vorgängen vergleichbar ist. Demnach verlangt gerade die vollständige Durchführung des Kausalprinzips, daß mit den allgemeinen Kausalgesetzen individuelle Kausalitäten sich verknüpfen müssen, um das individuelle Geschehen zu erzeugen. Daß etwas notwendig bedingt und doch durchaus einzigartig, mit keinem anderen Vorgang vergleichbar und keinem allgemeinen Satz restlos unterwerfbar sein könne, diese nicht leicht zu erwerbende Einsicht ist die eine Bedingung zum Verständnis des Freiheitsbegriffs.

Und zweitens: Ursächliches Wirken existiert nicht nur in zweckfremder (mechanistischer) Form, sondern auch in zielstrebiger (teleologischer). Unsere ganze vorgängige Betrachtung arbeitete mit dieser Idee der *causa finalis;* der grundlegende erste Band meines Werkes hat deren Recht ausführlich abzuleiten gesucht, erkenntnistheoretisch wie wissenschaftsgeschichtlich, und wir dürfen hier auf Wiederholung verzichten. Nur so viel sei noch einmal angedeutet: da Zweckmäßigkeit in einer Reihe von Geschehnissen als empirische Tatsache feststellbar ist, so verlangt die Restlosigkeit des Kausalprinzips auch hierfür eine ursächliche Zurückführung. Da nun alle Versuche, aus zweckfremden Kausalitäten jene Zielmäßigkeit als Nebenwirkung hervorspringen zu lassen, gescheitert sind, bleibt nichts anderes übrig als die Annahme von Kausalitäten, zu deren Wesen schon das Gerichtet- und Eingestelltsein auf Zwecke gehört, die also Zwecktätigkeiten sind. Eben diese Kausalitäten nannten wir Personen.

Somit sind an irgend einer persönlichen Handlung zwei ursächliche Gruppen beteiligt: einmal die allgemeinen Gesetzmäßigkeiten des Naturgeschehens, zweitens die individuelle, zielstrebige Kausalität der Person selbst (Entelechie). Beide Gruppen zusammen bedingen notwendig und eindeutig Beschaffenheit und Ablauf der Handlung — damit ist dem Kausalprinzip genügt. Das Zusammenwirkenmüssen beider Kausalgruppen ist zugleich ein anderer Ausdruck für den wohlbekannten Konvergenzgrundsatz: alles

persönliche Handeln ist ein Konvergenzerzeugnis aus persönlichen und unpersönlichen (sächlichen) Kausalfaktoren.

Aber bei allem Zusammenwirken kann doch der Anteil dieser und jener Faktoren ein sehr verschiedener sein: diejenige Handlung, bei welcher der Anteil der persönlichen Zielstrebigkeit ein Höchstmaß erreicht, bezeichnen wir als frei; diejenige, bei welcher die unpersönlichen Faktoren den persönlichen in der ursächlichen Gesamtkonstellation überlegen sind, nennen wir unfrei oder erzwungen. Freiheit steht also nicht der Kausalität als Gegensatz gegenüber, sondern steht unterhalb ihrer als eine besondere Art der kausalen Verknüpfung; ihr Gegensatz ist eine andere Art der Kausalität, die des Zwanges — wie es Kant bereits gesehen hatte [1]).

Nun versteht man auch das psychologische Phänomen des „Auch-Anders-Könnens", das subjektiv zum Freiheitsbewußtsein gehört. Denn von den beiden Kausalgruppen jeder Handlung steht bei den „freien" Akten die innere Ursächlichkeit der Entelechie im Vordergrunde der Beachtung; diese Kausalität ist aber eine dispositionelle, und jede Disposition ist, solange sie nur Disposition ist, eine Vieldeutigkeit. Die in ihr latent liegenden Ziele haben eine gewisse Spielraumbreite und können auf verschiedenen Wegen verwirklicht werden; welcher Weg gewählt werde, das bestimmt die Konvergenz mit den unpersönlichen Kausalfaktoren im Augenblick der Tat. Demnach ist das „Auch-Anders-Können" der Disposition vor der Tat genau ebenso wahr wie die Notwendigkeit des Geschehens im Augenblick der Tat. Denn jede Disposition hat ihre Unbestimmtheit nur deswegen und so lange, als sie bloße Potentialität und damit Ergänzungsbedürftigkeit ist. Die Eindeutigkeit des Geschehens selbst in dem Augenblick, da auch die ergänzenden Ursachen mitwirken, bleibt davon unangetastet.

---

[1]) Kant stellt ausdrücklich die Kausalität durch Zwang der Kausalität durch Freiheit gegenüber; freilich hält er, in mechanistischer Naturauffassung befangen, nur die erste Form für „erkennbar" und wissenschaftlich verwendbar, während die zweite lediglich Gegenstand moralischer Forderung sein soll. Für uns sind beide Kausalitätsweisen sowie ihr Zusammenwirken (und schließlich sogar die Zurückführung der mechanischen auf die teleologische, vgl. Bd. I) Gegenstände philosophischer Erkenntnis.

Die Frage „Frei wovon?“ ist beantwortet: eine freie Handlung ist frei vom Zwang, von der Störung der inneren Entelechie. Zugleich aber hat sich herausgestellt, daß die weit tiefergehende Frage anders, nämlich positiv lautet: „Frei wofür?“, und wir deuteten die Antwort schon an: frei für eine bestmögliche Verwirklichung der persönlichen Entelechie. Denn erst das Telos der Freiheit begründet ja das, wovon eine Befreiung stattfindet. Welche Folgen hat in Einzelleben und in Kultur, in Ethik und Geschichte die einseitige Beachtung des negativen Freiheitsmerkmals gezeitigt! Als ob jede beliebige Entfesselung jede Hemmungslosigkeit „Freiheit“ wäre! Als ob nicht erst aller Wert und Sinn der Freiheit in dem Ziel läge, dem sie zustrebt, nicht in den Schranken, die sie beseitigt!

Was aber bedeutet dieses Ziel? Die persönliche Entelechie ist ja (nach dem Konvergenzprinzip) an jedem Akt beteiligt: was heißt da „bestmögliche Verwirklichung“? Da müssen wir uns zurückerinnern an das Zwecksystem der Persönlichkeit, innerhalb dessen wir verschiedene Teilzwecke von verschiedener Werthöhe festgestellt haben.

Zunächst begegnete uns die Scheidung des Selbsterhaltungsziels von dem Selbstentfaltungsziele. Das erste betätigt sich in Reaktionen, d. h. ist eng an persönlichkeitsfremde Bedingungen gebunden; das zweite wirkt von innen nach außen, setzt innere Angelegtheit allmählich in Wirklichkeit um. Nur solche Akte, in welchen spontanes Selbstentfaltungsstreben lebt, in welchen die Außenwelt nicht der bestimmende Faktor, sondern das Material ist, an dem sich die Disposition in Wirksamkeit verwandelt, dürfen „freie“ heißen. In diesem Sinne unterscheiden wir den Baum, der „frei“ wächst, von dem Spalierbaum, der platt an die Wand gezwängt wird. Auch der Spalierbaum hat seine Entelechie und betätigt sie, aber lediglich in der niederen Form der Anpassung, der einzigen Zielstrebigkeit, die ihm noch offensteht; das Wachstum im Sinne seiner innersten Selbstentfaltungsanlage ist ihm verwehrt. Ganz anders der nach allen Seiten hin „frei“ wachsende Baum. Auch er ist abhängig von äußeren Bedingungen; Sonnenbestrahlung, Wasser, Humus sind unerläßlich für sein Wachstum und bestimmen sogar, zusammen mit seiner Entfaltungsanlage,

notwendig und eindeutig jeden Schritt des Wachstums; aber jene Außenbedingungen greifen nicht im Sinne einer Störung und Hemmung, sondern im Sinne einer Verwirklichung seiner Entfaltungsdisposition ein; und darum wächst der Baum, bei aller kausalnotwendigen Bedingtheit, dennoch „frei.“

In gleichem Sinne wie bei diesem Baumbeispiel brauchen wir auch oft genug den Freiheitsbegriff beim Menschen; Rousseau, so sagen wir, läßt seinen Emil „frei“ aufwachsen; der Operierte, so heißt es, kann seinen Arm wieder „frei“ bewegen, immer in dem Sinne, daß innerhalb der gesamten Ursachkonstellation die innere Bestimmung zu zielmäßiger Geltung kommen kann. Hiernach würde Freiheit mit dem vorher entwickelten Begriff „Spontaneität“ identisch sein.

Allein das ist noch nicht die bestmögliche Verwirklichung der Entelechie; und in der Tat hat die Freiheit in moralischem Sinne, jene Freiheit, um die vor allem der Streit der Jahrhunderte geht, noch eine ganz andere Bedeutung.

Im Zwecksystem der Persönlichkeit stehen sich nämlich nicht nur Selbsterhaltung und Selbstentfaltung gegenüber, sondern beide Arten der „Selbst“-Bestimmung oder Autotelie stehen dem Gefüge der Fremdzwecke gegenüber, die von über- und nebengeordneten Personen und von abstrakten Wertgebieten ausgehen (Heterotelie). Eine niedere Auffassung des Freiheitsbegriffs betont nun wiederum lediglich das Negative: das Losgelöstsein von jenen nicht dem engen Ich angehörigen Zwecken; sie sieht in staatlichen und religiösen Bindungen, in völkischen Überlieferungen, sozialen Verpflichtungen nichts als Zwang und nennt frei dasjenige Handeln, das solche Unterdrückungen des Ich abwehrt. Dabei wird aber das gewaltigste Mysterium alles persönlichen Lebens übersehen: jene „Introzeption“, welche den Gegensatz von Selbstzweck und Fremdzweck überwindet, indem sie die fremden Ziele hineinnimmt in die eigene Zielsetzung und erst die Persönlichkeit aus der Punktförmigkeit zum Mikrokosmos erhebt (s. S. 55 f.). Nun wird das Ich nicht mehr durch die fremden Zwecke geknechtet, sondern bereichert; jetzt erst erreicht die persönliche Selbstentfaltung ihr Optimum, wenn sie das Wirken für übergeordnete und nebengeordnete Zwecke einschmilzt in ihre eigene persönliche Tat. Und

eine solche Tat verdient den Namen der Freiheit erst im vollen Sinne. Sie ist nicht mehr rein individuell und singulär, weil sie bloß der punktförmigen Besonderheit dieser Person entspräche, sondern in ihr kommen die allgemeinen Forderungen zum Ausdruck, die von überpersönlichen Zielen an die Person gestellt werden. Aber diese Gesetze — und das ist das große und letzte Wunder — sind nichts Fremdes mehr, sondern Eigengesetze, sind Bestandteile der Selbstzwecklichkeit geworden: die Autotelie hat sich zur Autonomie emporentwickelt. Darum handelt der Soldat, der alle Kräfte seines Ich in den Dienst der vaterländischen Entfaltung stellt und darin sein persönliches Tun bekundet, in ganz anderem Sinne „frei" als der Individualist, der das Pflegen seiner Besonderheit und die Ablehnung fremder Zielsetzungen als die höchste Form der Betätigung betrachtet. Darum ist der Pflichtbegriff dem Freiheitsbegriff nicht widersprechend, sondern dessen notwendiges Korrelat. Denn das Sollen ist das Selbstwollen des Müssens, die Umwandlung des Zwanges in Spontaneität.

Fünftes Kapitel.

Die Bildsamkeit (Plastizität).

Das vorige Kapitel beschränkte sich auf die „aktuelle Konvergenz“, d. h. auf diejenige Betätigung der Person, die im Augenblick ihres Zusammentreffens mit einem Umweltfaktor vor sich geht; nunmehr haben wir die chronische Konvergenzwirkung zu behandeln, welche jenes Zusammentreffen nach sich zieht. Erst hier kommen wir dem tiefsten Sinne des Konvergenzgrundsatzes nahe; denn nicht darum handelt es sich vor allem, daß jede persönliche Einzeltat durch die jeweiligen Umweltbedingungen mitbestimmt wird, sondern darum, daß die dauernde Beschaffenheit der Persönlichkeit selber, der Zustand ihrer Dispositionen, von der Welt eine nachhaltige Beeinflussung erfährt. Art und Grad dieser Beeinflussung müssen untersucht werden, damit dem Konvergismus die rechte Stellung über den Einseitigkeiten des Empirismus und Nativismus angewiesen werden kann; denn auch diese beiden Standpunkte beziehen ihre Behauptungen letzten Endes auf den Ursprung der dauernden Beschaffenheit des Menschen, nicht auf seine einzelnen Akte. Und schließlich sind auch alle Fragen der praktischen Kultur in Pädagogik, Politik, Rechtspflege usw. vor allem orientiert nach dem Gesichtspunkt, ob und inwiefern der Mensch in seinem Wesenskern — nicht nur in seinen Einzelleistungen — durch Außeneinflüsse bestimmbar und umstimmbar sei.

Als unbestreitbare Tatsache darf zunächst dies hingestellt werden, daß der Einfluß der Welt auf die Person nicht mit dem Moment des Einwirkens erledigt sei, sondern in ihr nachwirke. Wir haben hiervon bereits früher unter der Bezeichnung der „Mneme“ gesprochen; doch bezog sich dieser Begriff lediglich auf die Eigenschaft der Person, frühere Einwirkungen in sich

weiterbestehen zu lassen, nicht aber auf die Gesamtveränderung, welche hierdurch am persönlichen Wesen erzeugt wird. Diese Veränderung, die „Plastik“ der Person, ist der Gegenstand dieses Kapitels. Als die Faktoren des plastischen Prozesses haben wir zu unterscheiden: 1. das aktuelle Ereignis, das über seine eigene Existenzdauer nachwirkt; es heiße (in Gegensatz zum „aktuellen“ Reiz) der „mnemische“ Reiz; 2. die an der Person feststellbare chronische Änderungswirkung eben jenes Reizes: die „plastische Wirkung“ oder „plastische Reaktion“; 3. diejenige Beschaffenheit der Person, welche das Zustandekommen solcher nachhaltiger Änderungswirkungen erst ermöglicht, also die Disposition der „Bildsamkeit“ (Plastizität).

Wir wenden mithin, wie man sieht, das Reiz-Reaktions-Schema auch auf den plastischen Prozeß an — wobei man freilich die Unterschiede gegenüber dem aktuellen Reaktionsprozeß nicht übersehen darf. Der plastische Reaktionsvorgang ist nämlich in gewissem Sinne eine Reaktion zweiter Ordnung. Der äußere Reiz ruft zunächst eine akute Reaktion (Reaktion erster Ordnung) hervor; dieser Augenblicksvorgang des Reagierens wird nun seinerseits wieder zum Ausgangspunkt eines Nachwirkungsprozesses, also zum mnemischen Reiz. Somit ist der Reizfaktor im plastischen Prozeß nicht ein unpersönlicher Umweltvorgang, sondern ein persönlicher Akt (der freilich seinerseits durch einen Umweltvorgang hervorgerufen ist.) Ebenso ist die Schlußphase im plastischen Reaktionsprozeß anders als im aktuellen. Die Reaktion hat hier nämlich nicht mehr akuten Tatcharakter, sondern chronischen Zustandscharakter (Änderung der Beschaffenheit der Person).

Trotz dieser Abweichungen ist, wie sich an vielen Stellen der weiteren Betrachtung zeigen wird, die Anwendung des Reiz-Reaktions-Schemas auch auf den plastischen Prozeß vollberechtigt. Vor allem übernehmen wir aus dem früheren Schema wiederum die Dreigliedrigkeit. Auch hier ist aller Nachdruck darauf zu legen, daß niemals die Nachwirkung in ihrem Dasein und Sosein direkt aus dem mnemischen Reiz verstanden werden kann, sondern daß dazwischen die Persönlichkeit mit ihren inneren Bestimmungen als das reagierende Subjekt steht. Denn was wir ihre Plastizität

nennen, ist nicht ein beliebiges Sich-Kneten- und Umformen-Lassen, sondern ist wirkliche Eigendisposition mit aller inneren Aktivität, ist ein Gerichtet- und Gerüstetsein, welches die Nachwirkung aller empfangenen Eindrücke selbst zielmäßig auswählt, lenkt und gestaltet. Auch da, wo der Mensch sein Wesen von der Welt dauernd beeinflussen läßt, ist und bleibt er doch immer Er selber.

Dieser Begriff der Bildsamkeit ist nur innerhalb der Konvergenzlehre möglich. Der Empirismus kennt ihn nicht: denn nach ihm setzt sich der mnemische Eindruck unvermittelt und unverändert in der mnemischen Wirkung fort, und die Person ist nur der passive Empfänger und Bewahrer dieser Übertragung. Der Nativismus kennt ihn nicht; denn für ihn ist die angeborene Entelechie der Person etwas Starres, das für Umformung keinen Raum bietet. Dem Konvergismus aber ist die Bildsamkeit selber einer der wichtigsten Wesenszüge der persönlichen Entelechie; und deshalb muß eben sie — und nicht der mnemische Reiz oder die plastische Wirkung — das Anfangsmotiv unserer Betrachtung bilden.

I. Arten der Bildsamkeit.

Wie immer, so muß auch hier die Betonung der psychophysischen Neutralität voranstehen. Plastisch ist der Mensch sowohl auf körperlichem, wie auf seelischem, wie auf dem ungeteilt psychisch-physischen Gebiete. Die leibliche Ernährung, der Aufenthalt in bestimmten klimatischen und meteorologischen Verhältnissen, die Ausführung gewisser Bewegungen — all dies schlägt sich nieder in dauernden Körperformungen, Körpergewöhnungen, Körpergeübtheiten; und ebenso führen seelische Erlebnisse, Eindrücke und Leistungen in der Form des Gedächtnisses, der geistigen Übung, der seelischen Bereicherung ein dauerndes Nachleben und wirken auf die seelische Verfassung der Person bestimmend und umstimmend. Wenn z. B. ein Mensch in empfänglicher Jugendzeit mehrere Jahre in völlig fremdartiger — klimatischer, sprachlicher, nationaler, sozialer — Umgebung zugebracht hat, so verbinden sich die seelischen und körperlichen Wandlungen, die seine Persönlichkeit dauernd durch jene Einflüsse erfahren hat, zu einem einheitlichen Gesamtbild psychophysischer Plastik.

Aber über diese Neutralität ist schon so oft in diesem Buche gehandelt worden, daß hier der kurze Hinweis genügen darf — um so eher, als es sich nicht um eine Besonderheit meines Standpunktes, sondern um Gedanken handelt, die seit Hering und Semon weite Verbreitung gefunden haben. Auch diese Männer und ihre Anhänger bedienen sich der Ausdrücke Gedächtnis und Mneme in psychophysisch-neutralem Sinne.

Wichtiger ist für uns eine andere Einteilung der Arten der Plastizität, die den verschiedenen inneren Anteil der Persönlichkeit hervortreten läßt. So wie nämlich bei den aktuellen Reaktionen eine homogene Form der Angleichung und eine heterogene der Einstellung zu unterscheiden war, so auch hier: die Plastizität reagiert entweder homogen, d. h. im Sinne einer Fortsetzung und Wiederholung der ursprünglichen Einwirkung — oder heterogen, d. h. im Sinne einer Umgestaltung der ursprünglichen Einwirkung. Dort ist sie bewahrende, hier verarbeitende Bildsamkeit.

1. Bewahrende (homogene) Bildsamkeit.

Die homogene Bildsamkeit ist diejenige Eigenschaft der Person, die von allen empiristischen und mechanisierenden Betrachtungsweisen besonders betont, ja womöglich zum alleinherrschenden Erklärungsgrundsatz menschlichen Lebens erhoben wird. Irgend ein Eindruck, irgend eine Bewegung — kurz irgend ein in einem bestimmten Zeitpunkt dagewesener Lebensvorgang — hat nach dieser Auffassung die Tendenz, sich in der Person festzusetzen und aufzuspeichern — um in geeigneten künftigen Zeitpunkten wieder aufzutauchen als das gleiche psychische Phänomen oder die gleiche Bewegung. Die Persönlichkeit selbst ist hieran eigentlich nur insofern beteiligt, als sie die allgemeine Fähigkeit zu einer solchen Aufspeicherung und Wiederhervorholung (Reproduktion) besitzt; im übrigen scheint der Prozeß ganz von den empfangenen physischen und psychischen Eindrücken selbst abhängig zu sein, die wie kleine Seelchen ihr Beharrungsvermögen, ihre Neigung, sich zu erneuern und wiederzukehren, besitzen. Nichts ist bezeichnender für diese Auffassung, als daß auch sie zwar von „Dispositionen“ und „Tendenzen“ spricht, nicht aber von solchen der Person, sondern von solchen der auf-

genommenen Elemente. Jeder einmal dagewesene Eindruck hinterläßt eine „Disposition“ zu seiner Wiederholung, hat die „Tendenz“ zu perseverieren sowie die „Tendenz“, andere mit ihm zusammen dagewesene zu reproduzieren usw. Am ausgeprägtesten tritt uns dieser Standpunkt in der Herbartischen Psychologie entgegen, aber auch weite Strecken der modernen Assoziations- und Gedächtnispsychologie werden noch von ihm beherrscht.

Dieser Versuch, die gesamte Plastizität der Person auf ein großes unpersönliches Beharrungsgesetz der Eindrücke und Bewegungen zurückzuführen, ist nun aber bereits in den Grundvoraussetzungen verfehlt. Hätte er recht, dann müßte erstens die Übereinstimmung zwischen dem mnemischen Reiz und der plastischen Wirkung eine vollständige sein — denn diese wäre ja eine bloße Wiederkehr von jenem — und es müßte zweitens die Entscheidung über Ob und Wie des Nachwirkens lediglich von den sachlichen Bedingungen der mnemischen Reize abhängen. Keines von beiden aber ist der Fall.

Was das erste anlangt, so ist die „Homogeneität“, mit der jene bequeme Theorie steht und fällt, in Wirklichkeit nur ein niemals vollziehbarer Grenzbegriff. Wir fanden dies schon bei den aktuellen Reaktionen, wo die homogene Reaktion als „Nachahmung“ auftrat; auch diese bedeutet wohl eine Tendenz zur Wiederholung, die aber niemals zur völlig identischen Nachbildung des Reizes führt. Ganz entsprechend bei den mnemischen Reizen.

Im persönlichen Leben gibt es gar keine wirkliche Wiederkehr oder Wiederholung einmal dagewesener Eindrücke und Prozesse. Die Erinnerung, die heute in mir an ein früher erlebtes Ereignis auftaucht, ist nichts weniger als ein photographisches Abbild der damaligen Wahrnehmung; das Gedicht, das ich gelernt habe, ist jedesmal, wenn ich es reproduziere, ein anderes in Betonung, Sicherheit der Beherrschung, Festigkeit der einzelnen Verbindungen, begleitenden Vorstellungen und Gefühlen; die Bewegung, die ich mir eingeübt habe, tritt bei jeder erneuten Ausführung in neuen Abtönungen, in anderen Verknüpfungen mit den Gesamtbewegungen des Körpers auf.

Selbst die mechanisierende Theorie hat ja diese Veränderungen nicht ganz übersehen können, sie aber lediglich als Gradverände-

rungen gedeutet: die Gedächtnisvorstellungen seien abgeschwächte Sinneswahrnehmungen, die Übung erhöhe den Grad der Schnelligkeit und Leichtigkeit des Ablaufes usw. Aber auch das reicht nicht aus. Denn die Änderungen sind durch und durch qualitativer, vor allem teleologischer Natur. An den fortlebenden Elementen (Eindrücken, Bewegungen) finden nämlich jeweilig solche Änderungen statt, die im Sinne der Lebensaufgabe der Persönlichkeit zweckmäßig sind; die Abschwächungen der einzelnen Elemente und die Erleichterungen im Ablauf der Verbindungen sind zugleich Kraftersparungen, also Werkzeuge einer zweckvollen Lebensökonomie. Dem vielfachen Wechsel der Zwecke entsprechen ständige Metamorphosen der Nachwirkungen.

Da es nun aber unmöglich ist, dem Beharrungsprinzip der Elemente eine so zarte Rücksicht auf die Zwecke des persönlichen Ganzen zuzuschreiben, so stoßen wir hiermit bereits auf einen deutlichen positiven Anteil der Persönlichkeit selbst: sie hat die Fähigkeit, Nachwirkungen mnemischer Reize so zu regeln, daß zwar der für ihre Lebenszwecke wesentliche Inhalt bewahrt und fixiert wird, zugleich aber die Stärke der auf sie zu verwendenden Lebensenergie auf ein Mindestmaß herabgesetzt wird. Durch diese Ökonomisation hört der einzelne mnemische Vorgang auf, ein selbständiger Mechanismus zu sein; er ordnet sich ein in das Kräftespiel des Organismus; dieser ist imstande, ihn jedesmal mit einem geringeren Aufwand von Energie zu vollziehen und dadurch neue Kräfte für neue Aufgaben frei zu machen — bis der Grad maximaler Geübtheit des körperlichen Prozesses, maximaler Beherrschung des Gedächtnisstoffes, vollständiger Gewöhnung an einen Zustand, also höchster Kraftersparnis, erreicht ist.

Aber auch eine zweite Grenze ist in obigem bereits angedeutet. Wir sprachen von der Fähigkeit der Persönlichkeit, den für sie wesentlichen Inhalt früher dagewesener Elemente zu bewahren und zu fixieren — „wesentlich" heißt hier aber nichts anderes als: für das Zwecksystem der Person bedeutungsvoll. Mit anderen Worten: nicht alles, was den äußeren Verhältnissen nach mnemischer Reiz werden könnte, weil es als Eindruck oder Bewegung einmal oder öfter da war, wirkt auch in der Tat mnemisch; und nicht alles an jedem mnemisch wirkenden Reiz,

was objektiv genommen haften könnte, haftet auch — sondern es findet eine weitgehende und einschneidende Auslese statt, indem aus der ungeheuren Fülle von Lebensprozessen der Person nur bestimmte mit mnemischer Wirkungskraft ausgestattet werden, und indem an jedem einzelnen mnemischen Reiz bestimmte Seiten herausgehoben werden, andere unwirksam bleiben. Die Teleologie dieser Auslese ist eine doppelte: sie steht erstens im Dienste der schon erwähnten Kraftsparung, denn ohne sie würde der Mensch von der Fülle der möglichen mnemischen Reize sofort erdrückt werden; das „Vergessen" hat somit seine große positive Zweckbedeutung. Sie ist aber zweitens teleologisch gerichtet in dem, was sie abgleiten läßt, bzw. in dem, was sie mnemisch bestehen läßt; denn sie greift jeweilig aus der Fülle der möglichen Reize gerade diejenigen heraus, die für die spezifischen Aufgaben der persönlichen Autotelie besondere Wichtigkeit haben.

Die „Auslese" spielt also bei den mnemischen Reaktionen eine ganz ähnliche Rolle wie bei den früher besprochenen aktuellen Reaktionen (S. 142). Hier wie dort ist sie nicht etwa das Ergebnis einer bewußten Wahl, sondern der Erfolg einer unterbewußten persönlichen Tendenz. Die Richtungen des Interesses, die Begabungsanlagen, tief im Grunde der Seele schlummernde Neigungen und Abneigungen, körperliche Strebungen — all dies wirkt mit bei der Bestimmung dessen, was von der Mneme erfaßt, festgehalten und zu dauerndem Lebensinhalt der Person gemacht wird, was andererseits von ihr abgewiesen, vergessen oder verdrängt wird. Dies gilt in gleicher Weise von körperlichen Geübtheiten und Gewohnheiten, wie von Inhalten des psychischen Gedächtnisses. In dem bekannten Schlagwort „Gedächtnis ist Interesse" ist eine besondere Nutzanwendung dieses Ausleseprinzips zum Ausdruck gebracht.

Es kann dann natürlich die Auslese auf höherer Stufe auch unter die Herrschaft des bewußten Willens gesetzt werden: so wenn ich zur Erfüllung bestimmter Lebenszwecke einen Wissensstoff systematisch lerne, eine Bewegung systematisch einübe, auch wenn ich etwas Peinigendes zu vergessen trachte; aber man glaube nicht, daß erst hier bei der spontanen Wahl die Teleologie der Auslese ihren Anfang nehme; sie ist auch dort schon fortwährend

wirksam gewesen, wo von Bewußtsein und Wahl noch keine Rede war.

Überblicken wir das bisher Gesagte, so ergibt sich: Die bewahrende Plastizität ist nicht ein mechanisches Spiel beharrender und sich wiederholender Lebensprozesse, sondern eine wirkliche persönliche Disposition. Als Richtungsdisposition ist sie eingestellt auf das gleichmäßige Bewahren und Erneuern von Lebensprozessen; als Rüstungsdisposition aber bedeutet sie die Fähigkeit, eine für die Person zweckmäßige Kraftersparnis und Auslese an den zu bewahrenden Inhalten vorzunehmen.

2. Verarbeitende (heterogene) Bildsamkeit.

Nun aber baut sich über dieser homogenen die heterogene Bildsamkeit auf, bei der auch nicht einmal mehr die Tendenz zu einer gleichartigen Bewahrung und Erneuerung des mnemischen Reizes besteht. Hier entfaltet der mnemische Reiz vielleicht erst seine stärkste Wirkung und die Plastizität der Persönlichkeit ihre größte Leistungsfähigkeit, aber nicht mehr in der Richtung auf eine Wiedererneuerung, sondern in der einer inneren Verarbeitung des Reizes, die schließlich zu gänzlich umgestalteten und fremdartigen Ergebnissen führen kann.

In drei Formen tritt uns diese plastische Verarbeitung entgegen: als Ausstrahlung, als Einverleibung, als Immunisierung.

Die Ausstrahlung steht der bewahrenden Plastik noch insofern nahe, als eine Ähnlichkeit bestimmter Art zwischen mnemischem Reiz und plastischem Erfolg immerhin noch vorhanden ist. Aber diese ähnliche Wirkung spielt sich nicht mehr an dem gleichen Inhalts- oder Organgebiet der Persönlichkeit ab, sondern tritt an beliebigen anderen zutage. Wer mit der rechten Hand und nur mit dieser schreiben gelernt hat, kann auch ohne besondere Übung mit der linken schreiben (wenn auch unvollkommener); er kann selbst einen mit dem Munde gehaltenen oder in eine Prothese geklemmten Schreibstift führen und wird sogar, trotz der durch die Unbeholfenheit bewirkten Abweichungen, gewisse graphologische Grundzüge seiner Schrift durch alle diese Anwendungsarten konstant bewahren. Ganz entsprechend auf psychischem Gebiet: Wer viel Übung hatte im Auswendiglernen von bestimmten

Lernstoffen (z. B. von Gedichten), wird, auch wenn er andersartigen Lernstoffen (Zahlen, Vokabeln) gegenübersteht, aus seiner dort erworbenen Übung Nutzen ziehen.

In der plastischen Ausstrahlung überwindet also die einheitliche Organisation der menschlichen Persönlichkeit die Isolierung ihrer Einzelfunktionen. Was als ursprünglicher Lebensvorgang an einem ganz eng begrenzten Ort und in ganz spezialisierter Weise vor sich gegangen ist, wirkt nicht nur nach an diesem Ort und in dieser Weise, sondern wird von der Person nutzbar gemacht an ganz anderen Stellen und auf anderen Gebieten ihres Zwecksystems, heut hier, morgen dort, je nach den wechselnden Anforderungen des Lebens. Die Person verallgemeinert also die Wirkung des mnemischen Reizes — nicht in logischem Sinne, daß sie den besonderen Reiz einem allgemeinen Begriff unterordnete — sondern in dem viel weiteren biologischen oder teleologischen Sinne, daß sie die Reizwirkung auf verwandte, aber doch anders gelagerte Gebiete überträgt[1]).

Die Erscheinungen der ausstrahlenden Bildsamkeit spielen in den verschiedensten Kulturgebieten eine grundlegende Rolle. Sie begegnen uns in Physiologie und Psychologie als „Mitübung", in der Pädagogik als „formale Bildung" und Charaktererziehung. Man staunt, daß auf pädagogischem Gebiete gelegentlich eine Leugnung dieser Erscheinung möglich war; wenn man die Existenz einer „formalen Bildung" bestritt, so konnte dafür nur jener eng-mechanische Begriff der homogenen Bildsamkeit bestimmend sein, als ob alle Lernwirkung sich lediglich im Haften und Wiederauftauchen der gelernten Stoffe oder Funktionen selbst erschöpfen müsse. In

[1]) Die logische Verallgemeinerung ist erst die äußerste Entwicklungsphase dieser biologischen Ausstrahlung, was man an folgenden drei Stufen verfolgen möge. Die mehrfache Ausführung einer ungern getanen Handlung (z. B. ins kalte Wasser zu springen, oder zu geforderter Stunde ohne Rücksicht auf Müdigkeit sich aus dem Bett zu erheben) führt zunächst zu einer immer sichereren und selbstverständlicheren Betätigung eben dieser Handlung: homogene Bildsamkeit. Die Gewöhnung hat die weitere Folge, daß man auch in andersartigen Fällen leichter der Selbstüberwindung fähig wird und so eine allgemeine Erhöhung der Fähigkeit zur Selbstbeherrschung erfährt: ausstrahlende Bildsamkeit. Endlich schlägt sich diese Gruppe von Erfahrungen nieder in der begrifflichen Forderung, daß man Neigungen überwinden müsse, wo die Pflicht es gebietet: logische Verallgemeinerung.

Wirklichkeit sind gerade in der Pädagogik die Ausstrahlungswirkungen die allerwichtigsten. Die gründliche Erlernung einer Fremdsprache erleichtert das spätere Erlernen einer zweiten Fremdsprache und zwar um so mehr, je ähnlicher die zweite im Bau und Geist der ersten ist. Zugleich aber gehen von jener ersten Spracherlernung noch andere Ausstrahlungen aus: ein geschärftes Verständnis für logische Zusammenhänge, ein Gefühl für die ästhetischen Werte der Sprache überhaupt (auch der Muttersprache), Interesse für etymologische Beziehungen usw. Entsprechend auf anderen Gebieten. Die Beschäftigung mit der Mathematik übt plastische Ausstrahlungen weit über das speziell mathematische Denken hinaus aus. Die Gewöhnung an Schuldisziplin und feste Arbeitsforderung ist zugleich eine allgemeine Schulung der Pflichtgesinnung. Der Werkunterricht kann nicht bloß Handgeschicklichkeit und Schnitzfertigkeit beibringen, sondern vermag Exaktheit, Gewissenhaftigkeit, Findigkeit und Freude am Selbstschaffen im allgemeinen zu üben. Die Pflege eines bestimmten Sports bewirkt nicht nur die Geschmeidigkeit der dabei beteiligten Glieder und die Vervollkommnung der dabei geübten Bewegungen, sondern strahlt auf andere Organe über, trägt bei zur allgemeinen Geschicklichkeit, zu größerer Leistungsfähigkeit im Ausführen von Bewegungen überhaupt.

Über die Gradabstufungen, in welchen ein spezieller mnemischer Reiz auf andere Gebiete übergreift, ist noch wenig exaktes Wissen vorhanden. Nur so viel darf als feststehend gelten, daß diese Mitübung um so stärker vor sich geht, je enger die Verwandtschaft und je inniger die Zweckbeziehung zwischen dem Ursprungs- und dem mitergriffenen Gebiet ist. Ein näheres Studium dieser „Ausstrahlungs-Korrelationen" wird sich in Zukunft um so mehr lohnen, als es uns ja erst über Umkreis und Grenze alles pädagogischen Tuns (und sonstigen auf Menschen ausgeübten Kulturwirkens) Aufklärung verschaffen wird. —

Die andere Art der heterogenen Bildsamkeit bezeichne ich als einverleibende. Hier ist nun überhaupt kein isolierbarer und dem mnemischen Reiz vergleichbarer Einzelerfolg mehr vorhanden; sondern der mnemische Reiz wirkt nur, indem er zur Tönung und Bereicherung der persönlichen Gesamtverfassung beiträgt; er ist

eingeschmolzen in die Zweckzusammenhänge der Person und aus ihnen nicht mehr herauszuschälen; aber in ihnen lebt er fort, ja er ist erst jetzt — gerade weil er unlösbar ist — der Persönlichkeit ganz verinnerlicht worden.

Wie äußerlich und ahnungslos ist diesem Tatbestand gegenüber eine Gedächtnislehre gewesen, die nur dasjenige als mnemisch vorhanden gelten ließ, was als Gedächtnisbild isolierbar und reproduzierbar war! Man nehme etwa jenen Bewußtseinskomplex, den man „Heimatsbewußtsein" nennt. Gewiß gehören dazu zahlreiche reproduzierbare Einzelerinnerungen an Menschen, Gegenden, Räumlichkeiten, Erlebnisse; aber diese bilden doch nur die Oberflächenschicht, unterhalb derer nun die millionenfachen tagtäglich empfangenen, nie wieder auftauchenden Eindrücke und die immer wieder und wieder vollzogenen Bewegungen des Sprechens und Handelns ihre stille, aber um so mächtigere plastische Wirksamkeit ausüben. — Oder man denke an das Benehmen des Menschen von Kultur, der eine „gute Kinderstube" hatte. Nicht die einzelnen Bewegungen und Verrichtungen, die er gelernt hat, verleihen diesem Benehmen sein Gepräge; sondern all jenes Erlernte, Gesehene, oft Geübte ist eingegangen in seine Persönlichkeit, hindurchgegangen durch diese und tritt nun in Wirkungen hervor, die mit jenen ursprünglichen mnemischen Reizen der kindlichen Bewegungsformen keine Spur von Ähnlichkeit mehr zu haben brauchen und dennoch nur durch sie möglich geworden sind. — Ein anderes Beispiel: Sollte ich im Augenblick mein aktuelles Wissen über irgend ein früher betriebenes Gebiet — z. B. die politische und Kultur-Geschichte des Mittelalters — bekunden, es würde ziemlich dürftig sein. Die bewahrende Plastizität also, die zum Wiederaufleben früher dagewesener Inhalte in gleicher Form führt, zeigt geringe Wirksamkeit. Ist damit gesagt, daß alles übrige, was ich je über mittelalterliche Geschichte gelernt und gelesen habe, für mich verloren sei, als wäre es nie gewesen? Keineswegs. Wo auch immer mir Mittelalterliches entgegentritt in Politik, Philosophie oder Kunst, bei Zeitungslektüre oder Museenbesuch, das verstehe ich und genieße ich mit Hilfe aller jener früheren Erfahrungen und Erlernungen, die ich im einzelnen nicht mehr zu reproduzieren vermag. Der Unterschied

zwischen mir und einem Menschen, der nie etwas vom Mittelalter gehört hat, besteht nicht sowohl in einem bei mir vorhandenen und bei jenem fehlenden Bestand von Gedächtnisvorstellungen, sondern in einer organisch gewordenen Veränderung meiner geistigen Persönlichkeit, in einer anderen Resonanzfähigkeit auf neue Reize. Die Herbartische Apperzeptionslehre suchte ja diesen hier geschilderten Tatbestand zu fassen, aber mit völlig unzureichenden Mitteln; denn nach ihr sind jene Komplexe („Heimatsbewußtsein", „Mittelalter") nichts als mechanische, aus zahllosen Ketten gesponnene Vorstellungsnetze, in welchen sich dann jede neue Vorstellung verfangen muß; tatsächlich aber sind es erworbene Einstellungsformen des persönlichen Lebens; in ihnen hat die Person die mnemischen Reize für ihre eigenen Zwecke zu Organen ihres Daseins gestaltet und sie dabei rücksichtslos umgestaltet, in sich verschlungen und eingeschmolzen.

Wir nennen den Prozeß „Einverleibung", womit schon angedeutet ist, daß er nicht bloß auf der psychischen und psychophysischen, sondern auch auf der rein leiblichen Seite vorhanden ist. So bringt die Person allen Nahrungsmitteln, die sie aufnimmt, verarbeitende Bildsamkeit entgegen. Menge und Art der Nahrung wirkt ständig daran mit, der Persönlichkeit ihr organisches Gepräge zu verleihen — nicht aber dadurch, daß der Nahrungsstoff als solcher erhalten, abgelagert und künftig verwertet würde (das wäre homogene Plastizität); sondern er wird „verdaut", umgestaltet im Zwecksinne, unlöslich verbunden mit anderen Bestandteilen und erst auf diese Weise zum künftigen Wirkungsfaktor im Organismus erhoben. Im Alkoholiker ist, wenn er nicht gerade soeben getrunken hat, keine Spur von Alkohol vorhanden; die mnemischen Wirkungen der früheren Alkoholaufnahmen aber sind in solchem Maße „einverleibt", daß es kein Gebiet des persönlichen Lebens — sei es Blutkreislauf oder Gliedbewegung, Sinneswahrnehmung oder Gedankenablauf — gibt, in dem sie nicht merkbar wären. —

Das letzte Beispiel von giftigen — oder allgemeiner gesprochen: schädlichen — Reizen führt uns nun aber zu einer letzten Form verarbeitender Bildsamkeit: zur Abwehrplastizität oder Immunisierung. Hier ist der plastische Dauererfolg nicht nur heterogen, sondern geradezu gegensätzlich zum mnemischen

Reiz. Der Organismus vollzieht einen Abwehrprozeß, der sich nun aber nicht auf den Moment des Eingreifens beschränkt, vielmehr erst im Laufe längerer Zeitdauer zu voller Stärke anschwillt und nun in einen zweckmäßigen Abwehrzustand einmündet. Jede Impfung ruft diese plastische Wirkung künstlich hervor, indem sie durch eine akute, aber schwache Beibringung des schädigenden Stoffes die Dauerbildung von Antikörpern erzielt. Der entsprechende Prozeß läuft aber fortwährend auch von selbst in der Person ab, und zwar im Physischen ebenso wie im Psychischen; alle Abhärtung hier, alle Abstumpfung dort ist nichts anderes als Selbst-Immunisierung der Person gegen gefährdende Einflüsse. So wie sich an der Hand des Schmiedes Schwielen bilden, die bewirken, daß die Haut nicht durch die grobe Arbeit vernichtet werde, so bilden sich in der Psyche des Soldaten „seelische Schwielen", durch die es erst ermöglicht wird, daß die ungeheure Erschütterung des täglichen Anblickes von Blut und Tod ihn nicht völlig zerrütte.

Fassen wir zusammen. Plastizität ist die Dauerempfänglichkeit der Person für Reize und ihre Umstimmbarkeit durch Reize der Außenwelt. Es wird damit eine Abhängigkeit der persönlichen Beschaffenheit von der Außenwelt ausgesprochen, zugleich aber auch eine Beteiligung der Person selber an der Gestaltung ihrer Dauerbeschaffenheit; und dieser innere Anteil der Person durchläuft eine ganze Stufenleiter. — Er ist geringer bei der homogenen Bildsamkeit, bei welcher die plastische Wirkung in gewissem Sinne eine geradlinige Fortsetzung der mnemischen Reizung ist; aber auch in dieser macht sich schon das Persönlichkeitstelos in den Erscheinungen der Kraftersparung und der Auslese bemerkbar. Die niederste Form dieser Plastizität, bei der der Anteil der Auslese ein Mindestmaß erreicht, mag als „mechanische" Bildsamkeit (im Psychischen als „mechanisches Gedächtnis") bezeichnet werden. — Bei der heterogenen Bildsamkeit ist der Innenanteil der Persönlichkeit weit stärker; denn bei dieser werden die Wirkungen mnemischer Reize ausgestrahlt auf andere Gebiete und in andere Betätigungsformen, eingegossen in den Schmelzofen persönlicher Einstellungen, umgesetzt in Zustände der Abwehr und des Selbst-

schutzes; alle diese plastischen Funktionsweisen sind durch und durch teleologischer Art und als solche nicht mehr verständlich aus der mechanischen Gesetzmäßigkeit der Reize, sondern nur aus der Autotelie der Persönlichkeit.

II. Die Umbildung der Persönlichkeit.

Daß und wie die Person beeinflussungsfähig ist, zeigte uns der vorige Abschnitt; nun gilt es, zu fragen, was infolge dieser Einflüsse aus der Person wird, wie ihr Wesen davon betroffen wird. Dem Problem der Plastizität reiht sich nun das der persönlichen Plastik an.

Beginnen wir wieder mit dem zuerst in die Augen fallenden aber auch äußerlichsten Moment, so besteht die Plastik der Persönlichkeit in einer Vermehrung der an ihr vorhandenen Inhalte und Akte seelischer und körperlicher Art: der Mensch empfängt und behält eine ungeheuere Menge von materiellen Elementen, von Bewußtseins-Inhalten und -Einstellungen und von Bewegungen; und diese selbst sowie die zahllosen Verknüpfungen, die sie untereinander eingehen, bilden das mnemische Material, über das er dann in seinem weiteren Leben verfügt. Aber es ist an sich eben nur Material; die entscheidende Frage lautet jedoch, ob die Verarbeitung, welche dieser Rohstoff in der Persönlichkeit erfährt, auf das Wesen der Persönlichkeit rückwirkt. Dies Wesen aber besteht in ihrem Zwecksystem, bzw. in dem auf die Zweckverwirklichung gerichteten System ihrer Dispositionen; und auch diese Dispositionen sind plastisch, sie unterliegen ständigen Wandlungen auf Grund der mnemischen Reize[1]).

Wir haben schon an früherer Stelle ausgeführt, daß zum Begriff der Disposition die „Ergänzungsbedürftigkeit" gehöre. Nun zeigt sich, daß diese zweierlei bedeutet. Ergänzungsbedürftigkeit hat erstens den Sinn, daß jede an sich vieldeutige Disposition erst im Moment ihrer Umsetzung in aktuelle Tat durch den hinzutretenden Umweltfaktor eindeutig gemacht werde — hiervon hat

[1]) Wenn wir oben also die Bildsamkeit selbst als Disposition nachwiesen, so ist sie eine Disposition zweiter Ordnung, die von allen anderen Dispositionen ausgesagt werden kann; es gibt eine Bildsamkeit des Gedächtnisses, der Intelligenz, der Motilität usw.



das vierte Kapitel gehandelt. Ergänzungsbedürftigkeit bedeutet aber zweitens, daß jede Disposition, auch sofern sie Disposition bleibt, im Laufe des individuellen Lebens eine Minderung ihrer Vieldeutigkeit erfährt und zwar wiederum unter Mitwirkung des Umweltfaktors. Diese letztere Ergänzungsbedürftigkeit geht uns hier an.

Die ursprüngliche, noch unbestimmt vieldeutige Dispositionsform, die im wesentlichen eine Zukunftsanweisung ist, bezeichneten wir als „Anlage"; die mehr und mehr eindeutig gewordene Disposition, die das konstante Gegenwartsverhalten der Person charakterisiert, als „Eigenschaft". (Vgl. zweites Kapitel, Abschnitt III.) Die gesamte Plastik, welche das persönliche Wesen durch Konvergenz mit der Welt erfährt, ist daher niemals etwas anderes als Überführung von Anlagen in Eigenschaften, oder noch genauer: Vereindeutigung von Anlagen zu Eigenschaften.

Diese Fassung hebt noch einmal den Konvergenzstandpunkt scharf ab gegen die beiden Einseitigkeiten, die er zu überwinden berufen erscheint. Gegen den Empirismus besagt die Formel: Persönliche Eigenschaften lassen sich nicht „machen", auch nicht durch die stärksten und dauerndsten Einflüsse erziehlicher, politischer, kultureller, hygienischer und sonst welcher Art, sondern sie lassen sich immer nur entwickeln und festigen innerhalb der in den Anlagen gegebenen Spielräume. Gegen den Nativismus besagt die Formel: der angeborene Schatz von Anlagen stellt noch nicht die reale und konkrete Beschaffenheit der Menschen dar, sondern die Anlagen werden erst eindeutig gemacht und fixiert durch die Mitwirkung der äußeren Faktoren.

1. Arten des plastischen Außeneinflusses.

Bei aller Einschränkung auf den Möglichkeitsspielraum der Anlagen ist der Außeneinfluß von einer Wucht, die ihm erlaubt, in Wesen und Wert der Persönlichkeit mehr oder minder entscheidend einzugreifen. Dies geschieht quantitativ durch die Funktionen der Hemmung und Förderung, qualitativ durch die der Lenkung und Biegung.

Quantitativ bewegt sich die Entwicklungsmöglichkeit einer Anlage zwischen der unteren Grenze einer fast völligen Latenz

und der oberen einer nicht mehr zu steigernden Verwirklichung und Geübtheit. Nun kann der Außeneinfluß als „Hemmung" jene fast völlige Latenz herbeiführen und nur so viel von der Anlage übrig lassen, als sie ganz spontan zu äußern in der Lage ist. Auch diese Hemmungswirkung ist eine Vereindeutigung, aber eine solche, die in die persönliche Wesenheit empfindlich eingreift. Denn bei nicht allzu starken Anlagen ist das, was rein spontan ohne äußere Hilfe, ja gegen äußere Hindernisse hervortritt, meist ganz dürftig und kann zur völligen Unmerklichkeit herabgedrückt werden; intensive Veranlagungen werden sich freilich niemals völlig unterdrücken lassen; aber ihre Bekundungen müssen mangels äußerer Förderung und Veredelung in einer unkultivierten Urwüchsigkeit verharren.

Vom Wertgesichtspunkte aus sind solche Hemmungswirkungen der Umwelt sehr verschieden einzuschätzen. Es können durch sie wertwidrige Anlagen in weitgehendem Maße in Latenz gehalten werden und schließlich infolge mangelnder Betätigungs- und Übungsgelegenheiten ganz aufhören, sich bemerkbar zu machen. (Ob sie wirklich abgestorben sind, läßt sich im Individuum selbst nicht feststellen; mittelbar wird ihr geheimes Weiterleben zuweilen dadurch erwiesen, daß sie in den Nachkommen wieder in die Erscheinung zu treten vermögen.) Aber auch an den wertvollsten Anlagen kann die entsprechende, nun jedoch unvorteilhafte Hemmungswirkung durch eine verkehrte Erziehung, durch harte Lebensnot, durch politischen Zwang usw. erzielt werden. Ferner darf man auch nicht übersehen, daß äußere Hemmungen zuweilen einen paradoxen Erfolg haben: die Spontaneität der Anlage wird durch sie zum Kampf angeregt und so zu einer Entfaltung der ihr innewohnenden Möglichkeiten gereizt, zu der es bei glatten Lebensschicksalen nicht gekommen wäre. So mancher Künstler verdankt solchem aufgezwungenen Widerstand gegen die verständnislose Welt erst die eigentliche Tiefe, die Originalität und den Ernst seines Könnens. Und auf der anderen Wertseite: so mancher ist, um mit Nietzsche zu reden, ein Ver-Brecher geworden, weil er ein Brecher so vieler Hemmnisse und Zwänge des Lebens zu sein begehrte.

Der entgegengesetzte quantitative Einfluß der Außenwelt kann darin bestehen, die Anlage möglichst restlos in Wirklichkeit um-

zusetzen und alles, was latent in ihr liegt, herauszuholen: „Förderung“. Der Begriff der Förderung hat eine positive Wertbetonung, und in der Tat ist es geradezu eine ethische Pflicht der Gesamtheit und des Einzelnen, die Anlagen als verborgene Schätze anzusehen, die ans Tageslicht „gefördert“ werden müssen. Aber auch hier gibt es Grenzen, die durch die Einordnung der einzelnen Anlagen in die Gesamtpersönlichkeit bedingt sind. Eine Pflanze im Treibhaus kann ihre Blüten nicht weiter entwickeln, als es irgendwie schon in ihrer Anlage vorbereitet ist; dennoch liegt jene dort gezüchtete Hypertrophie der Blüte nicht im Zwecksystem der Pflanze als einer Lebenseinheit. Was die überstarke Ausnutzung der einen Anlage an Kräften verbraucht, geht anderen Aufgaben verloren (es wird etwa die Lebensdauer der Pflanze verkürzt, ihre Widerstandsfähigkeit gegen Kälte oder Dürre vermindert, das Ansetzen der Frucht verhindert). Ganz so auch beim Menschen. Die hypertrophische Förderung einer Anlage geschieht stets auf Kosten der harmonischen Verteilung der Kräfte in der Person und zuungunsten ihrer Gesamtentwicklung. Wir sehen an so manchen gewaltsam herangezüchteten Wunderkindern die traurigen Anschauungsbeispiele zu diesem Satz; aber auch innerhalb der allgemeinen Pädagogik begegnen uns leider fortwährend Belege dafür.

Somit ist in quantitativer Hinsicht derjenige Außeneinfluß dem Wesen der Persönlichkeit am gemäßesten, der in Hemmung und Förderung der Anlagen die rechte Wertauslese und Maßhaltung zeigt und vor allem die Einzelanlage niemals als ein abgesondertes Zielobjekt, sondern stets mit Rücksicht auf ihre dienende Stellung im persönlichen Ganzen behandelt. —

In qualitativer Hinsicht hat der Außeneinfluß den Erfolg, eine Eigenschaft herbeizuführen, die einem konkreten Ziele möglichst gerecht wird. Auch diese Eigenschaft muß in den Anlagen vorgebildet sein; aber bei der vagen und allgemeinen Zielsetzung, die der Anlage an sich zukommt, hat die entschiedene und zugespitzte Zielbestimmung durch den Außenfaktor noch ein weites Wirkungsfeld der „Lenkung“[1]). Wir brauchten schon früher das

[1]) Diese plastische Lenkung auf dem Gebiete der Dispositionen entspricht der aktuellen Lenkung, wie wir sie auf dem Gebiet der persönlichen Akte früher (S. 140) geschildert haben.

Bild, daß die Anlage ein vom Individuum ausgehender Strahlenkegel sei und daß die Aussonderung des Einzelstrahles, auf dem die tatsächliche Entwicklung der Person verläuft, durch die Umweltfaktoren erfolgt. Dieser Strahl ist aber nicht, wie bald zu zeigen sein wird, geradlinig, sondern vielfach gebrochen — so daß die Wirkungsweise des Außenfaktors nicht nur eine einmal richtende, sondern tatsächlich eine fortwährend lenkende ist.

Nun kann aber auch gelegentlich die ungefähre Gesamtrichtung, die der Entwicklungsstrahl bereits angenommen hatte, eine dauernde Änderung von außen her erfahren, so daß wir geradezu von einer Biegung der Disposition sprechen können. Denn die Disposition hatte bereits durch die vorangehenden plastischen Prozesse eine merkliche Minderung ihrer Vieldeutigkeit erfahren, die eine weitere Fortsetzung in gleicher Richtung erwarten ließ; und wenn nun jene Richtungsänderung eintritt, so erfährt dadurch das Wesen der Persönlichkeit, so wie es bisher geformt war, einen Bruch, der mehr oder minder heftig sein kann. Mannigfache Umstände können eine solche Biegung bewirken: das Versetztwerden in ganz neue Umweltverhältnisse und die Ausschaltung bisher wirksamer Umwelteinflüsse, aber auch das Unwirksamwerden von bestehenbleibenden Umwelteinflüssen, indem eine von ihnen bisher in Latenz gehaltene Anlage schließlich vermöge ihrer Spontaneität sich durchsetzt und die hemmenden Fesseln abschüttelt. Während die durch äußeren Einflußwechsel erzielten Biegungen des persönlichen Wesens leichter verständlich erscheinen, wirken die zuletzt genannten wegen ihrer scheinbaren Ursachlosigkeit und ihrer zuweilen katastrophalen Plötzlichkeit stets wie ein Wunder: hierher sind vor allem die mannigfachen Bekehrungen und „Wiedergeburten“ zu zählen, von denen die Lebensgeschichten religiöser Heroen voll sind.

Genau so wie für die quantitativen Einflüsse der Umwelt, gilt auch für die qualitativen der Lenkung und Biegung, daß sie im Sinne bald einer Wertsteigerung bald einer Wertminderung der Persönlichkeit tätig sind, wofür uns unten konkrete Beispiele begegnen werden. Um dieser Tatsache gerecht zu werden, müssen wir daher jeder Anlage einen doppelten Spielraum zusprechen: einen weiteren, der sämtliche Entwicklungsmöglichkeiten, einen

engeren, der ihre wertvollen Entwicklungsmöglichkeiten enthält. Auch dieser zweite ist, wenngleich beträchtlich eingeschränkter als der erste, noch weit genug, um den Umweltfaktoren eine vielgestaltige und wechselnde Leistung frei zu lassen. Im Umkreis des ersten, des Möglichkeitsspielraums, müssen die vereindeutigenden Wirkungen der Umwelt vor sich gehen; im Umkreis des zweiten, des Wertspielraums, sollen sie vor sich gehen. Die letzteren Einflüsse bringen das Wesen der Person voll zur Entfaltung; diejenigen Einflüsse aber, die außerhalb des engeren, nur innerhalb des weiteren Spielraumes wirken, tun ihm mehr oder minder Gewalt an.

Aus dem Gesagten ergibt sich für die Kultur aller Menschenbeeinflussung eine Forderung, die in einer künftigen personalistischen Ethik eine herrschende Rolle zu spielen bestimmt ist, die aber hier nur angedeutet werden kann: die auf einen Menschen auszuübende Beeinflussung soll so vor sich gehen, daß sie in einem möglichst günstigen Wertverhältnis zu den zu gestaltenden Eigenschaften steht. Es ist ein neues Gebiet der „Technik“, das ausgebildet werden muß; denn alle Technik ist darauf gerichtet, das Verhältnis vom Mittel zum Zweck optimal (d. h. den Kraftaufwand minimal, den damit zu erreichenden Erfolg maximal) zu gestalten. Aber bisher hatte die wissenschaftliche Technik dies ihr Problem ganz überwiegend an leblosem Stoff (Maschinen, Kohlen, Wasserkraft), daneben höchstens an Tieren und Pflanzen (Züchtungstechnik, Nahrungsmitteltechnik) bearbeitet; vor uns steht die Übertragung der Forderung auf den Menschen und auf die Wesenszüge seiner Persönlichkeit: eine „Anthropotechnik“[1]). Auch für diese hat erst der Konvergenzgrundsatz die theoretischen Grundlagen geschaffen; denn er lehrt uns, daß sowohl die noch vieldeutigen Anlagen wie die von außen geübten Einflüsse als die beiden großen Gruppen von Mitteln

[1]) Man braucht hierfür gegenwärtig vielfach den Ausdruck „Psychotechnik“ (eingeführt durch meinen Aufsatz: „Angewandte Psychologie“, 1903, in weiteren Kreisen bekannt geworden durch Münsterbergs Buch „Psychotechnik“, 1914); das obige Wort ist umfassender und entspricht der Tatsache, daß es sich bei diesen Fragen sehr häufig nicht um bloße psychische Leistungen und Eigenschaften, sondern um psychophysisch-neutrale Wesenszüge der Persönlichkeit handelt.

zu betrachten sind, deren bestmögliches Zusammenwirken auf das Ziel hin: „wertvolle Entfaltung der Persönlichkeit zur Erfüllung ihrer individuellen und überindividuellen Aufgaben" bewerkstelligt werden muß. Die äußeren Mittel: Unterricht und Erziehung, politische Maßnahmen usw. haben für sich allein betrachtet niemals einen eindeutigen anthropotechnischen Wert; ihre Eichung erfahren sie erst durch die Beziehung auf die inneren Mittel der Anlagen, mit denen sie konvergieren sollen.

2. Umbildung der Dispositionen.

So viel über den plastischen Prozeß vom Standpunkt der Außeneinflüsse aus; er muß nun vom Standpunkt der Dispositionen aus betrachtet werden. Denn die Dispositionen sind sowohl im Grade ihrer Bildsamkeit wie auch in der Art, in welcher sie dem Außeneinfluß zugänglich sind, sehr verschieden. Leitender Einteilungsgrund wird uns die Scheidung von Richtungs- und Rüstungsdispositionen („Tendenzen" und „Potenzen") sein.

Von diesen beiden hat nun entschieden die Richtungsdisposition die stärkere Angeborenheit, die Rüstungsdisposition die stärkere Bildsamkeit. Nicht daß der Mensch schon von vornherein mit eindeutigen „Tendenzen" des Willens-, Gemüts-, Geisteslebens ausgestattet wäre; aber immerhin ist das Maß dessen, was hier mit Außeneinflüssen zu bewirken ist, weit geringer als das, was auf dem Gebiete der „Fähigkeiten" von außen her im Guten oder Schlechten getan werden kann. Daher ist der Intellekt, der eine Rüstungsdisposition darstellt, in so viel höherem Maße beeinflußbar als der Wille, welcher Richtungsdisposition ist. Daher ist die Erziehung, die vor allem auf die persönlichen Tendenzen geht, lange nicht so umfassend in ihrer Wirksamkeit wie der Unterricht, der die Fähigkeiten zu entwickeln hat. Eine persönliche Tendenz wird, selbst unter recht ungünstigen äußeren Bedingungen, doch irgendwie — wenn auch noch so verkümmert und abgeschwächt — sich selbst bekunden und verraten; eine persönliche Fähigkeit dagegen kann zeitlebens im Keimzustand der latenten Anlage verbleiben, wenn die äußeren Umstände ihre Entfaltung verhindern.

a) Richtungsdispositionen. — Die Vereindeutigung, welche

die Tendenzen erfahren, ist zu beschreiben als Erfüllung angeborener Formungsmöglichkeiten mit konkretem Inhalt. Man betrachte das Gedächtnis. Es bringt schon der Anlage nach die Richtung mit etwa auf die Bevorzugung optischer Eindrücke oder auf Bevorzugung abstrakt logischer Zusammenhänge; das sind formale Bedingungen —; das Leben aber macht daraus erst eine konkrete Gedächtniseigenschaft, deren hervorstechender Inhalt hier ein spezielles durch die Umwelt nahegelegtes optisches Wahrnehmungsgebiet, dort die etwa durch den Beruf geforderten Denkprozesse darstellen. — Man denke an das Temperament.. Ein Mensch mit lebhafter Impulsivität und starkem Unabhängigkeits- und Unternehmungsbedürfnis, also mit einer bestimmten Form angeborener Lebensdynamik, kann sich zu ganz verschiedener sozialer Beschaffenheit, zu einem Kulturpionier oder zu einem Verbrecher entwickeln, je nachdem ihn das Schicksal in die unbegrenzten Möglichkeiten des Koloniallebens oder in die enge Gebundenheit heimatlicher Überlieferung versetzt hat. Umgekehrt kann ein Mensch mit schwachen Impulsen, starkem Herdentrieb und vorwaltendem Autoritätsgefühl in ruhigen Zeiten und einem geordneten Staatsleben alle trefflichen Bürgertugenden besitzen, in Zeiten der Not und des Kampfes aber als Feigling dastehen und den neuen Pflichten gegenüber versagen. — Man nehme schließlich die Begabung: angeboren ist hier die allgemeine Richtung auf ein Schaffensgebiet, z. B. die Musik; ferner etwa die Tönung dieser Begabung als eine vorwiegend phantasie- oder verstandesmäßige, reproduktive oder produktive, ernst oder heiter gerichtete; dann die Bevorzugung des rhythmischen oder des melodischen oder des harmonischen Elementes. Aber all dies bestimmt doch nur das allgemeinste Formprinzip der allmählich sich entwickelnden musikalischen Eigenschaft: denn diese enthält nun ihren besonderen Inhalt durch das Instrument, das oft aus äußeren Gründen das Hauptwerkzeug der musikalischen Betätigung wird, durch die spezielle Schulung, die in empfänglichen Jahren durchgemacht wird, durch die Berufswahl (der Zwang, ständig Operetten zu dirigieren, muß schließlich der ganzen musikalischen Disposition eine andere Färbung verleihen als das Dirigententum in ernsten Konzerten oder das freie Künstlertum), durch den Einfluß der

Aufträge, der gewisse Kompositionsweisen in den Vordergrund drängt, andere unterdrückt, durch den Zeitgeschmack und die Teilnahme oder Gleichgültigkeit des Publikums, durch die allgemeinen Lebensumstände und unzählige andere äußere Einflüsse. Wohl gemerkt: diese Umweltbedingungen bewirken nicht nur, daß die an sich vorhandene musikalische Anlage in diesen oder jenen konkreten Erscheinungen hervortritt, sondern die Äußerungen wirken zurück auf die Anlage selbst, die durch deren Wiederholung und Verbindung immer mehr in feste Bahnen gelenkt wird und schließlich in eine fixierte Eigenschaft: eine Virtuosität bestimmter Manier oder eine schöpferische Kraft bestimmter Richtung, einmündet.

Bei diesen plastischen Prozessen sind jene Oszillationen wieder wirksam, die wir im vorigen Kapitel bei der aktuellen Konvergenz besprachen (s. S. 147). Die angeborene Anlage drängt zur Bevorzugung eines bestimmten Umweltfaktors, etwa (um beim Beispiel der musikalischen Anlage zu bleiben) zur Wahl eines Instruments; das ständige Arbeiten auf diesem und für dieses Instrument wirkt wieder zurück auf die Anlage, die dadurch eine bestimmte einseitige Färbung erhält usw. Gerade dies Hin und Her des Wirkens macht es in allen konkreten Fällen so unendlich schwer, den Anteil des Innen und Außen an dem Zustandekommen der menschlichen Eigenschaften richtig abzuschätzen; denn es handelt sich nicht darum, daß man nur die innerlich angelegte Form einerseits und die von außen bedingte inhaltliche Fixierung andererseits als zwei in sich geschlossene Bedingungsgruppen gegenüberzustellen brauchte, um die resultierende Eigenschaft aus ihnen abzuleiten; vielmehr folgen solche Konvergenzvorgänge in unendlicher Zahl aufeinander: irgend ein Außeneinfluß gibt der Anlage eine gewisse Einengung ihres Spielraumes, die so eingeengte Anlage richtet ihre Auslese auf bestimmte Seiten der Umwelt, diese wirken weiter zuspitzend auf die Anlage usw. in infinitum. Nicht als eine geradlinige Diagonale im Parallelogramm der äußeren und inneren Kräfte, sondern nur als unendlich oft und mannigfach gebrochene Kurve verläuft daher jener plastische Prozeß; und erst wenn die Vereindeutigung der Anlage annähernd erreicht ist, wenn also die Disposition zur fertigen Eigenschaft

erstarrt ist, darf man das Bild der Geradlinigkeit (wenigstens näherungsweise) für den weiteren Ablauf dieser Seite der Persönlichkeit gebrauchen. Dann aber ist längst nicht mehr im einzelnen zu erkennen, wie Innen und Außen sich ineinander verschlungen haben auf dem vielfach gewundenen Wege, der zu jener Eigenschaft geführt hat.

So werden die theoretischen Schwierigkeiten begreiflich, vor denen jeder Versuch steht, das Wesen historischer Persönlichkeiten in ihrer äußeren und inneren Bedingtheit zu erklären; desgleichen die praktischen Schwierigkeiten für Pädagogik und Politik, Rechts- und Gesundheitspflege, ja für alle Gebiete der Kulturbetätigung, deren Aufgabe es ist, menschliche Anlagen in wertvolle Eigenschaften mittels äußerer Beeinflussung überzuführen. Denn schon die Dispositionen des sechsjährigen Schulneulings befinden sich auf Grund des vorangegangenen Lebens mehr oder minder in einem festflüssigen Übergangszustand zu chronischen Eigenschaften; und dieser Zustand erlaubt es schon nicht mehr, die reine Angeborenheit der Anlagen und die Erwerbungen durch Außeneinfluß säuberlich gegeneinander abzusondern. Wieviel mehr aber muß dies vom älteren Jugendlichen oder gar vom Erwachsenen gelten! Wenn uns z. B. ein Mensch gegenübertritt, der so recht die typische Eigenart seines Berufs (z. B. des Kaufmanns, des Offiziers, des Schauspielers) in sich zu verkörpern scheint — wie ist dieser Zug seiner Wesenheit kausal zu erklären? Ist es die innere Anlage, die ihn drängte, denjenigen Beruf zu wählen, in dem sie sich voll auswirken konnte? Ist es umgekehrt der Beruf, der alle ihm Zugehörigen durch die stets wiederholten Lebensformen und Handlungsbedingungen in eine nivellierende Form preßt — so daß es nur einer allgemeinen Anpassungsfähigkeit bei dem Individuum bedurfte, um seine Berufspsyche zu bestimmen? Ist es nicht vielmehr das unsagbar vielfältige Hin und Her dieses von innen kommenden Suchens und des von außen kommenden Einwirkens, der stete Wechselschritt des Empfangens und Gebens, aus dem schließlich der Berufstyp der Persönlichkeit hervorgegangen ist? Gewiß: so manche angeborenen Entwicklungsmöglichkeiten sind durch die berufliche Vereindeutigung, die zugleich eine Vereinseitigung ist, unterbunden und abgestumpft, andere

übertrieben ausgeprägt worden — aber andererseits verleihen angeborene Strebeformen der Berufswesenheit eines jeden Menschen besondere Abtönungen, die aus dem bloßen Außendruck des Berufslebens selbst nicht verständlich zu machen sind.

Gewaltig sind also die Schwierigkeiten; aber sie sollen nicht daran hindern, die Plastizitätsfrage herzhaft anzugreifen. Nur darf man nicht den Knoten zerhauen, statt ihn zu lösen, indem man nativistisch die Vererbungstheorie oder empiristisch die Umwelttheorie zum ausschließlichen Erklärungsmittel erhebt. Ein genaues Studium der Vererbungsverhältnisse ist nötig, um festzustellen, welche Seiten der Persönlichkeit denen der Vorfahren ähneln, trotz abweichender Umweltbedingungen und ohne jede äußere Berührung zwischen Vorfahren und Nachkommen: diese Seiten weisen auf die angeborenen Momente der Anlagen hin. Andererseits sind Untersuchungen darüber erforderlich, welche Wirkung bestimmte Umwelteinflüsse (Stand, Schulbildung, politische, wirtschaftliche, soziale, Ernährungs-Verhältnisse) gemeinsam ausüben auf Menschen, die im übrigen recht verschieden sind: so erhält man die empiristisch erklärbaren Seiten der Persönlichkeit. Die jugendliche Lebensentwicklung vieler Einzelindividuen ist in möglichster Stetigkeit von den ersten Lebenstagen an zu verfolgen, weil nur hier eine einigermaßen vollständige Kontrolle der Umwelteinflüsse und der Art, wie die Wesenheit des Kindes auf sie reagiert, bewerkstelligt werden kann. Diese und manche andere Verfahrungsweisen (die in einer künftigen Methodologie der Konvergenzforschung ihre Ausführung erhalten müßten) werden erst in ihrer Gemeinsamkeit das verwickelte Problem allmählich zu klären imstande sein.

b) Rüstungsdispositionen. — Bei diesen führt der plastische Prozeß die Fähigkeiten in Fertigkeiten über. Der Grad, in dem ein Können beherrscht wird, die Virtuosität, die Routine, die Meisterschaft — all dies sind entwickelte persönliche Eigenschaften, die wie durch eine weltweite Kluft unterschieden scheinen von jenen verborgenen und unentwickelten Fähigkeitsanlagen, welche vor dem Beginn des plastischen Prozesses vorhanden waren. Daher ist das Beibringen von Fertigkeiten ja auch das Gebiet, auf welchem der Außeneinfluß seine Hauptmacht entfaltet; Lehre, Übung und Vorbild treten hier als die gewaltigen empi-

ristischen Kräfte auf, die aus dem Menschen erst einen Könner machen und ihn zur Bewältigung seiner großen individuellen und überindividuellen Aufgaben befähigen. Kein Wunder, daß manche Pädagogen Schule und Schulung als ein geradezu unbegrenzt wirksames Mittel der Menschenplastik ansehen, daß sie den Anteil dessen unterschätzen, was der Mensch an Eigenem und Innerem mitbringen muß, um ein Könner zu werden. Vielleicht wird es einer der hervorstechendsten Züge künftiger Pädagogik sein, daß sie hier die Konvergenz zu ihrem vollen Recht kommen läßt.

Zunächst ist die Umsetzung von Fähigkeit in Fertigkeit eine Angelegenheit der Kraftökonomie und damit eine „anthropotechnische Frage“ im eigentlichen Sinne. Gewiß kann ein bestimmter Grad äußerer Fertigkeit aus sehr verschiedenen Graden ursprünglicher Fähigkeit herausentwickelt werden; aber der Aufwand an Energie, der hierzu erfordert wird — sowohl auf seiten des Lehrenden wie des Lernenden — ist großenteils davon abhängig, inwiefern die angeborene Anlage der geforderten Fertigkeit entgegenkommt. Beim Individuum X ist der Weg von der Veranlagung bis zu einer bestimmten geforderten Fertigkeit a unendlich viel weiter als beim Individuum Y — während X auf Grund seiner Anlagen sehr viel schneller zu der andersartigen Fertigkeit b geführt werden könnte. Und wenn man nun bedenkt, daß die in jedem Menschen vorhandenen Kraftreserven, die dem Lernen und der Übung dienen, begrenzt sind, so ergibt sich, daß das Erzielen von Fertigkeiten, zu denen von den Fähigkeiten her nur ein langwieriger, viel Kraft verzehrender Weg führt, nur möglich sein kann auf Kosten anderer wertvoller Könnungen, zu deren Erreichung mit geringeren Kraftmitteln die Anlagen hinweisen [1]).

Das ist die quantitative Seite. Aber auch qualitativ ist das Hervorgehen von Fertigkeiten aus Fähigkeiten zu beachten. Eine schwächere Anlage wird sich vor allem darin bekunden, daß sie

---

[1]) Die ethische Seite dieses Problems gehört, bei aller grundlegenden Wichtigkeit, nicht in obigen Zusammenhang. Nur so viel sei angedeutet, daß die rechte Pflege der menschlichen Fähigkeiten und ihre bestmögliche Umsetzung in Fertigkeiten sowohl eine individual-ethische wie eine sozial-ethische Forderung ist. Ich habe diese Frage gestreift in der Abhandlung: Die Jugendkunde als Kulturforderung (mit besonderer Berücksichtigung des Begabungsproblems). Leipzig 1916.

sich in bewahrender Plastik erschöpft. D. h.: die ganz spezielle, durch den Außeneinfluß geübte Funktionsweise wird mit steigender Sicherheit angeeignet und mit immer größerer Leichtigkeit wiederholt werden können. Und die schließlich erreichte Fertigkeit besteht dann in der scharf umschriebenen Beherrschung eines mehr oder minder großen Bestandes von Gedächtnismaterialien bzw. von Bewegungen, aber eben ganz in der Weise, wie sie gelernt worden sind; sie sind der Persönlichkeit mechanisch geworden.

Weit höher aber steht der plastische Prozeß, wenn sie der Persönlichkeit organisch werden; dies setzt jedoch eine Anlage anderer Stärke voraus, die auch der verarbeitenden Plastizität fähig ist. Die daraus erstehende Fertigkeit mag dann äußerlich betrachtet gar nicht so sehr von jener mechanischen abstechen; sie braucht keinen größeren Umkreis bewältigten Gedächtnisinhalts oder motorischer Leistungsformen aufzuweisen — aber sie ist dennoch eine Fertigkeit ganz anderer Art, weil sie ihr spezielles Können einschmilzt in die Gesamtaufgabe der Persönlichkeit, weil sie ihren Bestand an Wissen und Bewegungen ganz anders zu verwerten, auszustrahlen und auch umzubilden weiß, je nach den Forderungen, die das Leben stellt. Darum kann dasselbe Wissen, das zwei Abiturienten in der Prüfung bekunden, ganz Verschiedenes bedeuten, weil es auf ganz verschiedenen Anlagen beruht; darum kann die äußerlich identische Schießfertigkeit zweier Soldaten im Kriege eine ganz verschiedene Kampfestüchtigkeit bedeuten.

Unter diesem Gesichtspunkt betrachte man einmal unser landläufiges — fortwährend noch sich vervielfältigendes — Prüfungswesen! Es ist seiner Natur nach ganz überwiegend eingerichtet auf die Feststellung eng umschriebener Fertigkeiten, die auf Grund bewahrender Plastizität beherrscht werden. Die heterogene Wirkung des Gelernten, die Auslese, Einverleibung, Ausstrahlung und Anwendung, welche die Persönlichkeit mit dem Erworbenen vornimmt, sie werden fast nie durch die Prüfung, sondern erst durch die spätere Bewährung im Leben deutlich. Oder auch durch die Nicht-Bewährung, so daß der prognostische Wert der Fertigkeitsprüfung ein recht zweifelhafter ist. Das wird erst anders werden, wenn mehr und mehr eine eigentliche Fähigkeitsprüfung an die Stelle der Fertigkeitsprüfung tritt; erst wenn wir die wirkliche

Disposition eines Menschen nach Grad und Typ in relativer Freiheit von bloß mechanisch übernommenen Fertigkeiten feststellen können, wird auch über Grad und Art der künftig zu erhoffenden Tüchtigkeit eine einigermaßen verläßliche Voraussage aufgestellt und die ihm und der Allgemeinheit günstigste Schicksalsbeeinflussung (Schulbahnbestimmung, Berufsberatung usw.) gewährt werden können. In den Talent-, Intelligenz-, Aufmerksamkeits-, Reaktions- und sonstigen „Eignungs"-Prüfungen der Psychologie sind erste schüchterne Anfänge hierzu vorhanden.

Sechstes Kapitel.

Maßprinzipien der Persönlichkeit.

Von allen Denkkategorien sind die mathematischen die unpersönlichsten. Die Anwendung von Maß und Zahl auf persönliches Sein und Tun scheint zugleich dessen Entpersönlichung zu bedeuten; es wird zu etwas Qualitätslosem, schlechthin Vergleichbarem, zu einem bloßen Anwendungsfall starrer Gesetzlichkeit, kurz zu einer „Sache" gemacht. In der Tat ist fast überall, wo mathematische — messende, experimentelle, statistische — Methoden auf persönliches Leben und Erleben, sowie auf kulturelle und soziale Erscheinungen persönlicher Gemeinschaften angewandt wurden, eine solche Versächlichung die Folge gewesen; das eigentlich Persönliche — die Ganzheit und individuelle Besonderheit des Seins, die innere Ursprünglichkeit und Zielstrebigkeit des Tuns — wurde unterdrückt, und die Personen wurden zu bloßen Bruchstücken der meßbaren und zählbaren Gesamtwelt verwandelt.

Man versteht hieraus, daß gegen eine Mathematisierung des Menschen alle diejenigen ein inneres Widerstreben empfinden, denen der Kerngehalt der Persönlichkeit vor allem am Herzen liegt — mögen es nun Forscher der Geistes- und Kulturwissenschaften, mögen es Philosophen, mögen es Praktiker irgend welcher Kulturgebiete sein; schien doch das Wesentlichste und Wertvollste am persönlichen Dasein bedroht.

Und doch: wir dürfen uns nicht blind gegen Möglichkeit und Fruchtbarkeit einer solchen Mathematisierung stellen, nur müssen wir sie recht verstehen und angreifen. Sie ist unentbehrlich; denn der Mensch ist nun einmal ein Teil jenes Makrokosmos, der nach unendlich vielen Richtungen hin der Vergleichbarkeit und Abstufbarkeit und damit der Quantifikation unterliegt. Aber diese ist in ganz besonderer Weise auf den Menschen hin zuzuspitzen und umzuformen: denn der Mensch ist als Persönlichkeit zugleich ein Mikrokosmos, der jenem Makrokosmos als geschlossenes teleologisches Ganzes gegenübersteht. Die Person geht nicht einfach

in der Welt auf und ist deshalb auch nicht durch die Prinzipien der Universalmessung (also durch die Maßwerte des Raumes, der Zeit, der Masse, der Energie, der Temperatur usw.) erschöpfbar. Die Person ist andererseits nicht ein isoliertes, ganz auf sich ruhendes Gebilde, das von aller Maßbeziehung zur Welt loslösbar wäre. Sondern die Person „konvergiert" mit der Welt, und eben dies ihr einzigartiges Konvergenzverhältnis zur Welt muß auch in spezifischen Maßverhältnissen und Maßprinzipien zum Ausdruck kommen.

Was wir demnach anstreben, ist so etwas wie eine „Teleomathematik" der Persönlichkeit. Anfänge hierzu gibt es schon seit einem halben Jahrhundert: hat doch Gustav Theodor Fechner mit seinem Begriff der Schwelle und seinem psychophysischen Grundgesetz die Maßbeziehung zwischen der Welt der Reize und dem inneren Erleben des Menschen zu erfassen gesucht. Aber er glaubte, daß es sich um das Verhältnis zwischen Physischem und Psychischem handelt, während wir den Gedanken ins Psychophysisch-Neutrale, auf jegliche Konvergenz zwischen Person und Welt erweitern. Nicht nur das Psychische im Menschen, sondern das Biologische, das Kulturelle, das Soziale — alles unterliegt, sofern nur in ihm die Persönlichkeit in ihrer Ganzheit den quantitativen Erscheinungen der Welt gegenübertritt, jenen Gesichtspunkten der Teleomathematik[1]).

[1]) Die Beschränkung der Betrachtung auf den Menschen verbietet es, an dieser Stelle die allgemeine philosophische Grundlegung der teleomathematischen Betrachtung, sowie ihre Anwendung auf spezifisch biologische Probleme zu geben. In erster Hinsicht kann verwiesen werden auf Band I von Person und Sache, Kap. XVII (Intensitätsbeziehung und Maß), in welchem gezeigt wird, daß die Funktion des Messens selber samt ihren Grundbegriffen der Gleichheit und der Intensität so wenig antipersonalistisch ist, daß sie erst aus personalistischen Voraussetzungen ihren Sinn und ihre Rechtfertigung erhält. In zweiter (biologischer) Hinsicht sei auf die Monographie aufmerksam gemacht „Der zweite Hauptsatz der Energetik und das Lebensproblem" (Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, Band 121/122, 1903), in welcher die Beziehung zwischen den Energieverhältnissen der Welt und des lebenden Organismus als „bio-energetisches" Gesetz formuliert wird. Dies dem Weber-Fechnerschen analoge Gesetz deckt sich mit dem in unserem Text zu besprechenden „Bedeutungsmaßgesetz". — Aber noch eine andere Beschränkung unserer teleomathematischen Erörterung muß hervorgehoben werden. Uns gehen hier lediglich die Maßprinzipien der Einzelpersönlichkeit an; die Anwendungen der Massenstatistik und der Lehre von den Kollektivgegenständen auf den Menschen bleiben also beiseite.

I. Die persönlichen Kennwerte.

1. Die Maße der persönlichen Mitte.

Alle diejenigen Maße, welche an beliebige Gegenstände der Welt angelegt und zu deren Vergleichung untereinander verwertet werden können, mögen Universal- oder Gemeinmaße heißen. Auch die menschliche Persönlichkeit, sofern sie Teil der Welt ist, unterliegt ihnen; wir können an ihr Gewichts-, Größen-, Temperaturmessungen vornehmen, können den Erfolg bestimmter körperlicher Arbeitsleistungen, die Menge der beim Verdauen oder beim Atmen verbrauchten Energie, die Masse der beim Stoffwechsel aufgenommenen und ausgeschiedenen Elemente, die Summe des von ihr eingenommenen oder aufgewendeten Geldes usw. usw. quantitativ feststellen. Zur Vergleichung des Menschen mit anderen Gebilden, die ebenfalls Ausschnitte aus der Gesamtwelt darstellen — mögen es Menschen, andere Organismen, leblose Gebilde sein — reichen diese Gemeinmaße zunächst aus.

Aber in ihnen ist noch nichts von der Autotelie der Persönlichkeit enthalten. Diese kommt erst dort zur Geltung, wo bestimmte Gemeinmaße eine ausgezeichnete Stellung innerhalb der Person gewinnen, d. h. zu persönlichen Indizes oder „Kennwerten" werden. Wir haben es hier mit einem Analogon zu den physikalischen „Konstanten" zu tun: jenen Maßwerten, die für einen bestimmten Stoff unter bestimmten Bedingungen festliegen und dessen quantitative Kennzeichnung ausmachen. So hat irgend ein Metall seinen Schmelzpunkt, seine dielektrische Konstante, sein spezifisches Gewicht usw. In ähnlicher Weise hat die menschliche Persönlichkeit ihre Körpertemperatur, ihre Sehschärfe, ihr Gewicht, ihre Brustweite, ihr adäquates Bewegungstempo, ihre normale Ermüdungs und Erholungskurve, ihren Gedächtnisumfang, ihre Intelligenzhöhe, ihre Leistungsfähigkeit in bestimmten Fächern, ihre energetischen Stoffwechselwerte, ihr Vermögen usw. — lauter Indizes, die in Gemeinmaßen ausdrückbar sind.

Allein die Analogie zu den physikalischen Konstanten darf hier nicht zu einer Gleichsetzung führen; denn die persönlichen Kennwerte müssen den Umstand zum Ausdruck bringen, daß die Personen teleologische und innerlich stark differenzierte

Ganzheiten sind, was von den mit Konstanten behafteten Stoffen nicht gilt.

Die Teleologie der Person bewirkt erstens, daß jede Beziehung ihrer Maße zu den Maßen der Außenwelt, jeder Austausch meßbarer Elemente oder Funktionen als Selbsterhaltungsprozeß auftritt, der zwischen Störung und Wiederherstellung hin und her pendelt. Und zwar kann der Störungsausschlag nach zwei entgegengesetzten Seiten, zum Zuviel und zum Zuwenig hin, erfolgen, daher denn auch die Rückgängigmachung des Reaktionsvorganges zwei entgegengesetzte Richtungen haben kann. Soweit es sich hier um meßbare Vorgänge handelt, schwankt also der Vorgang in der Person um ein Mittelmaß herum, von dem aus sich die dazugehörigen Maße polar erstrecken. Man muß sich völlig darüber klar sein, daß dieser Begriff der natürlichen Mitte mit einer von ihr ausgehenden Polarität der Maße ein teleologisch-personalistischer ist. In der Welt der Sachen ist die Annahme von Nullpunkten durchaus willkürlich und beliebig verlegbar: so der Nullpunkt eines im Raume gedachten Koordinatensystems, der Nullgrad unserer Temperaturskala, von dem aus wir Minus- und Plusgrade unterscheiden. Dagegen sind die polaren Gegensätze des Vorn und Hinten, des Warm und Kalt, des Laut und Leise, des Schnell und Langsam, ferner die Gegensätze von Einnehmen und Ausgeben der Stoffe, Energien, Kapitalien usw. mit ihren entsprechenden Maßen für jedes Individuum um eine natürliche Mitte gruppiert, welche die Selbsterhaltungsnormale der Person darstellt.

Innerhalb jeder Person gibt es so viele persönliche Mitten, als es Funktionen und Teilgebiete in ihr gibt, welche durch Gemeinmaße ausdrückbar sind. Die Liste dieser „Kennwerte" gibt eine quantitative Charakteristik der Persönlichkeit — freilich nur dadurch, daß wir ihr nun für jede meßbare Funktion eine Stelle innerhalb einer Gruppe von Personen anweisen können. Wenn wir von einem Individuum Maßangaben über seine Größe, seinen Brustumfang, sein Vermögen und Einkommen, seine Reaktionszeit, seine Leistungen in einem Fach usw. machen, so besagen diese Werte erst dann etwas, wenn sie mit denen anderer Menschen, bzw. mit dem Durchschnitt aus deren persönlichen Mitten verglichen werden. Solche Vergleichungen haben demnach einen drei-

fachen Erfolg: sie führen zu Gruppenmitteln, z. B. zu den Normalwerten bestimmter Typen, Rassen, Geschlechter oder aller Menschen; sie erlauben die Feststellung der Variabilität (Streuung) der Maße innerhalb der Gruppe um jenen Durchschnittswert herum; sie ermöglichen die quantitative Charakteristik der einzelnen Persönlichkeit durch ihre Einreihung in jenes Maßsystem der Gruppe. Alle diese auf Vergleichung vieler Persönlichkeiten gegründeten Probleme gehören der differentiellen Menschenkunde an; sie werden hier beiseite gelassen, da unser Problem lediglich das Verhältnis der Einzelperson zur Umwelt ist[1]).

Für die einzelne Person an sich betrachtet haben die Maßwerte der persönlichen Mitte eine zweifache Bedeutung: sie bilden ihre Reaktionsmitte oder ihre Spontaneitätsmitte.

Die Reaktionsmitte wird durch jenen Maßwert gebildet, der die beiden Reizgebiete mit polar entgegengesetzten Reaktionen voneinander scheidet. Ihm selbst entspricht deshalb die Reaktionslosigkeit, und er ist daher auch als „persönlicher Nullpunkt" zu bezeichnen. So ist der psychologische Temperaturnullpunkt diejenige Temperatur, bei welcher ein äußerer Reiz weder als kalt noch als warm empfunden wird; der persönliche Drucknullpunkt ist der der Atmosphäre usw. Der Nullpunkt der persönlichen Ökonomie ist nicht etwa der Zustand, in welchem das Vermögen gleich Null ist, sondern der des jeweiligen Vermögensstandes, dessen Vermehrung durch Einnahme und Guthaben, dessen Verminderung durch Ausgaben und Schulden spezifische Reaktionen der Person bedingt. Und so bildet im allgemeinen der jeweilig vorhandene Zustand der Angepaßtheit an die Bedingungen der Umwelt eine Reihe solcher ideeller Nullpunkte, von denen aus Reizeinwirkungen nach entgegengesetzten Seiten hin polare Reaktionen zu erzeugen vermögen.

Anders die persönlichen Spontaneitätsmitten oder „Vorzugswerte". Sie sind diejenigen Maßwerte, die dem Zustande des geringsten Zwanges oder der größten Spontaneität entsprechen.

---

[1]) Die Gesichtspunkte der differentiellen Menschenkunde, sowie die Methoden ihrer Untersuchung sind ausführlich in meinem Buche „Die differentielle Psychologie in ihren methodischen Grundlagen" behandelt worden. Leipzig 1911.



Sie bestehen für alle aktiven Äußerungen und Leistungen der Person, soweit sie abstufbar sind. Wir haben ja früher gesehen, daß zwar keine persönliche Tat ohne Mitbeeinflussung der Außenwelt vor sich geht, daß aber diese Einflüsse bald der Tat einen Zwangskurs verleihen, bald lediglich eine Auslösung oder den Rohstoff für die spontane Betätigungstendenz der Person darstellen. Diese letzteren Taten bestmöglicher Spontaneität sind nun auf vielen Gebieten zugleich durch bestimmte Maßwerte zu bezeichnen. — Wählen wir als Beispiel das „persönliche Tempo". Die Schnelligkeit der Schrittfolge kann bei einem bestimmten Menschen sehr wandelbar sein, und sie wird in der Tat gewandelt je nach der Aufgabe; wenn er zu bestimmter Zeit auf dem Bahnhof sein muß, hat er eine andere Schrittfolge, als wenn er in behaglichem Gespräch mit einem Freunde schlendert. Aber es wird sich doch ein Schritttempo feststellen lassen, das unter allen diesen möglichen Tempis das dem Menschen eigentlich angemessene ist, dasjenige, welches er subjektiv als ihm zusagend empfindet und welches er objektiv anwendet, wenn er ganz sich selbst überlassen geht und kein Zwang im Sinne der Beschleunigung oder Verlangsamung seinen Schritt beeinflußt. Derartige natürliche Vorzugsmaße sind bisher noch wenig untersucht worden, weil man persönliche Kennwerte meist als Reaktionen auf bestimmte Reize zu messen suchte, jene Werte sich aber gerade dann einstellen, wenn die Person nicht durch umschriebene Aufgaben eindeutig eingeengt, sondern der unbewußten Auslese des spontanen Tuns überlassen ist. Natürlich gibt es persönliche Vorzugsmaße ebenso im psychischen wie im physischen wie im neutralen Tun der Person (so ist das obige Beispiel des persönlichen „Tempos" ein solch neutrales Vorzugsmaß); ihre Hauptbedeutung scheint aber auf der psychischen Seite zu liegen. Eine Person ist etwa sehr verschiedener Grade der Aufmerksamkeitskonzentration und verschiedener Ausdauer der Aufmerksamkeitsfixation fähig, aber dennoch gibt es einen ihr so recht wesenseigenen Stärke- und Zeitwert des Aufmerksamkeitsverlaufs, der bezeichnender für ihre spontane Wirkungstendenz ist als irgend ein anderer.

Auf dem Gebiete des rezeptiven Seelenlebens treten die Vorzugswerte als Auslesewerte auf, d. h. sie werden aus einer größeren

Zahl von Reizmaßen als die der Person zusagendsten herausgeholt: so wenn aus vielen Rechtecken mit sehr verschiedenen Seitenverhältnissen dasjenige als das wohlgefälligste bezeichnet wird, dessen Seiten dem goldenen Schnitt entsprechen; oder wenn die Ausführung eines Musikstücks in bestimmtem Tempo als „angemessen", andere Tempi dagegen als „zu schnell" oder „zu langsam" erscheinen; oder wenn unter verschiedenen Farbenzusammenstellungen eine als ästhetisch wirksamste empfunden wird usw.[1]).

Erst seit ganz kurzem beginnt die Psychologie, solche Vorzugsmaßwerte zu beachten; ob auch andere Gebiete der Geistes- und Kulturwissenschaften von ihnen Gebrauch machen können, wird erst die Zukunft lehren. So viel aber ist wohl klar, daß das persönliche Vorzugsmaß ein ausgesprochen teleo-mathematisches Prinzip ist. Darum steht es auch unter gänzlich anderen Messungsbedingungen als alle unpersönlichen Messungen. Denn bei diesen hieß stets die Forderung: möglichst eindeutige Festlegung aller Reizfaktoren, welche die zu messende Reaktion beeinflussen. Für die Erkundung der Spontaneitätsmitte aber heißt die Forderung: möglichst weiter Spielraum für die Richtungen des Tuns, damit die Spontaneität aus ihnen ihre unbewußte Bevorzugung treffen kann.

Ein ferneres Merkmal der persönlichen Mitte, das sie von den physikalischen „Konstanten" unterscheidet, ist ihre Beweglichkeit. Denn die Selbsterhaltung der Person bedeutet ja nicht unveränderliche Starrheit, sondern geschmeidige Anpassung; und über die Selbsterhaltung hinaus bewirkt die Selbstentfaltung eine ständige Wandlung aller Verhältnisse. Demnach kann irgend ein Maßwert, der für eine bestimmte Phase oder Lebensbedingung der Person eine „Mitte" (Nullpunkt oder Vorzugswert) darstellte, unter anderen Bedingungen sich verschieben: der physiologische

[1]) Früher habe ich statt des Ausdrucks „Vorzugswert" die Bezeichnung „persönliches Optimum" angewandt (Person und Sache, I, S. 414). Mir scheint jetzt diese Benennung mißverständlich, weil bei aktiven Leistungen der Ausdruck „optimal" im Sinne der bestmöglichen Leistung überhaupt (also gleichbedeutend mit „Maximal"-Leistung) aufgefaßt werden kann. Die Beispiele von der Aufmerksamkeit und dem Schrittempo zeigen aber, daß der Vorzugswert durchaus nicht mit der Höchstleistung zusammenfällt. Er ist der „beste" Wert nur insofern, als er der natürlichste, ungezwungenste Persönlichkeitsausdruck ist, nicht aber im Hinblick auf die Größe des Erfolges.



Nullpunkt der Hauttemperatur und der Nullpunkt des Druckes sind für den Menschen, der einige Zeit in den kalten und dünnen Regionen der Hochgebirgslandschaft lebt und sich dieser angepaßt hat, andere geworden, als sie in der wärmeren und schwereren Luft der Tiefebene waren; das bevorzugte psychische „Tempo" eines Menschen ist am Morgen ein anderes als am Abend, in der Kindheit ein anderes als im Alter. Wenn infolge dieser Beweglichkeit die Messung der persönlichen Kennwerte weit hinter der Exaktheit physikalischer Messungen zurückbleiben muß, so spricht sich doch andererseits gerade die Teleologie der Person in dieser Wandelbarkeit des Mittewertes aus, und eine Reihe neuer Fragestellungen tauchen auf, z. B.: Ist eine Stufenleiter der persönlichen Funktionen nach dem Grade der Stabilität oder Beweglichkeit ihrer Mittewerte aufstellbar? Wie ist die Verschiebung der Mittewerte abhängig von den Bedingungen des persönlichen Lebens: von den inneren des Alters, der Gesund heit und der Stimmung, von den äußeren des Klimas, der geographischen, sozialen, kulturellen Lage?

2. Die persönlichen Schwellen.

Die persönliche Mitte bildet nun den Beziehungspunkt für die Messung der polaren Abweichungen. Wir können — immer noch in Gemeinmaßen — angeben, um wieviel Grad sich die Temperatur eines Fiebernden vom physiologischen Nullpunkt nach oben oder nach unten entfernt; oder wie sich ein ausgesprochen langsames oder schnelles Schrittempo seiner objektiven Geschwindigkeit nach von dem Vorzugstempo der Person unterscheidet; oder welche photometrische Differenz zwischen der Helligkeit eines weiß (bzw. schwarz) aussehenden Reizes und dem mittleren Grau besteht usw. Aber wiederum werden nun in diese Abweichungswerte durch die Teleologie der Person gewisse ausgezeichnete Punkte gebracht. Das Gemeinmaß an sich, als unpersönliches betrachtet, erstreckt sich von der persönlichen Mitte aus nach unten bis zur absoluten Null (dem Verschwinden des Vorganges überhaupt), nach oben bis ins Unendliche; innerhalb dieser Erstreckung aber verläuft es in völliger Stetigkeit. All dies trifft für die Person nicht mehr zu; vielmehr wird sowohl die Unendlichkei

wie die Stetigkeit der Maßerstreckung aufgehoben durch die Tatsache der Schwelle. Dieser von Fechner für das Verhältnis des Physischen zum Psychischen geschaffene Begriff erweist jetzt seine Bedeutung als teleomathematischer Begriff. Die Schwelle ist nicht bloß das Grenzmaß des psychischen Wahrnehmens und Auffassens, sondern das Grenzmaß des personalen Wirkens, gleichgültig auf welche Funktion sich dies erstreckt.

Zunächst liegt im Schwellenbegriff etwas Negatives: er bedeutet die Stelle, wo die Beziehung der objektiven meßbaren Welt zur Person aufhört. Alle Maßwerte, die unterhalb des Schwellenwertes liegen, existieren für das Leben und Tun der Persönlichkeit nicht. Durch den Schwellenbegriff scheidet sich die „Umwelt" von der „Welt"; denn wenn Welt der Inbegriff alles Vorhandenen ist, dann ist Umwelt derjenige Ausschnitt aus ihr, der für die Person Bedeutsamkeit hat. Und wie winzig ist dieser Ausschnitt! Aus der Unendlichkeit der Maßerstreckung wird nur ein eng begrenzter Umfang als personal wirksam herausgeschnitten, aus der Stetigkeit der Maßerstreckung nur eine endliche Zahl von Stufen herausgehoben. So gliedert sich hier der Schwellenbegriff noch einmal in den der Umfangsschwelle und den der Unterschiedsschwelle.

a) Umfangsschwelle.

Umfangsschwelle ist derjenige Maßwert, jenseits dessen die Anpassung der personalen Tätigkeit an die Gradabstufung des Reizes aufhört. Gehen wir vom persönlichen Nullpunkt aus, so ergeben sich nach jeder der beiden polaren Richtungen zwei Umfangsschwellen: eine innere, bei der die personale Funktion eben aus der Reaktionslosigkeit heraustritt, eine äußere, bei der sie nicht mehr mit den weiteren Änderungen des Reizes mitgeht.

Ein Beispiel: War das Individuum dem Luftdruck der Umgebung angepaßt und beginnt dieser nun zuzunehmen, so muß die Zunahme eine endliche Größe erreichen, um überhaupt eine Reaktion des Organismus zu erzielen (wobei natürlich die Schwelle für die Empfindungsreaktion an einer ganz anderen Stelle liegen kann als die Schwelle für irgend eine rein physiologische Reaktion, z. B. einer Änderung der Atmung oder des Blutkreislaufs). Dies

ist die innere Umfangsschwelle. Nimmt der Druck weiter zu, so treten entsprechend wechselnde Reaktionen auf, bis schließlich ein Grad des Druckes erreicht ist, bei welchem die Gleichgewichtsstörung des Organismus nicht mehr durch eine entsprechende Reaktion rückgängig gemacht werden kann (äußere Umfangsschwelle): es tritt jetzt die Gefährdung und schließlich die Vernichtung der Person ein. Daß sich auch nach unten hin bei abnehmendem Druck eine entsprechende innere und äußere Umfangsschwelle feststellen läßt, ist selbstverständlich. Die zwischen den beiden äußeren Umfangsschwellen liegende Maßstrecke, innerhalb deren das Leben der Person an die Reizbedingungen anpassungsfähig ist, nennen wir den „persönlichen Maßumfang“; dieser Wert wird in späteren Betrachtungen noch eine besondere Bedeutung gewinnen. Die zwischen den beiden inneren Umfangsschwellen liegende Maßstrecke ist die „persönliche Nullstrecke“, innerhalb deren die augenblickliche Angepaßtheit so vollständig ist, daß eine Reaktion nicht nötig ist. Man sieht aus dem letzteren Begriff, daß ein eigentlicher Null-„Punkt“ im mathematischen Sinne für die Person nicht existiert.

Dort, wo die persönliche Mitte nicht als Nullwert, sondern als Vorzugswert auftritt, fallen natürlich die inneren Umfangsschwellen und damit die Nullstrecke fort; wohl aber gibt es auch hier die äußeren Umfangsschwellen und damit den Streckenwert des persönlichen Maßumfanges. Bei Tönen, die sich zu weit von der uns angemessensten Mittellage unterscheiden, hören wir auf, ihr weiteres Höher- bzw. Tieferwerden und schließlich sie selbst zu hören. Irgend ein zeitlich ausgedehnter Reizkomplex (z. B. eine Melodie) wird bei immer weiterem Abweichen des Tempos von dem adäquaten Tempo schließlich für uns unerfaßbar — weil die Schnelligkeits- oder Langsamkeitsgrenze unseres Auffassens überschritten ist. Glücks- oder Unglücksgrößen können schließlich solche Grade annehmen, daß die Person nicht mehr mit einem entsprechenden Wechsel der Reaktion darauf antwortet. All dies sind äußere Umfangsschwellen. Aber wiederum haben wir es nicht etwa nur mit Grenzen des psychischen Mitgehens zu tun, sondern mit solchen aller persönlichen Leistungsformen: auch für die Aufnahme von Energien durch Nahrung, Atmung usw. gibt

es eine breite, um die angemessene Mitte gelagerte Stufenfolge von geringeren oder größeren Energiestärken, auf welche der Organismus sich einzustellen sucht — bis endlich nach oben oder unten Grenzen erreicht sind, bei denen es ihm nicht mehr möglich ist, noch mit dem weiteren Übermaß bzw. Untermaß an Energien mitzugehen. Und setzen wir statt der physikalischen Energien die wirtschaftlichen Werte des Kapitals oder die kulturellen Werte der Bildungsstoffe oder irgend welche anderen: stets gibt es eine Spanne von Maßwerten, innerhalb deren die persönlichen Reaktionen aufwärts und abwärts den wechselnden Reizwerten entsprechen, jenseits deren aber die Maßbeziehungen zwischen Person und Umwelt aufhören.

Es sind demnach, wie schon bemerkt, diese Umfangsschwellen zunächst etwas durchaus Negatives: Bekundungen einer Unzulänglichkeit der Person. Vergleicht man unmittelbar die physikalische Welt der abgestuften Reize da draußen mit den in der Person durch sie erzeugbaren Reaktionen, so kommt man lediglich zur Feststellung einer unsäglichen Armseligkeit auf seiten der Person; die weitaus meisten Reize in ihren unendlichen Intensitätsstufen sind für sie überhaupt nicht vorhanden, nur winzige Inselchen tauchen aus diesem Meer der hinterschwelligen Welt auf und bilden den Bereich ihrer körperlichen und seelischen, ihrer ökonomischen und kulturellen Lebensbetätigungen.

Allein in dieser Negativität kann die Betrachtung nur so lange verharren, als man die Beziehung dieser Umfangsschwellen zur Teleologie der Person nicht beachtet. Sobald dies geschieht, wird jene schneidende Unstimmigkeit zwischen Person und Welt sofort zu einer ausgesprochenen Zielgemäßheit. Die Person ist eine endliche Ganzheit und steht der unendlichen Welt gegenüber — sie würde von dieser zermalmt, von ihr restlos aufgesogen werden, wenn sie nicht befähigt wäre, sich ihre Eigenwelt selbst zu verendlichen. Das, was wir im Psychischen so besonders deutlich bei der Konzentration der Aufmerksamkeit finden, das gilt ganz allgemein für alle persönlichen Leistungen: die Einschränkung auf eine geringe Extensität, um die verfügbare Intensität auf das Ziel der Aufgabe zuspitzen zu können. Die endliche Energiemenge, die endliche Anpassungsfähigkeit des Menschen würden sofort

versagen, wenn die endlose Welt in ihrem ganzen Umfange Reaktionen verschiedenen Grades in ihr auslösen könnte. Zweckmäßig ist daher die Maßspanne als Ökonomieprinzip, doppelt zweckmäßig, weil die Sparsamkeit zugleich mit der sinnvollsten Auslese verbunden ist. Denn nicht zufällig und beliebig ist der kleine Ausschnitt gebildet, der in jedem Maßgebiet der Welt dem Individuum zugänglich ist, sondern er ist immer auch gerade der Inbegriff derjenigen Reize und Stoffe, die für die Person lebenswichtig sind. Hier besteht ein durch die Generationen sich unendlich fortbildender Anpassungsprozeß, der aber auch innerhalb jeder Person noch fortwährend wirkt: eine Anpassung der Reizempfänglichkeit an das Reizbedürfnis und wiederum des Reizbedürfnisses an die Reizverfügbarkeit; und so ist denn immer das Gebiet, innerhalb dessen die Person auf die Änderungen der Außenwelt wechselnd zu reagieren vermag, zugleich auch dasjenige, das ihrem natürlichen Lebensbereich entspricht; und die äußeren Umfangsschwellen liegen gewöhnlich erst dort, wo nur ganz ausnahmsweise oder abnormerweise Reize an die Person herantreten.

Es ist also nicht „zufällig“, daß gerade die elektromagnetischen Schwingungen mit den Schwingungszahlen zwischen rund 400 und 800 Billionen in der Sekunde verschiedene Reaktionen in der Netzhaut und damit Gesichtseindrücke hervorrufen, dagegen die höheren und tieferen Schwingungszahlen nicht; und es ist nicht so, daß wir ein ganz anderes Weltbild hätten, wenn „zufällig“ ein anderer Ausschnitt aus der unendlichen Skala der Schwingungen unseren Sinnen zugänglich wäre — sondern jene elektromagnetischen Schwingungen, für die wir empfänglich sind, sind zugleich diejenigen, die wir für unser Leben brauchen, diejenigen, auf die wir differenziert reagieren müssen, damit wir die lebenswichtigen Bestandteile unserer Umwelt erkennen und bearbeiten können. Und nur wenn wir in einer völlig anders gearteten Umwelt lebten, würden wir eine andere persönliche Maßspanne der wirksamen Schwingungen und ein jenen anderen Verhältnissen angepaßtes Weltbild haben.

b) Unterschiedsschwelle.

Ganz analoge Betrachtungen haben wir nun für die andere Art der Schwelle, die Unterschiedsschwelle, anzustellen. Auch

innerhalb der persönlichen Maßspanne nämlich ist die Entsprechung zwischen den Abstufungen der Reize und denen der persönlichen Wirkungen nichts weniger als vollständig; auch hier herrscht auf seiten der Welt die Unendlichkeit — diesmal die Unendlichkeit im kleinen, nämlich die Stetigkeit des Überganges —, die auf seiten der Person in eine Endlichkeit von Stufen verwandelt wird. Der Unterschied zwischen zwei objektiven Maßen muß eine endliche Größe erreichen, um eine unterschiedliche Reaktion zu erzielen. Diese Differenz stellt den in Gemeinmaßen auszudrückenden Wert der Unterschiedsschwelle dar.

Die Unterschiedsschwelle ist seit Fechner fast ausschließlich als Maßwert für Bewußtseins-Phänomene beachtet worden; aber sie ist ihrem Wesen nach genau so psychophysisch-neutral wie die Umfangsschwelle und die persönliche Mitte. Mag auch in der tatsächlichen Empirie die Messung der Unterschiedsbewußtseins-Schwellen am leichtesten sein, grundsätzlich ist jede Unterschiedswirkung, die in der Person erzeugt wird, der gleichen Messungsweise zugänglich. Auch bei rein biologischen Vorgängen wie Tropismen, Stoffwechsel, Nervenerregung — auch bei den kulturellen und sozialen Prozessen, die durch die wechselnden Mittel der finanziellen, Bildungs-, Standes-, politischen usw. Verhältnisse auf das Sein und Tun der Persönlichkeit einwirken — überall stehen den kontinuierlich zu denkenden objektiven Maßänderungen diskontinuierliche Wirkungen in der Person gegenüber; überall gibt es Spannen kleiner und kleinster Verschiedenheiten im Neben- und Nacheinander der Objekte, die für das Leben der Person noch unbeträchtlich sind — bis an der Grenze jeder solchen Maßspanne die Person zu einer neuen Reaktion veranlaßt wird, um die Anpassung aufrechtzuerhalten.

So müssen wir also beim Begriff der Unterschiedsschwelle ebenso wie bei dem der Umfangsschwelle zunächst das negative Merkmal hervorheben. Das Zurückbleiben der persönlichen Maße gegenüber den objektiven Maßen wird durch die Unterschiedsschwelle gleichsam in die zweite Potenz erhoben; nicht nur der äußere Umfang des persönlichen Wirkungsbereichs, sondern auch die innere Differenzierung des persönlichen Lebens und Erlebens erscheint namenlos stumpf und grob gegenüber der unend-

lichen Fülle objektiv vorhandener Unterschiede und Änderungen. Aber wiederum müssen wir die Betrachtung ins positiv Teleologische wenden, um die Bedeutung der Unterschiedsschwelle verständlich zu machen. Sie ist zunächst nochmals eine Bekundung des Ökonomieprinzips; denn die endliche Kraft und Leistungsgröße der Person würde genau so gegenüber der inneren Unendlichkeit der Reizwelt im Kleinen versagen, wie sie der äußeren Unendlichkeit im Großen nicht gewachsen ist. Würde jeder noch so winzige Unterschied der Objektwelt überschwellig sein, d. h. für die Person psychisch oder physisch wirksam werden, dann müßte sich die Person sofort auflösen in der Unendlichkeit der nötigen Reaktionen. Auch ist ja doch das Reagieren-Können und Müssen gar nicht ein Wert an sich, und die Höchsteigerung der Reaktionen keineswegs ein Ideal; nur das zweckmäßige Reagieren ist es, das die Entelechie der Person fordert und auch — vermittels der Unterschiedsschwelle — gewährleistet. Denn wiederum müssen wir sagen: der Maßwert der Unterschiedsschwelle ist im allgemeinen ein solcher, daß er diejenigen Unterschiede wirksam macht, die für das Leben der Person bedeutungsvoll sind, dagegen diejenigen unwirksam sein läßt, die nur eine Belastung mit überflüssigen, kraftverbrauchenden Reaktionen bedeuten würden. Es besteht somit eine allgemeine Angepaßtheit der Unterschiedsschwellen an die Bedürfnisse und Ziele des persönlichen Lebens — eine allgemeine Angepaßtheit, die natürlich für besondere Einzelfälle ihren Zweckcharakter verlieren kann. Gewiß können bestimmte Lebensaufgaben es bedauern lassen, daß wir nicht eine feinere Unterschiedsschwelle für Helligkeiten oder für Schallstärken haben — aber die einzelne Unterschiedsschwelle ist ja kein Wesen für sich, sondern ist bestimmt durch die Bedeutung, welche jener Einzelfunktion (des Sehens, des Hörens) innerhalb der Gesamt-Entelechie der Person und zwar innerhalb ihrer normalen Entelechie zukommt. Die spezielle Dysteleologie einer Unterschiedsschwelle widerspricht deshalb in keiner Weise ihrer generellen Teleologie.

Noch deutlicher wird diese Teleologie der Unterschiedsschwelle durch das Merkmal der Überlagerung (Superposition) der

Schwellen. Ein bestimmtes, der Person zugängliches, objektives Maßgebiet hat nicht etwa nur eine bestimmte Reihe von Unterschiedsschwellenwerten für eine Person, die überall gelten, wo die Person es mit diesem Reizgebiet zu tun hat; vielmehr sind die Unterschiedsschwellen wechselnd und zwar in zweckmäßiger Weise wechselnd, je nach den verschiedenen persönlichen Funktionen, mit denen sie in Beziehung treten. So ist die Schwelle der Helligkeitsunterschiede eine andere für die rein sinnliche Empfindung der Helligkeit als für den zentralen Vorgang der Helligkeitsauffassung, eine andere bei konzentrierter als bei abgelenkter Aufmerksamkeit, und wiederum eine gänzlich andere für die Gemütswirkung der Helligkeit, für motorische Reaktionen auf sie, für ihren Einfluß auf die Gesundheit. Es wäre durchaus unberechtigt, wollte man einen dieser Schwellenwerte (z. B. den für die Empfindung) als den „wahren" ansehen und die anderen nur so weit berücksichtigen, als sie mittelbar auf jenen schließen lassen. Diese Anschauung (etwa die Fechners) würde voraussetzen, daß eine bestimmte persönliche Funktion, nämlich die Sinnesempfindung, allein in direkter Maßbeziehung zu der Welt der Reize stehe; in Wirklichkeit gibt es so viele Maßbeziehungen zwischen Person und Welt, als es abstufbare Zweckbeziehungen zwischen persönlichen Funktionen und Umweltbedingungen gibt; und so wie jede dieser Zwecktendenzen zur Gesamt-Entelechie der Persönlichkeit gehört, hat auch jede dieser Maßbeziehungen ihre besondere Bedeutung. Da aber andererseits die Einzelzwecke der Person innerhalb ihrer Ganzheit bestimmte Zusammenhänge haben, so spiegeln sich auch diese Zusammenhänge in den Verhältnissen der dazu gehörigen Schwellenwerte in höchst teleologischer Weise wieder. Wir stehen hier vor einer noch sehr wenig untersuchten Problemstellung, deren Sinn an einem der Psychologie entnommenen Beispiel klargemacht werden möge — doch mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß ganz entsprechende Zwecksysteme der Schwellen auf allen anderen personalen Funktionsgebieten bestehen und erforscht werden können.

Wenn ich einem Kinde ein Bild zeige und mir nachher seinen Inhalt berichten lasse, so trifft der Reiz zunächst auf die Funktion der optischen Sinnesempfindung, die nur in beschränktem Maße mit ihren Verschiedenheiten den Verschiedenheiten der Helligkeiten und Farbentöne entspricht (Unterschiedsschwelle der Empfindung). Die durch diesen Schwellenwert begrenzte

Mannigfaltigkeit optischer Empfindungen wird zum Gegenstand einer Wahrnehmungstätigkeit, welche Gruppen von Empfindungen zur Einheit des anschaulichen Objekts verbindet. Hierbei werden nicht alle vorhandenen Unterschiede der Empfindung benutzt; denn die Ökonomie der Leistung und die besondere Zwecktendenz verlangen Vereinfachung des Wahrnehmungsmaterials. Die „Wahrnehmungsschwelle“ liegt also über der „Empfindungsschwelle“, superponiert sich ihr. Die wahrgenommenen Gegenstände werden nun wiederum synthetisch verknüpft zur Einheit des Bildzusammenhanges, werden gedeutet und gedanklich ergänzt — und auch dies ist nur möglich durch einen erneuten Auslesevorgang, der Einzelheiten und Verschiedenheiten unter die „Auffassungsschwelle“ fallen läßt. Ist nun das Bild fortgenommen und soll sein Inhalt aus dem Gedächtnis wiedergegeben werden, so muß die an Leistungsfähigkeit eng begrenzte Erinnerungsfunktion, um überhaupt etwas Sinnvolles zustande zu bringen, eine nochmalige Siebung vornehmen („Erinnerungsschwelle“). Und endlich fällt bei der Aufgabe, das Erinnerte sprachlich darzustellen, noch ein letztes Mal so und so vieles Feinere, Schwankende, unklar Vorschwebende unter den Tisch, weil es sich eben nicht in die harten und groben Unterschiede fixierter Worte pressen läßt („Ausdrucksschwelle“). Dabei ist selbstverständlich in keinem einzigen dieser Fälle der Auslese- oder Siebungsprozeß ein Erzeugnis willensmäßiger Absicht gewesen; vielmehr arbeitet jede der beteiligten persönlichen Funktionen an ihrer Stelle mit der unbeirrbaren Sicherheit ihrer besonderen Zwecksetzung; und wenn man auch bei rein mechanischer Vergleichung der einzelnen Schritte bedauern wird, wie die Unendlichkeit der objektiven Reizverschiedenheiten und die immerhin noch sehr feine Abgetöntheit der Unterschiedsempfindlichkeit in der Stufenleiter der überlagerten Schwellen allmählich verarmt und sich vergröbert, so muß doch die teleologische Betrachtung bewundern, wie die weise Ökonomie der Persönlichkeit auf jeder Stufe die für sie entscheidenden und wesentlichen Leistungen möglich macht.

Die exakt ziffernmäßige Messung dieser überlagerten Unterschiedsschwellen für ein bestimmtes Reizgebiet steht vor unsäglichen, oft wohl geradezu unüberwindlichen Schwierigkeiten. Aber die Bedeutung des Prinzips liegt auch gar nicht in erster Linie in seiner messenden Anwendung als darin, daß es einen neuen philosophischen Gesichtspunkt zum Verständnis des persönlichen Lebens darbietet. Mir wenigstens schien das Verhältnis der Person zur Welt in einem sehr neuartigen Lichte, als ich es im Bilde der Schwellenüberlagerung zu sehen begann. Man versuche einmal, die Beziehung der Person zu einem bestimmten Reizgebiet (z. B. zu den Nahrungs- und Genußmitteln, oder zum Gelde, oder zu den politischen Verhältnissen, oder zu den Bildungsmitteln) unter jenem Gesichtspunkt zu betrachten!

Solche speziellen Erörterungen müssen der Zukunft anheim-

gestellt werden; hier seien nur noch einige allgemeinere Momente, die zur Schwellenüberlagerung gehören, angedeutet.

Besonders scharf zeigt sich die verschiedene Schwelligkeit eines Reizgebietes, wenn sich die Person ihm gegenüber einerseits empfangend, andererseits selbsttätig handelnd verhält. Die Empfänglichkeit vermag sich mit unendlich viel mehr Reizen und Reizunterschieden abzugeben, als die nach außen wirkende Tätigkeit zu verwerten und zu berücksichtigen vermag, und so geht auf dem Wege vom Aufnehmen zum Tun eine Fülle von Unterschieden verloren.

Nehmen wir das Beispiel der Sprache. Das kleine Kind, das eben sprechen lernt, versteht schon eine große Anzahl von Worten in ihrer unterschiedlichen Bedeutung, aber es vermag nur einen geringen Bruchteil dieser Worte selbst sinnvoll anzuwenden. Es versteht schon lange bestimmte Partikel, grammatische Formen usw., ehe es sie selber gebraucht. Somit hat jedes einzelne Sprachelement seine gesonderte „Verständnisschwelle" und „Sprechschwelle", die zu ganz verschiedenen Zeiten überschritten werden. Und ist es bei uns Erwachsenen nicht ebenso? Wir merken es am deutlichsten an fremden Sprachen, die wir gewöhnlich weit besser verstehen, als selbst sprechen. Aber auch der Muttersprache gegenüber gilt es: wenn wir Vorträge hören, Bücher lesen, so sind wir zahllosen Ausdrücken und Ausdrucksverschiedenheiten zugänglich, die wir selber nicht zum Ausdruck zu bringen imstande wären. Wie unsagbar dürftig ist der eigene Wortschatz eines Durchschnittsdeutschen gegenüber dem von Goethe; und dennoch vermag er seinen Goethe mit Genuß und Verständnis zu lesen.

Eine entsprechende Vergröberung aller sprachlichen Schwellen, wie beim Übergang vom Verstehen zum Ausdruck, findet sich auch innerhalb des Ausdrucks beim Übergang vom Sprechen zum Schreiben. In der Schriftsprache fallen nicht nur die vielen feinen Abschattungen der Betonung, der Beschleunigung und Verlangsamung usw. fort, über welche die Sprechsprache verfügt, sondern auch Wortschatz und syntaktische Form sind viel mehr gebunden und gesiebt. Insbesondere solche Menschen, denen das Schreiben eine ungewohnte Beschäftigung ist, müssen auf dem Wege vom inneren Erlebnis bis zum schriftlichen Ausdruck viel mehr opfern, als wenn sie es mündlich aussprechen könnten.

Als ferneres Beispiel diene die Reaktion des Menschen auf Störungs- und Beeinträchtigungsreize. Irgend eine Unvollkommenheit

des privaten oder öffentlichen Lebens muß zunächst schon eine gewisse Stärke erreicht haben, damit der einzelne Mensch sie überhaupt bemerke, eine größere Stärke, damit dies Bemerken zu einer Beunruhigung des inneren Gleichgewichts führe. Wieder muß eine höhere Schwelle überschritten werden, damit es zur Formulierung von Klagen und Änderungswünschen komme; eine weitere Stufe führt zur Besprechung der Mißstände in der Öffentlichkeit, zum Zusammentreten mit Gleichgesinnten; und erst wenn wiederum eine Schwelle überschritten wird, ist der Mißstand heftig genug, um zu politischen Forderungen, Kämpfen und Reformen zu führen. Der politische Kampf selbst kann sich eben deshalb, weil er sich den ganzen Vorstufen überlagert, nur in einem Gebiete gröbster Schwellen bewegen; nur starke Intensitäten und Verschiedenheiten von bedeutender Größe sind ihm zugänglich; feine Reize und zarte Abtönungen werden von ihm vernichtet. Man mag dies bedauern; man muß aber andererseits die Zweckgemäßheit dieser Vergröberung anerkennen: öffentliches Tun müßte sofort erlahmen, wenn es mit der Farben- und Schattierungsfülle des Erlebens belastet wäre, deren der Mensch im rezeptiven Zustand sich erfreuen darf.

Bezog sich die „Überlagerung der Schwellen“ auf das Verhalten zu einem Reizgebiet, so sei nun ein Blick auf das System der nebeneinander bestehenden Schwellen für verschiedene Reizgebiete geworfen. Es sind sehr charakteristische Unterschiede zwischen Mensch und Mensch, die durch den Grad der Schwellenfeinheit — sei es im ganzen, sei es auf einem bestimmten Gebiet — herbeigeführt werden. Im ganzen: der Mensch mit feineren Schwellen hat es in Leben, Erleben und Handeln mit einer Umwelt von zart und bunt gegliederter Mannigfaltigkeit zu tun, während sich für den Menschen mit gröberen Schwellen die Welt als ein lapidares Gefüge weniger und starker Unterschiede darstellt. Nach dem, was vorher gesagt wurde, wird die erstgenannte Eigenschaft ihren Inhaber zur vorwiegenden Rezeptivität bestimmen, die zweite den typischen Tatmenschen kennzeichnen. — Und im einzelnen: jeder Mensch hat sein Sondergebiet höchster Schwellenfeinheit, das zugleich das Vorzugsgebiet seines Interesses und Erlebens

ist; man denke nur, wie jeder Berufsmensch bei Gegenständen seines Faches Unterschiede kennt und beachtet, von Veränderungen betroffen wird und auf sie reagiert, die für den Laien noch tief unterhalb seiner Beobachtungs- und Reaktionsgrenze liegen. — Auch jeder Wandel der Lebensform eines Menschen drückt sich in einer Verschiebung seines Schwellensystems aus; wenn das Kind zum Jüngling wird, treten bisher wichtige Reizunterschiede zurück, aber eine ganz neue, bisher ungeahnte Fülle von Reizmannigfaltigkeiten tritt über die Schwelle. — Ein Mensch wird krank: und sein Schwellensystem engt sich plötzlich ein; die wechselnden Vorgänge da draußen, in Politik und in Beruf, sie werden auf einmal zu einer gleichförmigen und gleichgültigen grauen Masse, in der alle bisher so fesselnden Unterschiede verschwinden und auf die alle Unterschiedsreaktionen ausbleiben. Dafür aber bildet sich im engen Bezirk der Lebenserhaltung ein schärferes, sonst fehlendes Schwellensystem aus. Wärmeunterschiede zwischen zwei Zimmern, die dem Gesunden völlig gleichgültig sind, werden jetzt stark empfunden; bei der Ernährung, der Messung der Körpertemperatur, der Geräuschempfindlichkeit usw. spielen plötzlich Geringfügigkeiten des Mehr oder Weniger eine Rolle, die sonst gänzlich vernachlässigt wurden; und ebenso werden Qualitätsunterschiede: in der Bettlage, im allgemeinen Körperbefinden, ganz anders bemerkt und bewertet als sonst. Eine solche „Schwellenverschiebung", die mit der verfügbaren Energie der Person haushält, und die Schwellenfeinheit jeweilig auf die lebenswichtigsten Gebiete der Umwelt einschränkt, ist selbst eine der bedeutendsten Teleologien.

Vollendet wird die Teleologie der Unterschiedsschwelle nun aber erst durch die folgende Betrachtung. Das Verschwindenlassen von Unterschieden, das im Begriff jener Schwelle liegt, kann man auch positiv als das Herstellen von Gleichheiten bezeichnen. Nun ist in der objektiven Welt der Reize die Gleichheit nur ein Fall von geradezu verschwindend geringer Wahrscheinlichkeit, ein Differential in der unendlichen stetigen Reihe der Verschiedenheiten. Ganz anders in der Welt des persönlichen Lebens. Hier ist der Begriff der Gleichheit dem der Verschiedenheit an Bedeutung

nebengeordnet und ebenbürtig — was erst durch die Bezugnahme auf persönliche Zwecke möglich wird. Zur Gleichheit gehören nämlich nicht nur die zwei zu vergleichenden Dinge, sondern noch ein drittes, in bezug auf welches sie vergleichbar sind[1]. Absolutes Gleichsein gibt es nicht; zwei Dinge sind nur gleich in derjenigen Richtung und in demjenigen Maße, wie sie aufgehen in einem gemeinsamen Zweck. Ihre identische Dienstfähigkeit für diesen Zweck macht sie gleich — sei es, daß das eine Ding mit dem anderen vertauscht werden kann, ohne daß der Zielerfolg dadurch berührt würde, sei es, daß beide Dinge als Elemente eingehen in ein größeres Gesamtgebilde, dessen Zweckbedeutung in seiner homogenen Einheitlichkeit liegt. Jenes ist die Gleichheit als Vertretbarkeit, dieses die Gleichheit als Einheitsgrundlage, beide sind nur durch die Tatsache der Unterschiedsschwelle möglich. Einige Beispiele mögen diese Teleologie der Gleichheit klarer machen.

Gleichheit als Vertretbarkeit. Den Zweck, den ich durch Ausgabe eines Zehnpfennigstückes erreiche, z. B. eine Fahrt in der Straßenbahn, kann ich ebenso durch jedes andere Zehnpfennigstück erreichen, sofern es nur ein kurrentes Geldstück ist. Trotzdem kein Zehnpfennigstück absolut genommen dem anderen gleicht, sind sie unter dem Zweckgesichtspunkt der Kaufkraft gleich. Daß die vorhandenen Unterschiede dabei vernachlässigt werden, ist nicht ein auf menschlicher Unvollkommenheit beruhender Mangel, sondern eine Forderung der persönlichen Zielstrebigkeit. Die hier vernachlässigten Unterschiede werden sofort überschwellig, wenn andere Zwecke in Betracht kommen; so kann für den Münzensammler das Jahr der Prägung unterscheidend wirken; für den Kriminalisten kann ein Zehnpfennigstück durch einen kaum sichtbaren Blutfleck eine ganz individuelle Bedeutung erhalten usw. Die Beispiele zeigen zugleich die früher besprochene „Überlagerung der Schwellen" von einer neuen Seite; sie bedeutet, daß bei

[1] So wird der Gleichheitsbegriff, der als Grundvoraussetzung aller Mathematik und Mechanik am weitesten von allem Persönlichen entfernt zu sein scheint, erst zu einer Folge persönlichen, d. h. selbstzwecklichen Daseins. „Gleich" heißt stets letzten Endes: gleichwertig im Dienste eines Selbstwertes. Näheres über diese teleomechanische Ableitung des Gleichheitsbegriffes in Person und Sache, I, S. 349 ff.

einem und demselben Reizgebiet die jeweilige persönliche Aufgabe die ihr angemessenen Gleichheiten, d. h. Gleichwertigkeiten erzeugt.

Auf der Vertretungsgleichheit beruht unsere ganze Technik und Ökonomie, kurz jede messende Handhabung von Mitteln für wertvolle Zwecke. Mag es sich um Verkehrsgeschwindigkeiten oder verfügbare Energiemengen, um Zeit- oder Temperaturmaße, um Kapitalien oder Nahrungsmengen handeln, überall sind die Vergleichungen und Maßbestimmungen nur dadurch möglich, daß alle Unterschiede, die für den jeweiligen Zweck gleichgültig sind, unter die Schwelle gedrängt werden und lediglich die Gleichwertigkeit für den gerade zu bedienenden Zweck herausgehoben wird.

Gleichheit als Einheitsgrundlage. Wie die Persönlichkeit stets eine Vieleinheit ist, sind auch die Gegenstände ihrer Zwecktätigkeit Vieleinheiten, Gebilde, die aus vielen Teilen bestehen und dennoch allein in ihrer Ganzheit für die Person in Betracht kommen. Die Einheitlichkeit eines solchen Gebildes ist nun bedroht, wenn innerhalb seiner solche Verschiedenheiten zur Geltung kommen, die mit seinem Zweck nichts zu tun haben. Das Stück Papier, auf welchem ich augenblicklich schreibe, soll zwar die Unterschiede der blauen Linien und des weißen Untergrundes zeigen, aber der Untergrund selbst ist als „weiß" etwas einheitlich Einfaches; und wenn mir sämtliche objektiv vorhandenen Abstufungen in Färbung und Helligkeit des Grundes zum Bewußtsein kämen, gäbe es nicht das einheitliche weiße Papier für mich. Wenn der Sänger einen einzelnen Ton längere Zeit aushält, so soll es „derselbe" einheitliche Ton sein; wenn ein Orchester unisono spielt, so ist der Eindruck davon abhängig, daß ich von allen Instrumenten den „identischen" Ton höre; jeder musikalische Genuß wäre unmöglich, wenn die tatsächlichen Höhenunterschiede (im Nacheinander bei dem Ton des Sängers, im Nebeneinander bei dem Orchester) zu meinem Bewußtsein kämen. Wenn ich irgend ein Bauwerk oder ein kunstgewerbliches Erzeugnis sehe, so muß ich gewisse Linien als gerade, andere als kreisförmige auffassen können, obgleich es absolute Geradheit und Kreisförmigkeit nirgends in der Welt gibt. Erst die Unterdrückung von Unterschieden durch die Unterschiedsschwelle macht alles einheitliche Erfassen von Gesamtgebilden möglich.

Hierbei handelt es sich keineswegs nur um die Unterschiedsschwellen der sinnlichen Empfindung. Bei Wahrnehmungsgegenständen ist oft die Verschiedenheit der Elemente groß genug, um der Sinnesempfindung zugänglich zu sein; aber die aktive Aufmerksamkeitsleistung vermag hier eine neue, eine Aufmerksamkeitsschwelle, zu schaffen, unter welche die nicht zur Sache gehörigen Unterschiede herabgedrückt werden. Bei einem mit freier Hand gezeichneten Dreieck, an dem ich einen mathematischen Satz beweisen will, vermag ich die Abweichungen aller Linien von der Geraden, obwohl sie deutlich sichtbar sind, unberücksichtigt zu lassen; die Schönheit eines Musikstücks vermag ich, namentlich wenn ich es kenne, sehr wohl zu genießen, selbst wenn es auf einem deutlich verstimmten Klavier gespielt wird. Ich höre dann gleichsam weg von den störenden Abweichungen, welche die Töne von der Reinheit haben. Diese Beispiele führen uns unvermerkt zu dem Begriff der Abstraktion; und in der Tat haben wir das Recht, schon innerhalb der Wahrnehmung von einer solchen zu sprechen, wenn wir ganz allgemein darunter den Akt verstehen, der durch Absehung von Unterschieden Einheiten und Gleichheiten herstellt.

Der entsprechende Vorgang begegnet uns denn auch jenseits der Wahrnehmungen. Wenn ich mich an etwas erinnere, z. B. an eine früher gesehene Landschaft, so weist das Erinnerungsbild zahllose Unterschiede in bezug auf Deutlichkeit, Vollständigkeit usw. auf gegenüber den ursprünglichen Wahrnehmungen — Abweichungen, die von der Psychologie im einzelnen studiert werden. Aber für den Zweckdienst der Erinnerung werden diese Unterschiede wiederum unter die Schwelle gedrückt; dasjenige in der Erinnerung, was dem ursprünglichen Erlebnis und damit dem Gegenstand entspricht oder zu entsprechen scheint, wird herausgehoben; es wird eben eine Gleichheit hergestellt, die in der ursprünglichen Gegebenheit des psychischen Phänomens nicht besteht, die aber nötig ist, damit die Erinnerung ihre teleologische Aufgabe leistet.

Die höchste Stufe dieser Gleichheitsschaffung durch die Unterschiedsschwelle ist endlich bei der logischen Abstraktion erreicht. Wenn der Mensch aus vielen Einzelgegenständen den Begriff abzieht, aus mehreren konkreten Vorgängen das allgemeine Gesetz

ihres Funktionierens ableitet, für die einzelnen Handlungen des Menschen allgemeine sittliche Forderungen aufstellt — überall haben wir es nur mit den letzten und höchsten Ausläufern jener zweckvollen Tätigkeit zu tun, die uns schon innerhalb der elementaren Wahrnehmungsvorgänge selbst begegnete. Man muß nur erst einmal eingesehen haben, daß die Unterschiedsschwelle nicht ein bloßes Manko des Menschen darstellt, nicht lediglich ein armseliges Verzichtenmüssen auf den Reichtum der objektiven Verschiedenheiten bedeutet, sondern daß sie ein schöpferisches Prinzip ist, welches in allen persönlichen Leistungsgebieten zweckmäßig Kraft erspart und die lebensnotwendigen Gleichheiten herstellt — dann ordnet sich die höchste Form logischer Gedankenarbeit, die Bildung allgemeiner und normativer Ideen, diesem umfassenderen Prinzip der Unterschiedsschwelle zwanglos ein. Sie ist freilich eine spezifisch menschliche Auswirkung dieses Prinzips; denn beim Tier sind zwar sicherlich die niederen Formen der Schwellenbildung und auch die oben genannten „Wahrnehmungsabstraktionen" vorhanden; aber die Aufstellung von Ideen und Normen ist ihm versagt.

Andererseits aber dürfen wir nicht vergessen, daß die Unterschiedsschwelle und damit auch ihr gleichheitschaffender Zug psychophysisch-neutraler Natur ist; es handelt sich nicht nur darum, daß für das Bewußtsein Gleichheitserlebnisse gebildet werden, wo objektiv keine Gleichheiten vorhanden sind, sondern auch darum, daß für die Lebensprozesse Gleichwertigkeiten geschaffen werden trotz objektiver Verschiedenheit der Reize. Ein besonders auffallender Beweis hierfür ist die Ersatzwirtschaft, die der Weltkrieg hervorgebracht hat. Es war nötig, bestimmte Bedingungen des persönlichen Lebens, insbesondere Nahrungsmittel, durch andere vertreten zu lassen; und daß dies in weitem, ja zuvor ungeahntem Umfange möglich war, das zeigt, wie außerordentlich elastisch die Teleologie der Unterschiedsschwellen ist. Verschiedenheiten der Dinge, die früher deren Für-einander-Eintreten im persönlichen Zweckdienst unmöglich zu machen schienen, sanken unter die Schwelle, weil die Not es erforderte; neue Gleichwertigkeiten entstanden, die dem Menschen die Fortführung des Lebens unter gänzlich veränderten Verhältnissen mit früher nicht benutzten Hilfsmitteln ermöglichten.

II. Die Bedeutungsmaße der Reize[1]).

Alle bisherigen Betrachtungen hatten es mit charakteristischen Maßwerten der Person zu tun, welche im Gemeinmaß ausdrückbar waren. Die Person wurde hier also gefaßt als ein Stück Welt, das zwar seine eigene — nämlich teleologische — Struktur hat, das aber seinem Maßwerte nach eingetragen werden kann in das Schema der allen Weltbestandteilen gemeinsamen Maßsysteme. Die von uns entwickelten Werte — die persönliche Mitte (als Nullpunkt und als Vorzugswert), die persönliche Schwelle des Umfangs und des Unterschieds — kann man somit als Maßprojektionen der Person auf die Welt bezeichnen.

Nun kann aber die Fragestellung umgekehrt werden: welche Bedeutung haben bestimmte Werte des Gemeinmaßes für die Person? Wie projiziert sich quantitativ betrachtet die Welt auf die Person? Die Antwort lautet: Die Bedeutung, die ein objektives Maß (oder ein objektiver Maßunterschied) für eine Person hat, ist nicht durch die absoluten Werte der Gemeinmaße, sondern durch deren Verhältnis zu den entsprechenden persönlichen Kennwerten auszudrücken („Gesetz des persönlichen Bedeutungsmaßes", kürzer: „Bedeutungsmaßgesetz"). Man bemerkt, daß diese Formulierung mit dem bisher so genannten Weber-Fechnerschen Gesetz eine gewisse Verwandtschaft zeigt, auf die späterhin zurückzukommen sein wird.

1. Das potentielle Bedeutungsmaß.

Beginnen wir mit dem einzelnen objektiven Maßwert, und fragen wir uns, welche Bedeutung er im Rahmen der gesamten innerhalb der Person möglichen Maßerscheinungen besitze. Wegen dieser Beziehung zur Gesamtmöglichkeit des personalen Daseins sprechen wir vom „potentiellen Bedeutungsmaß"[2]).

---

[1]) Zu diesem Abschnitt mögen die Ausführungen in „Person und Sache", I, S. 402ff. verglichen werden, wo auch insbesondere die Beziehung zum Weber-Fechnerschen Gesetz bereits behandelt worden ist. Allerdings weicht die jetzige Darstellung in manchen Punkten — terminologisch wie sachlich — von der damaligen ab.

[2]) Der volle Sinn dieser Bezeichnung wird erst im nächsten Abschnitt bei der Gegenüberstellung gegen das aktuelle Bedeutungsmaß klar werden.

Da draußen in der Umwelt der Person befinde sich irgend ein objektiv Meßbares: eine Temperatur, ein Gewicht, eine Energiemenge, eine Geldsumme: dann ist aus diesem Gemeinmaß noch nichts bezüglich seiner Wirksamkeit für die Person zu ersehen. Vielmehr hängt das „Ob“ des Wirkens davon ab, wie das Reizobjekt zu dem persönlichen Umfang steht; die Richtung des Wirkens hängt davon ab, zu welcher Seite der persönlichen Mitte der Reiz liegt; die Stärke des Wirkens endlich wird durch die Stelle bedingt, welche der Reiz zwischen Mitte und Grenze der persönlichenm Ufangsspanne einnimmt.

Von diesen drei Projektionsbeziehungen des objektiven Maßes auf die Person ist die erste ohne weiteres klar: nur diejenigen Reize wirken überhaupt, die innerhalb des Umkreises der persönlichen Spanne liegen. Eine periodische Luftbewegung mag noch so stark sein: sobald die Periodizität den Wert von 50000 Schwingungen in der Sekunde überschreitet oder den Wert von 8 Schwingungen unterschreitet, ruft sie keinerlei Schalleindruck hervor.

Die zweite Projektionsbedingung der Wirkungsrichtung ergibt sich aus der Polarität der persönlichen Maße. Eine objektive Temperatur wirkt auf die Person wärmespendend, wenn deren persönlicher Nullpunkt an der beeinflußten Körperstelle tiefer liegt; eine Temperatur wirkt wärmeentziehend, wenn der persönliche Nullpunkt höher liegt. In denjenigen Fällen, in denen die persönliche Mitte selbst stark veränderlich ist (entweder zwischen verschiedenen Zeitpunkten oder zwischen verschiedenen Teilen der Person), führt diese Projektionstatsache zu den berühmt gewordenen Paradoxieen der entgegengesetzten Wirkung identischer Maße. Dasselbe laue Wasser erscheint der aus heißem Wasser kommenden Hand kalt, der aus kühlem Wasser kommenden warm. Eine bestimmte Menge eines Giftstoffes wirkt bei einem bestimmten Herzzustand günstig, bei einem anderen ungünstig. Dieselben Eindrucksstärken der Umgebung (Geräusche, Musik, Menschen, Bilder) wirken auf den ausgeruhten Menschen anregend, auf den abgespannten unerträglich. Solche Paradoxieen sind stets ein Hauptbeweisstück aller „Relativisten“ gewesen; aber diese hatten dabei nur das Negative, nämlich die Unbeständigkeit der Wirkung, im Auge, während der Nachdruck zu legen ist auf das Positive:

die ständige teleologische Beziehung zur persönlichen Mitte. Eben deshalb handelt es sich hier nicht um eine beliebige Relativität, bei der die Wahl der Relationsglieder gleichgültig wäre, sondern um eine ganz bestimmte Relation, nämlich um die Projektion des Objektmaßes auf das persönliche Maß.

Ist die persönliche Mitte dagegen sehr konstant, so erhält auch der objektive Reiz je nach seiner Lage zu ihr ein konstantes Vorzeichen, welches ein „Zuwenig" oder „Zuviel" im Verhältnis zu dem angemessensten Wert ausdrückt. Innerhalb der psychischen Reaktionen führt dies zum sogenannten „absoluten Eindruck", d. h.: ein einzelner Eindruck kann eine Gradbestimmung (als „schnell" oder „langsam", als „hell" oder „dunkel" usw.) erhalten, ohne daß es erst eines Vergleichs mit einer objektiven Maßeinheit bedürfte. Dies ist nur dadurch möglich, daß ich eben in meinem persönlichen Mittewert die Maßeinheit, auf welche der Reiz projiziert wird, dauernd mit mir herumtrage. Empfinde ich z. B. das Tempo einer gespielten Melodie als „langsam", so bedeutet dies: „zu langsam im Vergleich mit der von meinem persönlichen Tempo geforderten Geschwindigkeit". Ein bestimmtes Grau empfinde ich nicht nur als heller denn ein anderes, sondern als absolut betrachtet „hell", wenn es von der relativ konstanten persönlichen Mitte eines mittleren Grau (bei dem die Zersetzungs- und Aufbauprozesse in der Netzhaut sich die Wage halten) nach oben hin (d. h. zu überwiegender Zersetzung hin) abweicht. — Außerhalb des Psychologischen gibt es Entsprechendes: so hat irgend eine Menge von Eiweißstoffen, im Vergleich zum angemessenen Wert der für die Person erforderlichen Nahrungsmenge, konstant einen negativen, eine andere Menge einen positiven Projektionswert (Unterernährung und Überernährung).

Am wichtigsten ist nun aber die dritte Projektionsbedingung bezüglich der Wirkungstärke eines Reizes. Wie messe ich den Wirkungsbetrag eines einzelnen Reizes auf die Person? Jeder Reiz hat zwei Beziehungen zu persönlichen Kennwerten, eine zur persönlichen Mitte, eine zweite zum persönlichen Umfang; beide müssen in den Maßwert für die persönliche Bedeutung des Reizes einbezogen werden.

Eine Reizstärke, die, obwohl innerhalb der persönlichen Umfangsspanne gelegen, keine Wirkung auf die Person ausübt, würde sich mit der persönlichen Mitte decken; je weiter ein aktueller Reiz von diesem persönlichen Nullwert abweicht, eine um so stärkere Erschütterung des persönlichen Gleichgewichts bedeutet seine Einwirkung. Demnach ist der Abstand des Reizes vom persönlichen — und nicht etwa vom physikalischen — Nullpunkt das eine Element des Projektionsmaßes; wir nennen es: den „persönlichen Ausschlag des Reizes".

Wählen wir als Beispiel einen allbekannten Tatbestand: die Fiebermessung[1]). Wenn jemand 39° hat, so interessiert nicht, daß seine Körpertemperatur 39 Gradstufen vom Gefrierpunkt oder 312,7 Grade vom absoluten Nullpunkt entfernt ist, sondern daß sie um volle zwei Grade von seiner persönlichen Normale (37°) abweicht.

Aber dieser Differenzwert reicht noch nicht aus. Warum erscheint uns denn ein Temperaturausschlag von zwei Graden beim Fiebernden als so bedeutsam? Weil sie in einem bestimmten Verhältnis zum möglichen Temperaturumfang des Menschen überhaupt steht. Somit kommt der persönliche Umfang als der zweite Faktor des Bedeutungsmaßes zur Geltung. Wenn die Körpertemperatur des Menschen normalerweise um je 20 Grade nach oben und nach unten hin um die persönliche Mitte schwanken könnte, ohne daß seine Lebenserhaltung dadurch bedroht würde — mit anderen Worten, wenn seine persönliche Umfangsspanne bezüglich der Temperatur eine größere wäre, dann würden zwei Grad Übertemperatur gar nichts bedeuten. Jetzt aber, da wir wissen, daß die Temperatur 43° den Tod, also die obere Grenze der persönlichen Lebensspanne, darstellt, ist die Differenz von 2° ein sehr beträchtlicher Bruchteil des persönlichen Umfangs; und darnach schätzen wir die Bedeutung des Wertes 39° ein. So haben wir denn ein ganz neues Maßprinzip gewonnen. Die persönliche Bedeutung des Reizes wird überhaupt nicht mehr durch ein bekanntes Gemeinmaß (z. B. Temperaturmaß) ausgedrückt,

[1]) Daß es sich in unserem Beispiel um einen inneren Reiz, nämlich um die durch Krankheit veränderte Bluttemperatur handelt, tut dem Prinzip des Gedankenganges keinen Eintrag.

sondern durch einen unbenannten Verhältniswert, einen Quotienten. Der persönliche Ausschlag des Reizes wird ins Verhältnis gesetzt zu den überhaupt möglichen Reizabständen von der persönlichen Mitte (also dem „persönlichen Maßumfang" des betreffenden Reizgebietes, s. S. 192); und nun erst ist der Reiz auf das Feld der persönlichen Lebensintensitäten projiziert. Jener Quotient möge das potentielle „Bedeutungsmaß" des Reizes heißen: es bezeichnet das Verhältnis der tatsächlichen Wirkung zum Spielraum der möglichen Wirkungen[1]).

Auch hier wird man wieder das Maß-Prinzip deutlich von der empirischen Anwendung und mathematischen Ausrechnung unterscheiden müssen. Es werden sich im einzelnen die größten Schwierigkeiten ergeben: auf welche spezielle persönliche Funktion man einen bestimmten Reiz beziehen müsse, und wie man daher sowohl die persönliche Mitte als auch den persönlichen Umfang anzusetzen habe. Hier sollen mit Absicht diese methodischen und empirischen Schwierigkeiten beiseite gelassen werden, um den auch an sich nicht leicht zu formulierenden Grundgedanken herauszuarbeiten. Dazu mögen noch einige weitere Beispiele dienen.

Es sei zunächst an die Verhältnisse der Druckempfindlichkeit erinnert, von welchen die ganze Problemstellung des Weber-Fechnerschen Gesetzes ihren Ausgang genommen hat. Irgend ein Gewicht wird mir auf die ruhende Hand gelegt; ich reagiere darauf mit der Empfindung: schwer. Aber wie schwer? Das Gemeinmaß: „1 Kilo" vergleicht es mit anderen Gewichten, besagt aber nichts über die persönliche Intensität des Schwerseins für mich. Erst wenn ich weiß, bis zu welcher Belastung auf die ruhende Hand ich überhaupt imstande bin, noch Gewichte als verschieden schwer zu erleben, wenn ich also die persönliche Spanne für Gewichtsempfindlichkeiten als Projektionsfeld zugrunde lege und den

[1]) Bezeichnen wir als L, M, N, O . . . verschiedene wirksame Reize nach ihrem physikalischen Maße, als L_1, M_1, N_1, O_1 . . . die polar wirksamen Reize. Ferner sei Ω die persönliche Mitte des betreffenden Reizgebietes ebenfalls in physikalischem Maße. Z bzw. Z_1 seien die Umfangsschwellen, d. h. die äußersten Reize, die überhaupt noch eine abstufbare Reaktion hervorrufen. Dann ist $M - \Omega$ der persönliche Ausschlag des Reizes M; $Z - Z_1$ der persönliche Umfang für das betreffende Reaktionsgebiet; $\frac{M - \Omega}{Z - Z_1}$ das potentielle Bedeutungsmaß des Reizes M. Vgl. Person und Sache, I, S. 409.

Einzelreiz des Kilogramms darauf beziehe, gewinne ich seinen Bedeutungswert für die in Frage stehende Seite des persönlichen Erlebens.

Wählen wir als weitere Probe das ebenfalls berühmt gewordene Beispiel von der „fortune physique" und „fortune morale" (Bernoulli und Fechner). Welche Bedeutung hat eine Einnahme bestimmter Höhe, z. B. von 100 Mark, für die Person? 100 Mark sind 100 Mark und absolut genommen zur Anschaffung derselben Dinge geeignet, mag ein Bettler oder ein Millionär sie erhalten. Aber dem subjektiven Erleben und auch der objektiven Lebenshaltung nach bedeuten sie für den Bettler etwas völlig anderes als für den Millionär, weil sie jeder in Projektion auf sein Vermögen erlebt. Für den Bettler, der vorher vielleicht eine Mark besaß, bedeutet das Finden eines Hundertmarkscheines eine Verhundertfachung, für den Millionär dagegen nur eine Vermehrung um ein Zehntausendstel im Spielraum der vorher möglichen finanziellen Wirkungen.

Die beiden folgenden Beispiele zeigen die Anwendung des Bedeutungsmaß-Gesetzes auf die extensiven Maßwerte der Zeit und des Raumes.

Welche persönliche Bedeutung hat die Zeitlage eines Moments, der um ein Jahr zurückliegt? Für die Zeitspanne jeder Person stellt die Gegenwart den persönlichen Nullpunkt dar, von dem aus sich Vergangenheit und Zukunft mit entgegengesetzten Vorzeichen polar erstrecken. Der Abstand des zu untersuchenden Zeitpunkts von der persönlichen Mitte beträgt also ein Jahr. Aber „ein Jahr" bedeutet persönlich betrachtet etwas völlig anderes für ein Kind als für den Jüngling, für diesen wieder etwas anderes als für den Greis. Denn jeder erlebt das Jahr im Verhältnis zu jener Lebensspanne, die er rückschauend zu erfassen vermag: und so hat für das Schulkind das Jahr etwa den Projektionswert $^1/_{10}$, für den Jüngling $^1/_{20}$, für den Greis $^1/_{60}$. — Wie sehr es aber bei dem Ansatz der Projektion auf die richtige Wahl des Projektionsfeldes ankommt, kann man aus folgender Abwandlung unseres Beispiels ersehen. Handelt es sich nicht um eine abgelaufene, sondern um eine bevorstehende Jahresspanne, so kann ihr Projektionswert völlig verschieden werden, je nachdem die schon

zurückgelegte oder die noch zurückzulegende Lebensspanne als persönliches Projektionsfeld dient. An einem Neujahrstag wird das nächste Neujahrsfest dem jungen Menschen gar fern, dem Greis gar nicht so fern vorkommen — denn hier wird die Projektion auf die schon durchlebte Reihe von Neujahrsfesten vollzogen. Handelt es sich aber um eine noch zu vollbringende Leistung, die ein Jahr erfordert (z. B. Fertigstellung eines Werkes), so wird der jüngere Mensch diese Frist als eine mäßige empfinden, denn er hat noch voraussichtlich viele Jahre zu leben; dem Greis aber bedeutet sie einen gewaltigen Bruchteil der vermutlich überhaupt zur Verfügung stehenden Lebensspanne.

Bezüglich der persönlichen Bedeutsamkeit räumlicher Maße vergleiche man etwa den Feinmechaniker, der einen wissenschaftlichen Präzisionsapparat baut, mit dem Grobschmied, diesen wiederum mit dem Straßenbaumeister. Sie alle haben es mit objektiven Längen-, Flächen-, Körper- und Winkelmaßen zu tun. Aber wie verschiedene Bedeutung hat ein bestimmtes Gemeinmaß, z. B. die Strecke „drei Millimeter" für jeden der drei! Eine Abweichung um diese 3 mm kann bei dem ersten die ganze Leistung über den Haufen werfen, während sie für den letzten durchaus unter der Beachtungs- und Bearbeitungsschwelle liegen mag. Es wird also wieder die objektive Abmessung projiziert auf den ganzen Bereich von Abmessungen, innerhalb welcher sich die Möglichkeit der persönlichen Leistung überhaupt bewegt, und damit erst das Bedeutungsmaß des Reizes gewonnen. Diese Bedeutung ist nicht etwa nur die psychische: daß die Abweichung um 3 mm von dem Feinmechaniker ganz anders bemerkt und beachtet wird — sondern eine durchaus neutrale: sie bezieht sich auch auf die rein motorische Einstellung der Gliedbewegungen und auf das aus psychischer und physischer Betätigung hervorgehende objektive Leistungsergebnis. Das gesamte Berufs-Erleben und -Leben des Feinmechanikers ist eben in einem ganz anderen Bereiche von Größenordnungen heimisch als das des Grobschmieds und das des Baumeisters.

2. Das aktuelle Bedeutungsmaß (Weber-Fechnersches Gesetz).

Alles Bisherige bezog sich auf den einzelnen objektiven Maßwert; das Problem verändert sich wiederum, wenn der Unterschied zweier Reize in seiner Bedeutung für die Person gemessen werden soll. Damit betreten wir erst das eigentliche Gebiet des Weber-Fechnerschen Gesetzes. Wir stehen hier vor der scheinbaren Paradoxie, daß die Vermehrung der Faktoren das Problem erleichtert, statt es zu erschweren. Der einzelne Reiz stand der Gesamtperson mit ihrem weiten Möglichkeitsspielraum gegenüber, also einem Faktor, der mathematisch so außerordentlich schwer faßbar ist. Wir konnten nur fragen: welche Bedeutung hat der Reiz für die Person allgemein und grundsätzlich? — nicht aber: welche Bedeutung hat er im einzelnen konkreten Falle? Das wird ganz anders, wenn wir es mit zwei verschiedenen Reizen zu tun haben. Da ist durch den einen Reiz zunächst schon eine konkrete Lage geschaffen, ein bestimmter, wenn auch nur vorübergehender Gleichgewichtszustand in der Person hergestellt. Tritt nun der zweite Reiz daneben oder danach auf, so bildet dieser gleichsam einen Auftrag auf die eben vorhandene Spannung, welche in der Person durch den ersen Reiz erzeugt ist, und ruft einen akuten Prozeß hervor, der sich bei Gleichzeitigkeit beider Reize als Unterschiedswirkung, bei Sukzession als Veränderungswirkung darstellt. Bei der Abmessung dieser Wirkung können wir nunmehr absehen von dem allgemeinen Umfang der Reaktionsmöglichkeiten; wir haben vielmehr die konkrete Reizabweichung in Beziehung zu setzen zu der konkreten Wirksamkeit des Ausgangsreizes, d. h. zu dessen persönlichem Ausschlag. Dieses Maß heiße das „aktuelle Bedeutungsmaß". Es unterscheidet sich von dem früher besprochenen „potentiellen Bedeutungsmaß" (s. S. 206) durch folgende zwei Punkte: das aktuelle bezieht sich immer auf einen Reizunterschied, das potentielle auf einen Einzelreiz; das aktuelle gibt die Bedeutung des Zuwachsreizes in einer gegebenen Reizsituation der Persönlichkeit an, das potentielle die allgemeine Bedeutung des Reizes in der Zweckstruktur der Persönlichkeit[1]).

[1]) Unter Benutzung der auf S. 210 Anmerkung gegebenen Zeichen lautet die Formel des aktuellen Bedeutungsmaßes für die beiden Reize M und P

Da die aktuelle Bedeutung eines Reizunterschiedes durch eine Beziehung gemessen wird, so ist der Maßwert nur von der Größe des Quotienten abhängig, dagegen unabhängig von der absoluten Größe des Reizunterschiedes. Das ist das Gesetz des aktuellen Bedeutungsmaßes, welches das Weber-Fechnersche Gesetz als Sonderfall in sich einschließt. Das Gesetz läßt sich verschieden ausdrücken:

Ein objektiver Reizunterschied muß bei wachsendem persönlichen Ausschlag des Ausgangsreizes diesem Abstand proportional wachsen, um eine konstante Bedeutung für die Person zu erhalten. Oder:

Damit die persönliche Bedeutung eines Reizes in arithmetischer Reihe wachse, muß sein persönlicher Ausschlag in geometrischer Reihe wachsen. —

Um den Sinn des Bedeutungsmaß-Gesetzes genauer zu umschreiben, müssen wir uns klarmachen, worin die Übereinstimmungen und Abweichungen gegenüber dem Weber-Fechnerschen Gesetz bestehen.

a) Das Weber-Fechnersche Gesetz bezieht sich nur auf die von Reizen hervorgerufenen psychischen Wirkungen und in seiner engeren Form sogar allein auf die sensoriell-psychischen Wirkungen, auf das Verhältnis $\frac{\text{Reiz}}{\text{Empfindung}}$ [1]). In unserer Fassung bezieht sich das Gesetz aber auf jegliche Wirkungsweise überhaupt, die von Reizen auf Personen ausgeübt werden kann.

Es gilt im rein Biologischen: so unterliegt die Veränderungswirkung, die von bestimmten biochemischen Reizen (z. B. Medikamenten) im Organismus hervorgerufen wird, dem Bedeutungsmaß-Gesetz; je stärker die Dosis, die vorher dem Körper beigebracht war, um so höher muß die Zusatzdosis sein, um eine weitere merkliche Veränderung zu erzielen. — Bei pflanzlichen Organismen ist von Pfeffer und anderen längst ein solches,

---

folgendermaßen: $\frac{P - M}{M - \Omega}$. (Vgl. Person und Sache, I, S. 410, wo freilich die Ableitung zum Teil etwas abweichend gegeben ist.)

[1]) Hierfür bedarf es bei der allgemeinen Bekanntheit des Weber-Fechnerschen Gesetzes keiner konkreten Beispiele.

rein physiologisches Analogon zum Weber-Fechnerschen Gesetz gefunden worden.

Das Gesetz gilt im Technischen, wo Seelisches und Körperliches zugleich beteiligt ist. Wenn wir wieder das Beispiel des Feinmechanikers wählen, so hat er es auch innerhalb der begrenzten Spanne seines Leistungsgebietes mit recht verschiedenen absoluten Maßgrößen zu tun; und nun ist die Bedeutung von Maßunterschieden ganz von der besonderen Situation der Aufgabe abhängig. Eine fehlerhafte Abweichung von 1 mm hat eine ganz andere Bedeutung, wenn sie auftritt bei einem Gegenstand, der im ganzen nur 3 mm Ausdehnung hat, als wenn sie bei einem solchen von 30 mm vorkommt. Und diese verschiedene Bedeutung eines konstanten Reizunterschiedes äußert sich nicht nur in der verschiedenen Merklichkeit (also sensoriell), in der verschiedenen Beunruhigung, die der Fehler dem Techniker bereitet (also affektiv), sondern auch in der verschiedenen Feinheit der Bewegungseinstellung, die er zur Korrektur macht (also physiologisch) und in der verschiedenen objektiven Wichtigkeit für den Werkerfolg (also kulturell).

Das Bedeutungsmaß-Gesetz gilt schließlich für die sozialen Wirkungen auf die Person. Vorgänge des Gemeinschaftslebens, die als Glückszuwüchse oder als Zuwüchse des Wissens oder als Erfolgszuwüchse wirken, tun dies stets nur im Verhältnis zu den schon vorher in der Person aktuell vorhandenen Glücks-, Wissens-, Erfolgsmaßen. So hat z. B. für einen Schriftsteller eine einzelne gute Besprechung, solange er Anfänger ist, eine recht merkliche personale Bedeutung: subjektiv bezüglich des Gefühls der Befriedigung, objektiv bezüglich der Hebung seiner literarischen Geltung; wieviel stärkere Mittel sind nötig, um bei dem durch eine gute Presse verwöhnten Meister einen gleich großen Zuwachs des Selbstbewußtseins und der Geltung herbeizuführen!

Man hat bisher gewöhnlich bei den Erklärungsversuchen für das Weber-Fechnersche Gesetz drei Deutungen unterschieden: die psychophysische (Fechner), die physiologische (G. E. Müller) und die psychologische (Wundt). Unsere Ableitung tritt als vierte, nämlich „personalistische" Deutung auf. Sie steht der psychologischen Deutung nahe, sofern auch ihr das Gesetz als Sonderfall

eines allgemeinen Relativitätsgesetzes erscheint; sie trennt sich aber von dieser, indem sie nun als den Beziehungspunkt dieser Relation nicht etwas Psychisches, sondern etwas Psychophysisch-Neutrales, nämlich das Zwecksystem der Persönlichkeit, annimmt. Für uns besagt das Gesetz nicht nur, daß alles Wahrnehmen und Auffassen des Menschen, sondern daß jede Bedeutung eines Reizes für die Person überhaupt, welcher Art sie auch sei, in ihrem Grade bestimmt sei durch den jeweiligen Reizzustand, auf welchen der veränderte Reiz sich projiziert. An die Stelle des engen psychologischen Begriffs der Merklichkeit, der im Weber-Fechnerschen Gesetz das Verhältnis von Reiz zu Empfindung beherrscht, tritt jetzt der umfassende Begriff der Bedeutsamkeit oder Wirksamkeit, der die Konvergenzbeziehung zwischen Umwelt und Persönlichkeit mißt.

b) Innerhalb des Begriffs der Merklichkeit hatte das Weber-Fechnersche Gesetz mit einer an Ausschließlichkeit grenzenden Vorliebe die Eben-Merklichkeit behandelt. Es erschien als Gesetz von der Unterschiedsschwelle; und höchstens aus methodologischen Gründen wurden auch gelegentlich Probleme der Untermerklichkeit und der Übermerklichkeit berührt. Das Bedeutungsmaßgesetz dagegen bezieht sich gleichmäßig auf Unterschiede beliebiger Größe, sofern sie persönliche Bedeutung besitzen. Dieser Bedeutung nach gibt es drei Hauptgruppen von Unterschieden: schwellige oder eben-wirksame, unterschwellige oder unterwirksame, und überschwellige oder vollwirksame Reizunterschiede.

Um mit den eben-wirksamen Reizdifferenzen zu beginnen, so gewinnt der Satz hier die bekannte Form von der Konstanz der relativen Unterschiedsschwelle: Eine Reizverschiedenheit (oder Veränderung) wird dann eben-wirksam, wenn sie zu dem persönlichen Ausschlag des Ausgangsreizes ein konstantes Verhältnis besitzt.

Für unterschwellige Reize besagt das Gesetz: Ob ein Reizpaar trotz seiner objektiven Verschiedenheit für die Person die Bedeutung der Gleichheit, Konstanz, Vertauschbarkeit haben kann, hängt nicht von der absoluten Größe des Unterschiedes, sondern von seinem Verhältnis zu dem persönlichen Ausschlag des Ausgangsreizes ab.

Für überschwellige Unterschiede endlich erhält der Satz folgenden Inhalt: Haben zwei Reize eines Reizgebietes verschiedenen Bedeutungsgrad für die Person, so ist die Größe dieses Bedeutungsunterschiedes nicht durch die absolute Größe des Reizunterschiedes, sondern durch dessen Verhältnis zum persönlichen Ausschlag des Ausgangsreizes zu bestimmen.

c) Das Maßprinzip des Weber-Fechnerschen Gesetzes arbeitet mit rein physikalischen Werten; denn es wird dort die physikalische Differenz der beiden Reize zu der physikalischen Intensität des Ausgangsreizes in Beziehung gesetzt. Da aber die Bestimmung dieser Intensität abhängt von der Festsetzung des physikalischen Nullpunkts, dieser aber wiederum willkürlich ist und nichts mit den Kennwerten der Persönlichkeit zu tun hat, so geht der eigentliche Projektionssinn des Gesetzes verloren. Höchstens daß man durch das Hinzufügen einer Konstanten, mit der der Quotient zu multiplizieren ist, nachträglich der persönlichen Besonderheit gerecht zu werden suchte. Unsere Fassung dagegen gibt das Projektionsfeld, auf welches der Reizunterschied bezogen wird, sofort als ein persönlich bestimmtes an und wählt daher als Nenner nicht die physikalische Intensität, sondern die persönliche Intensität des Ausgangsreizes, die durch den Abstand von dem persönlichen Nullpunkt gemessen wird.

d) Schließlich haben wir die Gültigkeit des Bedeutungsmaßgesetzes nach Umfang und Strenge zu prüfen. Fechner hatte in dem von ihm ausgesprochenen Satz ein allgemeines Weltgesetz von ebenso unbedingter wie allumfassender Geltung sehen wollen. Alle späteren haben übereinstimmend gefunden, daß die empirische Prüfung diese Deutung nicht bestätigte; es gibt eine Reihe von Reiz-Empfindungs-Beziehungen, auf welche jene Formel überhaupt nicht zutrifft; und selbst innerhalb der Gebiete, wo sie anwendbar ist, erstreckt sich ihre Gültigkeit nur auf eine mehr oder minder breite Mittelstrecke von Reizstärken und auch dort lediglich mit näherungsweiser Genauigkeit.

Wir glauben jetzt diese Einschränkungen und Abweichungen aus unserer Fassung heraus verstehen zu können. Denn da das

Gesetz den Bedeutungszusammenhang zwischen den Umweltmaßen und der Persönlichkeit zum Ausdruck bringt, so muß durchaus die ganze Beweglichkeit und Vielgestaltigkeit des persönlichen Daseins in jene Beziehungen mit eingehen; eine starre Relation physikalischer Maße, die nun überall und immer für die Persönlichkeit zutreffen soll, ist nicht mehr zu erwarten. So ist z. B. die entscheidende Vorbedingung unserer Formel, daß der zweite Reiz für die Person wirklich die Bedeutung eines dem ersten Reiz hinzugefügten Zusatzes oder Abzuges bedeute, oder anders ausgedrückt: daß der zweite Reiz bezogen wird auf die durch den ersten Reiz hervorgerufene augenblickliche Gleichgewichtssituation der Persönlichkeit. Dies ist aber durchaus nicht immer der Fall; vielmehr kann die Entfernung des ersten zu dem zweiten Reiz auch als einheitliche Reizstrecke wirken — so daß die Persönlichkeit im ganzen nur einem einzigen (streckenhaft ausgedehnten) Reiz gegenübersteht. Dann ist höchstens die Formel des potentiellen Bedeutungsmaßes, nicht aber mehr die des aktuellen Bedeutungsmaßes (Weber-Fechnerschen Gesetzes) anwendbar[1]).

Ferner setzt unsere Formel voraus, daß beide Reize das gleiche eng umschriebene Reaktionsgebiet der Person, nur in verschiedenem Grade, in Anspruch nehmen. Aber diese gleichmäßige Beschränkung zweier Reize ist nur ein niemals voll verwirklichter Grenzfall; ihm liegt die Fiktion zugrunde, als ob die Person in lauter scharf getrennte Reaktionsgebiete zerfalle, in deren jedem nun die Reizabstufungen rein graduell verschiedene Wirkungen hervorrufen. In Wirklichkeit aber setzt jeder Reiz doch die ganze Persönlichkeit ins Spiel; und wenn schon, wie wir früher sahen[2]), ein einzelner Reiz sehr mannigfache Reaktionsgebiete anregen kann — in wieviel höherem Maße muß dies für zwei verschieden starke Reize gelten! Sobald etwa der eine Reiz vorwiegend eine sensorielle Reaktion, der andere daneben noch eine Aufmerksamkeitsreaktion oder eine Affektreaktion oder eine Bewegungsreaktion bewirkt, ist es überhaupt nicht mehr möglich, die Bedeutung beider Reize für die Person in eine bloße Quantitätsbeziehung zu bringen; ihr Bedeutungswert ist ein qualitativ verschiedener, und die Formel

[1]) Vgl. Person und Sache, I, S. 417 oben.
[2]) Vgl. S. 197 f.

kann nicht mehr zutreffen. Jetzt erscheint es selbstverständlich, daß das Bedeutungsmaß-Gesetz bei besonders starken Reizen nicht mehr gilt; diese rufen eben nicht mehr lediglich, wie die mittelstarken, eine affektfreie Sinnesreaktion hervor, sondern zugleich Chok- oder Schmerzreaktionen, die mit den Wirkungen jener mittleren Reize gar nicht in eine Maßdimension gebracht werden können.

Alles in allem: der Wert des aktuellen Bedeutungsmaßes darf nicht darin gesehen werden, daß es eine unbedingt geltende und empirisch überall anwendbare mathematische Formel für das Verhältnis von Reizunterschied und persönlicher Reaktion enthielte; es ist vielmehr ein heuristisches Prinzip für das Verständnis der zwischen Welt und Mensch obwaltenden Gradbeziehungen, und zugleich ein Grenzwert, dem sich die Wirklichkeit um so mehr annähert, je enger sich die Reize auf bloß graduell verschiedene Wirkungen innerhalb eines identischen Reaktionsgebietes beschränken.

C. Das Erleben der Persönlichkeit (Bewußtseinslehre).

Siebentes Kapitel.

Die Bedeutung des Bewußtseins.

I. Leben und Erleben.

Als letzter Teil der Persönlichkeitsphilosophie tritt die Lehre vom bewußten Erleben des Menschen auf. Als letzter Teil nicht in dem Sinne, als ob es sich um etwas Nebensächliches handelte, wohl aber in dem Sinne, daß das Verständnis der Bewußtseinserscheinungen erst aus der Kenntnis des persönlichen Zweck- und Wirkungssystems abgeleitet werden kann. Hier liegt in der Tat eine Umkehrung der üblichen Betrachtungsweisen vor. Während man früher das Wesen der Persönlichkeit in ihrer psychischen Beschaffenheit sah, erblicken wir das Wesen des Psychischen in seiner persönlichen Bedeutung. Die Person — als psychophysisch-neutrale, mit zielstrebigen Tendenzen und Fähigkeiten ausgestattete, mit der Welt in Konvergenz stehende einheitliche Wesenheit — ist das Prius; das Vorhandensein eines Sich-Selbstspiegelns in der Form des Bewußtseins ist das Posterius — nicht zeitlich, wohl aber im logischen System der Bedeutung.

Aus dem Leben der Person erwächst ihr Erleben. Darum mußten erst die Wesenszüge und Beziehungen des persönlichen Lebens allseitig besprochen sein, darum mußte zunächst überall das hervorgehoben werden, was in vergleichbarer Weise auf der physischen, der psychischen und der ungeteilt psychophysischen Seite der Person auftritt, damit wir nun die besondere Bedeutung des Psychischen herausstellen können.

Schon daß man überhaupt von der „Bedeutung" des Psychischen sprechen kann, verrät den veränderten Standpunkt. Für denjenigen, dem das Bewußtsein als solches der Kern und letzte Beziehungspunkt alles persönlichen Daseins ist, gibt es kein „Deuten" des Bewußtseins mehr; vielmehr verleiht er ja erst allem anderen in der

Person Deutung und Bedeutung durch die Bezugnahme auf das Bewußtsein. Der Personalismus dagegen bekämpft die Verabsolutierung des Bewußtseins; er gibt ihm eine dienende Stellung im Zwecksystem der Persönlichkeit; er fragt, auf welche Formen, Vorgänge und Ziele der Persönlichkeit die Bewußtseinserscheinungen hindeuten, welche Rolle ihnen zur Verwirklichung jener Ziele zukomme usw.

Sofern die Person lebt, unvermittelt ihrem Dasein und Tun hingegeben ist, ist sie auch unlöslich in die Konvergenz verstrickt; sie steckt in der Welt und die Welt in ihr, ungeklärt und ungeschieden. Aber nicht unscheidbar; und das Scheidemittel ist das Bewußtsein. „Leben" ist ein absoluter Begriff, „Erleben" aber ein Relationsbegriff; es erstreckt sich zwischen Erlebendem und Erlebtem; es bezieht ein Ich auf ein Objekt. Den Inbegriff der Erlebnisse aber bezeichnen wir als Bewußtsein.

Das erste Merkmal des Bewußtseins selbst ist deshalb nicht Synthesis, sondern Analysis. Die Ur-Synthesis, d. i. die Person als sich selbst erhaltende und gestaltende Ganzheit, geht vielmehr allem Bewußtsein voraus; die Ur-Analysis ist die in allem Bewußtwerden sich vollziehende Scheidung von Subjekt und Objekt; diese erst macht dann die innerhalb des Bewußtseins sich entwickelnden Synthesen, des Ichbewußtseins und des Objektbewußtseins, möglich. In dem Augenblick also, da die Person die erste Spur eines Erlebnisses in sich findet, beginnt sie auch zu scheiden zwischen sich und der Welt; und diesen Sonderungsprozeß fortzuführen, ihn trotz aller Unvollendbarkeit immer wieder von neuem anzugreifen, das ist die eigentliche Leistung des Bewußtseins. Alles Bewußtsein ist einerseits werdendes, sich gestaltendes Ich-Bewußtsein (Bewußtsein von der Person, vom Subjekt), andererseits Nicht-Ich-Bewußtsein (Bewußtsein von der Welt, von den Objekten). Unvollendbar ist die Aufgabe; denn die Person muß sich ja, um sich als Ich zu erfassen, immer wieder befreien von dem Fremden und Äußeren, das durch Konvergenz in sie eingeht; und sie kann andererseits das Objekt, das zunächst nur in allerhand Verzerrungen und Verkleidungen an ihrer Kcnvergenz Anteil hat, nur mühselig herauslösen aus dieser subjektiven Bedingtheit und es in seiner „objektiven" Wirklichkeit isolieren. Da-

her ist das Bewußtsein zwar seinem letzten Sinne und Ziele nach auf Ich-Erfassung und Welt-Erfassung gerichtet, aber seinem tatsächlichen Inhalt nach nichts weniger als eine glatte und getreue Spiegelung des Ich und der Welt; ja diese Abweichungen von der reinen Spiegelung werden einen der Hauptpunkte der weiteren Besprechung bilden.

Man wird hier an das Leibnizsche Wort erinnert: „Jede Monade spiegelt das Universum von ihrem Standpunkte aus." Was dies „von ihrem Standpunkte aus" bedeute, darauf kommt es uns gerade an. Sowohl die Auslese dessen, was vom persönlichen Leben zur Spiegelung im Erleben gebracht wird, als auch die Art, wie es sich spiegelt, ob klar oder verschwommen, gleichartig oder verzerrt, aufrecht oder verkehrt — beides ist abhängig von der Rolle, die das Bewußtsein innerhalb des persönlichen Zwecksystems zu spielen habe. Wir müssen also auch hier die Teleologie zu Rate ziehen.

Nicht das ganze Leben der Person, sondern nur einige ausgezeichnete Stellen in diesem sind von Erleben begleitet. Die Bewußtseinssonderung von Ichanteil und Weltanteil innerhalb der Person erscheint nämlich nur dort erforderlich, wo das glatte Ineinandergreifen von beidem eine Störung erfährt, oder anders ausgedrückt: wo die Konvergenz nicht konfliktlos verläuft. Bewußtsein ist also stets Zeichen und Erzeugnis eines Konflikts.

Wo die Welt ungebrochen hingenommen, innerlich widerspruchslos verarbeitet und äußerlich kampflos bearbeitet werden kann, da bedarf der Mensch nicht erst der Waffe des Bewußtseins, da verläuft sein Leben in einen mehr oder minder unbewußten Zustand. Deshalb ist der Grad der Bewußtheit beim Kinde, beim Naturmenschen, bei der „schönen Seele" so ungleich geringer als bei dem Erwachsenen, dem Kulturmenschen, der Kämpfernatur. Darum haben mystische Philosophien stets der Gottheit in ihrer urgründlichen Existenz das Bewußtsein abgesprochen, weil mit ihm schon Unruhe, Kampf und Scheidung in die ruhende Ureinheit gebracht würde. Deshalb müssen alle Schilderungen des Seligkeitszustandes, des Himmels und des goldenen Zeitalters stets so arm sein an Inhalten wirklich bewußten Erlebens.

Aber das endliche Leben des Menschen zeigt nie den ruhenden

Zustand kampfloser Vollendung, ja das Zusammen-Neigen von Ich und Welt („Kon-vergenz“) wird um so mehr zu einem Zusammen-Treffen und Sichmessen („Kon-flikt“), je stärker und reicher das persönliche Leben pulsiert — dessen ist das Bewußtsein ein Spiegel.

In drei Hauptformen kann der bewußtsein-erzeugende Konflikt auftreten.

Konflikte gibt es zunächst überall dort, wo der selbstverständliche Gang der Selbsterhaltung im alten Gleis unterbrochen wird durch neuartige Situationen — mögen diese durch den Wandel und Wechsel der äußeren Umstände, oder mögen sie durch die drängenden inneren Anlagen und Tendenzen der Person herbeigeführt sein. Deshalb ist Bewußtsein vor allem der Bannerträger des Fortschritts und der Entfaltung im persönlichen Leben. Am deutlichsten tritt dies bei der Denkfunktion hervor; denn zu deren Wesen gehört die Problemstellung, d. h. das Auftreten einer in dieser Form früher noch nicht dagewesenen Anforderung. Die Intelligenz, die sich als die „Fähigkeit der Anpassung an neue Forderungen des Lebens“ definieren läßt, ist daher die bewußteste aller menschlichen Dispositionen. Aber es steht auch nicht im Widerspruch hierzu, daß das Gedächtnis, diese „konservative“ Fähigkeit, doch zugleich eine Bewußtseinsdisposition ist. Denn die bloß konservative Aufgabe des Gedächtnisses, das Bewahren von Eindrücken, liegt in der Tat wesentlich im Unbewußten; bewußt wird Gedächtnis vor allem dort, wo es gilt, bisher noch nicht besessene Eindrücke diesem Dauerbesitz zuzuführen (Einprägen, Lernen), und dort, wo der vorhandene Schatz für neue Aufgaben verwertet werden soll (Reproduktion), also in der Tat nur an den Stellen, wo das Gedächtnis über seine bloß konservative Zielsetzung hinausgeht und in den Dienst des Fortschritts tritt [1]).

Konflikte gibt es zweitens dort, wo die verschiedenen Teilzwecke der Person (wie wir sie im „Zwecksystem“ geschildert haben) gleichzeitig an das persönliche Tun Ansprüche erheben, ohne sofort zur Einheit versöhnt werden zu können. Als das

[1]) Das Kriterium des Neuen und Progressiven habe ich früher als alleinigen und erschöpfenden Bestimmungsgrund des Bewußtseins hingestellt (Person und Sache, I, S. 215); doch scheint mir jetzt der Gesichtspunkt des „Konflikts“ umfassender und zutreffender zu sein. Neben dem Kampf mit dem Neuen gibt es noch andere bewußtsein-erzeugende Konfliktformen.

Urgeheimnis des persönlichen Zwecksystems hatten wir die Einverleibung der Fremdzwecke in die Autotelie hingestellt; diese Introzeption aber vollzieht sich nicht immer reibungslos, und jede Reibung entzündet hier den Funken des Bewußtseins. Für das Tier geht der Dienst, den das Individuum der Gattung leistet (im Sexualakt, in der Brutpflege, im Herdeninstinkt), restlos und unmittelbar ein in die Zwecke der individuellen Selbsterhaltung: darum braucht jene überindividuelle Zwecksetzung ihm nicht erst bewußt zu werden. Der Mensch dagegen mit seiner verwickelten Mannigfaltigkeit der Lebensziele muß die Vereinheitlichung erst erarbeiten aus dem Widerstreit der Gemeinschaftszwecke und des Individualzwecks heraus, und der Niederschlag dieser Erarbeitung ist die Bewußtheit; sie ist um so stärker, je heftiger der Kampf ist, der innerhalb der Person durchlebt wird.

Endlich gibt es Konflikte zwischen den einzelnen Zeitmomenten des persönlichen Lebens. Die aktuelle Gegenwart verhält sich zu der Vergangenheit und Zukunft der Person nicht gleichgültig, auch nicht immer von vornherein harmonisch, sondern oft unstimmig und widerstrebend, damit konflikthaltig und bewußtsein-erzeugend. Die Persönlichkeit tendiert zunächst danach, sich restlos vom Gegenwartsleben des Augenblicks erfüllen und fortreißen zu lassen; in diesem ist die persönliche Vergangenheit nur enthalten in der Form unbewußter Gewöhnungs- und Übungserfolge, die persönliche Zukunft nur in der Form unbewußter Dispositionsrichtungen. Aber diese Konfliktlosigkeit — die beim Tier wiederum in hohem Maße gilt — reicht beim Menschen nicht immer aus. Sein vergangenes Dasein mit der Fülle früherer Konflikte und darauf gegründeter Bewußtseinserlebnisse bäumt sich auf gegen die Tendenz der Person, im Gegenwartsaugenblick zu einem Punkt zusammenzuschrumpfen: und die Erinnerung geht als das Bewußtseinserzeugnis dieses Konflikts hervor. Die persönliche Zukunft andererseits sträubt sich, lediglich den sich selbst überassenen Dispositionen anheimgegeben zu sein; sie beanspruchte daß die Gegenwartskonflikte auch sie mit einbeziehen: und die Zukunftsbewußtheit (für die wir leider nicht einen einheitlichen Namen haben) tritt in den Formen der Erwartung und Planung, der Hoffnung und Befürchtung auf.

Bewußtsein ist also überall, wo es erscheint, Symptom für Konflikte — aber doch nicht nur ein Symptom, welches das Vorhandensein innerer Kampfzustände der Person verrät und widerspiegelt, sondern zugleich ein Mittel, um den Konflikt zu überwinden. Ein Spiegel, der zugleich als Waffe dient! Damit tritt uns eine neue Seite der Bewußtseinsteleologie entgegen. Denn nicht immer ist es der Planspiegel, der für Zwecke des Kampfes am geeignetsten ist; der Brennspiegel, der weit verstreute Strahlen in einen Fokus sammelt, der gewölbte Spiegel, der die Dinge vergrößert und verkleinert, ja verschiebt, verdeckt oder auf den Kopf stellt, sie sind als Waffen oft genug dem ebenen Spiegel überlegen. Unbildlich ausgedrückt: die Aufgabe des Bewußtseins, der Person ihr eigenes Ich und die Welt rein zu vergegenwärtigen, wird durchkreuzt durch die andere Aufgabe, sie der Person so zu vergegenwärtigen, wie es ihre individuellen Lebenszwecke erfordern. Selbsterfassung und Objekterfassung sind im Bewußtsein stets egozentrisch eingestellt. Nicht darauf kommt es dem Bewußtsein an, das Ich und die Welt da draußen wirklich so zu erfassen, wie sie sind, sondern nur den Glauben zu haben, daß es sie wirklich erfasse. Die „Treue" oder „Adäquatheit" der Bewußtseinsinhalte, d. h. ihre Übereinstimmung mit dem, was sie repräsentieren sollen, muß weit genug gehen, um jenen Glauben ständig zu rechtfertigen und aufrechtzuerhalten; aber sie darf nicht so weit gehen, um durch ihre objektive Unpersönlichkeit die persönlichen Lebenszwecke zu gefährden. So wie mein Auge das Ferne klein und das sehr weit Entfernte gar nicht mehr sieht — abweichend von der objektiven Größe und Existenz der Dinge —, so spiegelt auch das Bewußtsein das dem Lebensbereich Ferne klein und das weit Entfernte gar nicht mehr, also durchaus egozentrisch. Aber wie ich den Gegenstand, der wenige Millimeter vor mein Auge gehalten wird, ebenfalls nicht mehr sehe, so kann auch das Bewußtsein das ganz Nahe, das am stärksten im Persönlichkeitskern Verankerte, verschwinden lassen eben wegen dieser Lebensnähe. Dieses Gleichnis soll nur ganz ungefähr andeuten, was mit jener egozentrischen Einstellung des Bewußtseins gemeint ist. Ihre Tragweite ist eine ganz ungeheure und kann erst in einer künftig zu schreibenden,

personalistischen Psychologie ganz ausgeschöpft werden; hier müssen die folgenden Andeutungen genügen.

Die Bewußtseinserlebnisse sind zu betrachten einmal, sofern sie getreue Spiegelungen, dann aber, sofern sie egozentrisch bedingte Vorspiegelungen sind. Spiegelungen wie Täuschungen beziehen sich sowohl auf die Darstellungen der Objekte wie auf die des Subjekts im Bewußtsein.

II. Die Spiegelungen des Bewußtseins.

Wenn das Bewußtsein erwacht, findet es sich in einer Person vor, die noch ungelöst mit der Welt in Konvergenz verbunden ist; zugleich aber findet es sich selbst mit der Tendenz behaftet, aus diesem Konvergenzgebilde das Objekt und das Subjekt gesondert herauszustellen. So wenig diese Tendenz sich sogleich verwirklichen kann, die Richtungsbestimmtheit nach außen oder nach innen ist vorhanden, wo nur immer Bewußtsein vorhanden ist. Aber es sind in jeder Richtung Stufen erkennbar in dem Erfolge, mit welchem das Bewußtsein aus der Konvergenzverstrickung sich zu lösen und das Objekt bzw. das Subjekt rein zu spiegeln strebt.

a) Das Objektbewußtsein beginnt damit, daß zwar schon ein der Person gegenüberstehender Gegenstand erfaßt wird, aber noch ganz in der egozentrischen Konstellation des augenblicklichen persönlichen Lebens: das ist die Wahrnehmung (deren einzelne, nur durch nachträgliche Abstraktion zu sondernden Elemente als Empfindungen bezeichnet werden). Der weitere Schritt der Objektivation führt zur (anschaulichen) Vorstellung: nun befreit sich das Bewußtsein vom Objektzustand des Erlebnisaugenblickes und und von der unmittelbaren sinnlichen Zugänglichkeit und sucht, die Gegenstände zu spiegeln, auch sofern sie zur Person nicht mehr in unmittelbarer augenblicklicher Konvergenz stehen. Es stellen sich die Objekte in ihrem vergangenen Dasein (als Erinnerungsvorstellungen) und in ihrem zukünftigen (als Erwartungsvorstellungen) dar; räumliche Nähe oder räumliche Ferne zur Person ist nicht mehr, wie bei der Wahrnehmung, entscheidend für die Erlebnisfähigkeit; ja zu den wirklichen Objekten gesellt sich die Spiegelung der möglichen Objekte, in den Phan-

tasievorstellungen, hinzu. Freilich: stofflich ist die Vorstellung von den aus der Wahrnehmung stammenden Inhalten — den Formen und Farben und Tönen und Berührungen usw. — abhängig; über diese Konvergenzschranke führt erst der dritte Schritt der Bewußtseinsobjektivierung hinaus, zu den Gedanken und Wertungen. Damit werden Erlebnisinhalte erzeugt, die nicht mehr auf das einzelne, zufällige und isolierte Objekt, sondern auf das Wesentliche am Objekt, auf das Gemeinsame vieler Objekte, auf die Beziehung zwischen den Objekten gerichtet sind. Und die fortschreitende Befreiung von der Konvergenz zeigt sich zugleich darin, daß auch die Zufälligkeit und Isoliertheit des erlebenden Subjekts überwunden werden soll. Gedanken und Wertungen treten im Bewußtsein mit dem Anspruch auf Geltung auf: sie erschöpfen sich nicht im Erlebtwerden durch die individuelle Person, sondern sie wollen auch anerkannt werden von jeder denkenden und wertenden Person und zwar deshalb, weil sie das von der persönlichen Konstellation und den individuellen Wandlungen Unabhängige am Objekt widerspiegeln sollen. — Aus allen diesen Elementen baut sich dann schließlich die höchste Form des Objektbewußtseins auf: das einheitliche Weltbild. In ihm soll sich der Zusammenhang von Wahrnehmungen und Vorstellungen, Gedanken und Wertungen gegenseitig tragen, um desto mehr von der Egozentrik der erlebenden Person unabhängig zu sein. So soll es der Tendenz nach geschehen; wie weit diese Objektivität des Weltbildes Aussicht auf Verwirklichung hat, ist eine andere Frage, die in den Erörterungen über die Täuschungen des Bewußtseins nochmals aufgenommen werden wird. So viel aber ist sicher, daß in jeder erlebenden Person (auch im Kinde und im primitivsten Naturmenschen) diese Tendenz zu einem objektiven Weltbild besteht und daß im wissenschaftlichen und philosophischen Bewußtsein die größtmögliche Annäherung an dieses Ziel erreicht wird[1]).

b) Das Subjektbewußtsein setzt ebenfalls wieder dort ein, wo die Verstrickung der Persönlichkeit mit der Welt noch am stärksten und unlöslichsten ist: beim aktuellen Handeln. Der erste Bewußtseinsfunke, der hier aufglüht, ist daher das Triebbewußt-

[1]) Vgl. hierzu auch die Ausführungen über die objektive und die subjektive Seite des Weltbildes in meiner Schrift „Vorgedanken zur Weltanschauung".

sein, das dumpfe Erlebnis eines unmittelbaren Hingedrängtwerdens zum Objekt und Überwältigtwerdens vom Objekt und zwar vom gerade anwesenden und zugänglichen Objekt.

Von hier aus gabelt sich die fortschreitende Subjektivation. Das Überwältigtwerden vom Objekt wird rein erlebt, d. h. ohne sich sogleich in zentrifugale Tat umzusetzen: als Gemütserregung (Gefühl, Affekt, Stimmung). Im Gefühl projiziert sich also die Art, wie die Person auf die Welt reagiert, in die Ebene des Bewußtseins; ihr Gefördertwerden wird als lustvolle, ihr Gefährdetwerden als unlustvolle Gemütsbewegung erlebt. Zugleich aber weist die Färbung des Gefühls doch noch auf das Objekt hin, indem sich sinnliche, intellektuelle, ethische, ästhetische, religiöse Gefühle scheiden — und so ist denn hier die Subjektivation noch nicht vollständig erreicht. Ebenfalls auf halbem Wege zur Subjektivation steht das Strebungsbewußtsein in seinen verschiedenen Schattierungen (als Wunsch, Neigung, Interesse, Wollung) [1]. Auch in ihm wird, wie im Triebbewußtsein, ein Hingedrängtwerden auf das Objekt erlebt; aber es ist nicht mehr das augenblickliche gerade sinnlich gegebene Objekt. Die reiche und mannigfaltige Tatbeziehung der Person zu künftigen, zu fernen, zu nur möglichen Objekten, zu einem Zusammenhang oder Widerstreit mehrerer Objekte, wird jetzt zum Inhalt des Bewußtseins und gewährt so der Persönlichkeit ein umfassenderes Spiegelbild ihrer immanenten Zielstrebigkeit. Aber immerhin: ein Bild, das noch von der Beziehung zu den Objekten belastet und daher noch nicht von den Schlacken der Konvergenz ganz befreit ist. Deshalb ist der Höhepunkt der Subjektivation erst erreicht im Ichbewußtsein, das nicht mehr durch eine einzelne psychologische Kategorie (Trieb, Gemütserregung, Strebung) beschrieben werden kann, aber auch nicht deren bloße Summe ist, sondern eine aus ihrer Verschmelzung hervorgehende einheitliche Selbstspiegelung der Person im eigenen Erleben. „Vor jedem steht ein Bild des, was er werden soll" — und in der Tat ist die innere Tendenz der Person auf

[1]) Absichtlich wird hier der Ausdruck „Wille" vermieden, weil dieser nicht mehr das bloße Bewußtseinserlebnis, sondern die dahinterstehende psychophysisch-neutrale Aktivität der Person bezeichnet. Das Willensbewußtsein, von dem oben allein die Rede ist („Wollung"), ist eben nicht mit dem „Willen" identisch.

künftige Entfaltung derjenige Zug, der die Hauptumrisse des Ichbewußtseinsbildes bestimmt. Aber doch werden Farben und Einzelheiten in dieses Ichbild auch hineingetragen durch das, was die Person früher war und gegenwärtig ist. Vollständig aber wird die Subjektivation dieses Bewußtseinserlebnisses erst durch das egozentrische Gepräge. Im Ichbewußtsein macht sich jeder zum Mittelpunkt seiner Welt — und muß sich dazu machen, um im Kampf gegen die Welt und in der Konvergenz mit ihr sein Sonderdasein und seine Autotelie aufrechtzuerhalten. Hier genießt — und erleidet — die Person ihr stärkstes Erleben; sie erfaßt sich als Individuum, d. h. als geschlossene Einheit des gesamten Daseinsstromes mit all den hohen Zielsetzungen und zugleich dem sysipheischen Fernbleiben von der Zielerreichung; sie erfaßt sich als Individualität, d. h. als etwas Andersartiges und Einziges, mit der Erhabenheit des Ausgezeichnetseins und zugleich mit der zermalmenden Vereinsamung und Fremdheit des Solipsismus. So zeigt denn das Ichbewußtsein am allerstärksten jenen Konfliktcharakter des Bewußtseins überhaupt — was bei den Täuschungen des Bewußtseins deutlich zum Ausdruck kommen wird.

III. Die Täuschungen des Bewußtseins.

Da das Bewußtsein, wie sich ergab, ein ständiger, nie völlig erledigter Prozeß zum Objekt hin, bzw. zum Subjekt hin ist, kann auf keiner Stufe die Spiegelung der Welt oder des Ich eine vollkommene, „adäquate“ sein; da andererseits der Sinn des Bewußtseins aber gerade darin liegt, die jeweils erreichte Stufe für eine angemessene Darstellung der Welt bzw. des Ich zu halten, so unterliegt das Bewußtsein ständigen Täuschungen. Der erlebende Mensch ist stets der Welt gegenüber naiver Realist: er hält das Objekt für so beschaffen, wie es sich in seinem Bewußteinsbilde abmalt. Und er ist ebenso stets dem Ich gegenüber naiver Subjektivist: er hält sein Selbstbewußtsein für eine getreue Kopie des wirklichen eigenen Wesens. Festgestellt werden diese Bewußtseinstäuschungen zunächst nur dadurch, daß eine andere Stufe des Bewußtseins, die dem Objekt bzw. dem Subjekt schon näher gelegen ist (und sich nun ihrerseits naiv für die letzte Stufe hält) zum Maßstab für die vorausgehende Stufe genommen wird.

So wird die Kleinheit weit entfernter Gesichtseindrücke (die vom Kind noch als objektiv genommen wird) aus dem Objekt beseitigt, wenn das vergleichende Bewußtsein die Identität des Objekts, das in der Nähe groß und in der Ferne klein erschien, erkannt hat. Die philosophische Überwindung der Bewußtseinstäuschungen aber liegt nicht darin, daß man zu einer endgültig letzten Stufe der Objekterfassung bzw. Icherfassung käme, die nun für alle früheren zum idealen Maßstabe erhoben würde — das war der Wahn der alten Metaphysik gewesen —, sondern daß man die Aufgabe nach beiden Seiten hin als eine unvollendbare erkennt, daß man den Prozeß der ständig fortschreitenden Objektivation und Subjektivation als einen solchen betrachtet, in dem jede Stufe nur einen Durchgangspunkt bedeutet.

In diesem Sinne ist also jede Bewußtseinsspiegelung der Welt wie des Ich nur eine Vorspiegelung oder „Fiktion", die für Wahrheit genommen wird — und die Philosophie des Als-Ob von Vaihinger gewinnt hier plötzlich Leben und Bedeutung. Aber eben nur als Philosophie des Bewußtseins, die sich aus dem System erst rechtfertigt, nicht als erkenntnistheoretische Grundlegung, da ja einer solchen der Maßstab fehlen muß, an dem man den fiktiven Charakter der Bewußtseinsinhalte messen könnte.

Gewiß kann man nachträglich auch das philosophische Weltbild des kritischen Personalismus als „Fiktion" im eben geschilderten Sinne erweisen — dennoch ist es eben diejenige Fiktion — und „wie mir scheint" die einzige philosophische Fiktion — welche es erlaubt, den „fiktiven" Charakter alles Bewußtseins erst verständlich und sinnvoll zu machen. Darin würde dann diese philosophische Fiktion jedenfalls den Vorzug vor allen anderen Fiktionen haben; und wenn man von einem Cirkulus spricht — so ist es auch hier kein anderer als in jedem möglichen Philosophieren überhaupt, in welchem der Philosoph sich zum eigenen Gesetzgeber und Schiedsrichter macht; denn seinen Anspruch auf das Gesetzgeber- und Schiedsrichteramt selbst kann er nicht wiederum durch eine noch höhere Instanz rechtfertigen. Irgendwo muß angefangen werden; das *sic volo, sic jubeo* steht am Anfang jeglicher Philosophie.

Wir werden weiterhin noch näher die Punkte bezeichnen

können, an welchen die „Fiktion“ des kritisch gefaßten Personbegriffs grundsätzlich über die früheren philosophischen „Fiktionen“ hinausgeht.

Nun wäre es aber ganz einseitig, wollte man in den Bewußtseinstäuschungen nur Unvollkommenheiten, Mängel und Lücken des Bewußtseins sehen. Gewiß beruhen diese Vorspiegelungen zum Teil darauf, daß das Bewußtsein Welt und Ich nicht angemessen spiegeln kann. Zu einem anderen Teil aber darauf, daß es sie überhaupt nicht angemessen spiegeln soll. Vergessen wir nicht, daß das bewußte Erleben eine Waffe in den Kämpfen des Lebens ist; nicht die Wahrheit, sondern die Zweckmäßigkeit bestimmt die Art seiner Spiegelung, und da kann in tausend Fällen die Täuschung von unmittelbarer Lebenswichtigkeit sein. Diese teleologische Seite der Bewußtseinstäuschungen beginnt erst eben hier und da erkannt zu werden; Philosophie des Als-Ob, Pragmatismus, Psychoanalyse haben unseren Blick dafür geschärft. Aber auch hier mußte, wie mich dünkt, ein System der allgemeinen Teleologie entwickelt werden (wie es der kritische Personalismus versucht), um jener sonst in der Luft schwebenden speziellen Teleologie der Bewußtseinstäuschungen den philosophischen Rückhalt zu geben. Denn wenn wir das Telos, dem das Bewußtsein dienend gegenübersteht, nicht zuvor festgestellt haben, wie kann da die Zweckgemäßheit seines Dienstes begriffen werden?

Nur einige Stichproben können hier zeigen, in welchem Sinne eine künftige Psychologie auf personalistischer Grundlage die Lehre von den Bewußtseinstäuschungen zu behandeln haben wird.

a) Das Objektbewußtsein ist in seinen Täuschungen von der modernen Psychologie schon sehr eingehend studiert worden. Die Wahrnehmungstäuschungen, die zum Teil wirkliche „Sinnes“-täuschungen, zum Teil Urteilstäuschungen sind und bald die Existenz nichtvorhandener Objekte (als Halluzinationen), bald deren qualitative oder quantitative Veränderungen (als Illusionen und Größentäuschungen) vorspiegeln — sodann die Erinnerungstäuschungen, wie sie die Psychologie der Aussage im einzelnen aufgedeckt hat — die falschen Objektivationen der Traumbilder — das irrige Für-Wahrhalten von Tatbeständen, die nur in der Erwartung, im Wunsch, in der Phantasie vorhanden sind *(quod*

volumus, credimus libenter) — die durch Suggestion und Nachahmung bewirkte Hinnahme täuschender Vorstellungen — all diese Unstimmigkeiten zwischen Bewußtsein und Objektwelt haben schon lange die Aufmerksamkeit der Forscher beschäftigt. Aber sie interessierten doch vornehmlich, weil sie sich als Ausnahmeerscheinungen darstellten, als auffällige Abweichungen von der normalerweise vorhandenen Einstimmigkeit zwischen Bewußtsein und Welt. Erst die „Fiktions"-Lehre hat klargestellt, daß jene Unstimmigkeit das Normale, ja noch mehr, daß sie das für das Leben Erforderliche ist. Schon die Kraftökonomie der Person verbietet, daß jedem Objekttatbestand ein Bewußtseinstatbestand entspräche; es muß also das Bewußtsein eine außerordentlich weitgehende Auslese, Vereinfachung, Beschneidung und Vergröberung an den Objekten vornehmen, um ihrer Herr zu werden; alles Bewältigenwollen ist nun einmal ein Vergewaltigenmüssen [1]). Und daß nun dieses Auslesen und Beugen zugleich im Sinne der Lebenszwecke vor sich geht, das ist eben die überwältigende Teleologie der Persönlichkeit; aus der Not wird eine Tugend, aus dem scheinbaren Mangel ein Reichtum gemacht.

Zur Illustration darf hier an jene Ausführungen erinnert werden, die im sechsten Kapitel über den Begriff der Schwelle gegeben wurden. Dort wurde dieser Begriff nicht nur auf das Psychische, sondern auch auf das Physische bezogen. Beschränken wir ihn jetzt auf seine Bewußtseinsbedeutung, so schließt er gewiß eine Fülle von „Täuschungen" in sich: durch die Umfangsschwelle werden alle jenseits stehenden Objekte ausgeschieden, als wären sie nicht vorhanden; durch die Unterschiedsschwelle werden Gleichheiten und Konstanzen vorgetäuscht, wo in Wirklichkeit zahllose kleinere und kleinste Verschiedenheiten und Wandlungen in der Objektwelt vorliegen. Aber wir konnten zugleich zeigen, wie sehr der Mensch dieser Vereinfachungen bedarf, wie zweckvoll dasjenige, was die Schwellen nun doch noch dem Bewußtsein zukommen lassen, gerade auf die lebenswichtigen Seiten der Welt konzentriert ist, und wie die Schwelle geradezu positiv schöpferisch wirkt, indem sie die Erfassung von Gleichheit und Konstanz dem

---

[1]) Vgl. Person und Sache, I, S. 5/6.

Menschen überhaupt erst möglich macht — also von Kategorien, die ihm unentbehrlich sind.

Es sei als zweites Beispiel für Bewußtseinsvorspiegelungen hingewiesen auf Erfahrungen, die der Weltkrieg gebracht hat. Er zeigte, daß der Angehörige einer kriegführenden Partei den objektiven Gang der Ereignisse gar nicht zu ertragen vermöchte, weil das gleichmäßige Beachten des Für und Wider, der günstigen wie der ungünstigen Einzelheiten seine Tatkraft lähmen und seine Kämpferstellung erschüttern müßte. Der Handelnde muß (in wissenschaftlichem Sinne) intolerant und unobjektiv sein. Und so muß sich denn das Bewußtsein ein dem Konflikt angemessenes Objektbild gestalten — alles Günstige von vornherein betonen und unterstreichen, alles Widrige innerlich abweisen oder doch znm mindesten auf tiefere Stufen der Wichtigkeits-Rangordnung versetzen. Das sind nicht bewußte Lügen, aber auch nicht die auf intellektuellen Motiven beruhenden Aussageirrtümer, wie sie die Aussagepsychologie untersuchte, sondern eine eigenartige Zwischenform: ganz naive Aussagebeugungen, Akzentverschiebungen, Selbstbetäubungen, die wiederum das so entstehende Bewußtseinsbild für eine adäquate Spiegelung der wirklichen Vorgänge halten müssen, damit es seinen teleologischen Verteidigungs- und Sicherungszweck erfüllen kann.

Als drittes Beispiel seien die Theorien der Wissenschaft erwähnt. Auch sie sind stets vereinfachte Konstruktionen, nur durch Weglassung zahlreicher Inhalte und durch Verabsolutierung gewisser Seiten des Erlebens ermöglicht. — Da macht die mechanische Physik die Welt zu einem Spiel von Atomen, die durch blinde Naturgesetze bewegt werden — sie macht sie dazu, indem sie absieht von aller Qualitätenfülle, von aller organischen Ganzheit und von allem zielstrebigen Wirken, davon die Welt doch so voll ist. Sie muß sie dazu machen, um diese künstlich isolierten Seiten des Daseins durchzudenken in allen ihren Folgerungen und zusammenzuschließen zu einem theoretisch befriedigenden und praktisch verwertbaren Gedankensystem. Aber sie muß von dem nicht-fiktiven Charakter ihrer Fiktion überzeugt sein; denn der Objektivitätsglaube verleiht ihr erst die Energie, das System zu schaffen und auszunutzen. — Da versucht andererseits die Rechts-

wissenschaft, das bürgerliche und staatliche Leben, das so reich an Irrationalem ist, zu einem Gewebe von Gesetzen und Regeln zu rationalisieren; sie fingiert, daß das Dasein der Einzelnen und der Gemeinschaften, welches doch unendlich individualisiert ist, sich gleichlautenden und allgemeingültigen Formeln einordnen lassen müsse — und sie ist gezwungen zu diesen Fiktionen, um wenigstens gewissen gröbsten und vitalsten Bedürfnissen der Individuen und der Staaten Genüge zu schaffen. — Man vergleiche das Weltbild des Mathematikers und dasjenige des Historikers — und man sieht, daß der Objektivitätsglaube jedes der beiden nur auf einer völlig anderen Auslese, Siebung und Bearbeitung dessen beruhen kann, was sie als „Objekt“ glauben fassen zu müssen.

Aber mit aller Schärfe muß es doch hervorgehoben werden, daß jener Objektivitätsglaube erst die Fiktion des Bewußtseins möglich, erträglich und sinnvoll macht. Auch in der Wissenschaft, ja vor allem in der Wissenschaft. Soll die Einsicht in die Fiktion nicht völlig alles Streben lähmen, dann muß zum mindesten damit die Überzeugung verbunden sein, daß sie doch auf dem Wege der Annäherung zum Objekt hin liegt. Die Überzeugung also, daß es Objekte und Subjekte gibt, die zwar in der Konvergenz aufs innigste miteinander verschmolzen sind, die aber in fortschreitender, wenn auch niemals abgeschlossener Arbeit gegeneinander abgegrenzt werden müssen und können, diese Überzeugung ist keine „Fiktion“, sondern ein Glaube. Er ist grundlos wie letzten Endes jeder Glaube, aber die Vorbedingung für das Recht, innerhalb der Bewußtseinserlebnisse von Fiktionen zu sprechen und diese im einzelnen aufzuweisen und zu bewerten. Die Wissenschaft, die das Erkennen ihres eigenen fiktiven Charakters als ihrer Weisheit letzten Schluß verkündigt — wie der Skeptizismus, der Pragmatismus und die Philosophie des Als-Ob — hebt sich selber und ihren Sinn auf. Auch Kant, der Allzermalmer, ist doch nur deswegen in der Lage gewesen, den bloßen Erscheinungscharakter der theoretischen Erkenntnis aufzudecken, weil er ein Wahrsein (in der praktischen Realität) anerkannte, an dem er jenen Schein maß und bewertete

b) Die Täuschungen des Subjektbewußtseins. Hier scheint mir der grundlegendste Unterschied zwischen dem Personalismus

und den meisten philosophischen Richtungen der Gegenwart zu liegen. Denn so sehr es schon längst allseitig anerkannt war, daß das Bewußtsein keine getreue Spiegelung der Objektwelt zu geben vermöge, so wenig hat man doch das Entsprechende für die Erfassung des eigenen Ich. betont. Im Gegenteil: da man ja das Wesen des Ich im Psychischen, d. h. in der Fähigkeit zu Bewußtseinsvorgängen geradezu erschöpft glaubte — *cogito ergo sum* — so identifizierte man meist ganz naiv Ichbewußtsein und Ich, so daß hier nicht einmal mehr von Spiegelung, sondern geradezu von einer Deckung gesprochen werden muß. Die Persönlichkeit als geistige wäre hiernach in ihrem Sein so, wie sie sich der Selbstbetrachtung darstellt; denn diese Selbsterfassung ist ja nichts weiter als ein Registrieren und Sich-Rechenschaftgeben von dem, was in der Person an Bewußtseinsinhalten vorhanden ist.

An diesem naiven Subjektivismus ist wohl hier und da ein wenig gerüttelt worden, aber immer doch nur gelegentlich und ohne Einsicht in die grundsätzliche Bedeutung der Frage. Man bemerkte wohl, daß es zuweilen Selbsttäuschungen über das eigene Ich gebe, sprach von der Schwierigkeit der Selbsterkenntnis usw., aber fragte sich nicht, wie sich das eigentlich mit dem psychischen Charakter der Persönlichkeit vertrage; denn das Bewußtsein, das die Person hat und mit dem sie sich selber erfaßt, wäre doch dann nichts anderes als sie selber und könnte infolgedessen doch auch nicht täuschen. Wo solche Bedenken aufstiegen, half man sich meist mit dem Begriff des Unbewußten (E. v. Hartmann); das Wesen der Person sei unbewußt, und das Bewußtsein reiche eben nicht an die Tiefe des Unbewußten heran — eine in der Sache nicht unzutreffende, aber in ihrer Negativität doch nur dürftige Fassung des wahren Tatbestandes [1]). Im übrigen war man wohl

---

[1]) Immerhin ist die „Philosophie des Unbewußten“ von E. v. Hartmann die erste gewesen, die bemerkte, daß der Weg vom Bewußtsein zum Ich nicht kürzer sei, als der vom Bewußtsein zum Objekt. E. v. Hartmann sagt (Philosophie des Unbewußten, II, S. 29): „Das etwaige Subjekt bleibt dem Bewußtsein ebenso direkt unerreichbar wie das Ding an sich, dem es als inneres Ding an sich korrespondiert. Jeder Glaube an eine unmittelbare Selbsterfassung des Ich im Selbstbewußtseinsakte beruht auf der nämlichen Selbsttäuschung wie der naiv realistische Glaube an unmittelbare Bewußtseinserfassung des unabhängig vom Bewußtsein seienden Dinges an sich.“

meist der Meinung, daß **normalerweise** das Ichbewußtsein ein ziemlich getreues Bild des Ich liefere und daß die Selbsttäuschungen als Ausnahmeerscheinungen nur eine Art von Kuriositätswert besitzen, ähnlich etwa den Halluzinationen oder den Fieberphantasien auf dem Gebiete der Objekttäuschungen.

Als bedeutsame Wendung darf wohl die Auffassung gelten, die von der sogenannten Psychoanalyse vertreten wird. Sie verlegt die wahre Wesenheit der Persönlichkeit ins Unbewußte und schreibt dem Bewußtsein nur **symbolischen** Wert zu. Das Bewußtsein spiegelt also nicht glatt und getreu das Ich wider, sondern hüllt dessen Strebungen und Wesenszüge in tausenderlei bunte und täuschende Schleier, und es bedarf daher eines höchst kunstvollen Systems von Deutungen, um dahinter zu kommen, was denn eigentlich das Bewußtsein mit seinem krausen Zeichensystem „meine".

Wie stark die Psychoanalyse diesen neuen Grundgedanken durch die Art ihrer Deuterei und durch die einseitige Fassung der menschlichen Persönlichkeit verstümmelt und entwertet hat, gehört nicht in den Zusammenhang dieser Betrachtung[1]); es mußte

[1]) Nur anmerkungsweise sei folgendes erwähnt. **Freud**, der Schöpfer der Psychoanalyse, faßt die geistige Persönlichkeit wesentlich mechanistisch auf als Aggregat zahlloser psychischer Elemente, die größtenteils im Unbewußten ihr Spiel treiben und nur verzerrte und unerkennbare Symbole ihrer selbst an die Oberfläche des Bewußtseins entsenden. Insbesondere sind es bestimmte von **außen** kommende Einzeleindrücke, die meist schon in der Kindheit Gleichgewichtsstörungen herbeiführen (sogenannte „psychische Traumata") und die, ins Unbewußte verdrängt, Verheerung anrichten. Sie gehören so gut wie immer dem sexuellen Gebiet an, wie denn überhaupt die ganze Zweckmannigfaltigkeit der Person für den Psychoanalytiker zusammenschrumpft zu dem einen Zweckgebiet der Sexualität. Die im Unbewußten Gefahr stiftenden Elemente (die sogenannten „Komplexe") können ins Bewußtsein gehoben und somit unschädlich gemacht werden, indem man von den im Bewußtsein aufzeigbaren Symbolen zu ihnen herabsteigt. Dazu aber muß man nun in allen beliebigen Bewußtseinsinhalten eben Symbole sehen; und die Art, wie die harmlosesten und fernliegendsten Bewußtseinserlebnisse, beliebige Vorstellungsassoziationen, Traumbruchstücke usw. umgedeutet und gedreht werden, bis sich aus ihnen ein zugrundeliegender sexuell gefärbter Komplex im Unbewußten ableiten läßt — dies Verfahren ist von **Freud** und seinen Schülern zu einem solchen jeder Kritik baren System ausgearbeitet worden, daß man auf das lebhafteste an die Chiromantik und Astrologie des 16. Jahrhunderts erinnert wird.

Aber immerhin: aus der alten zeichendeuterischen Astrologie hat sich allmählich die ernst wissenschaftliche Astronomie entwickelt; und wer weiß,

lediglich hervorgehoben werden, daß sie von einer ganz anderen Seite her ähnlichen Zielen zustrebt, wie sie der kritische Personalismus von seinen philosophischen Voraussetzungen aus zu erreichen sucht.

Es ergibt sich also als neue Forderung eine Erkenntnistheorie der Selbsterkenntnis, wie es schon längst eine solche der Objekterkenntnis gibt. Genau so wie das Objektbewußtsein sich nur in einem unendlichen Prozeß dem Objekt annähert, ohne dessen bewußtseinstranszendentes Wesen jemals rein zu erreichen, ganz ebenso ist auch unser Ichbewußtsein nur in einer fortwährenden Bewegung zum wahren Wesen des Ich hin begriffen, ohne mit ihm jemals zusammenzufallen. Denn auch das Ich als die vom Ichbewußtsein gesuchte eigene Persönlichkeit ist bewußtseinstranszendent.

Diese so eigentümliche Verbindung von getreuem Spiegeln und täuschungsvollem Vorspiegeln, die in dem Verhältnis zwischen Ich und Ichbewußtsein besteht, bedarf der gesonderten Behandlung in einem Schlußkapitel; zuvor aber muß noch über einen zuletzt

---

ob es nicht mit der Psychoanalyse ähnlich gehen wird. Man braucht nur den Fortschritt zu bemerken, den sie in der Schule Alfred Adlers gemacht hat, wo sie unter dem Namen „Individualpsychologie“ auftritt. Hier ist die Ähnlichkeit mit meiner oben entwickelten personalistischen Auffassung ganz offensichtlich; und dies ist um so bemerkenswerter, als Adler und ich ganz unabhängig voneinander zu unseren Grundanschauungen gelangt sind. Adler hat auch bereits eine ausgesprochen teleologische Auffassung der Persönlichkeit. In jedem Menschen wirkt unbewußt ein Entwicklungsziel, die sogenannte „Leitlinie“, die all seinem Tun und Erleben die Färbung gibt. Diese Leitlinie als die immanente Bestimmung jeder Persönlichkeit herauszufinden, ist die Aufgabe des Arztes, des Erziehers, kurz eines jeden, der auf Menschen zu wirken hat. Da aber die Leitlinie unbewußt ist, muß sie wiederum herausgedeutet werden aus den im Bewußtsein vorhandenen Symptomen. Diese Symptome sind den unbewußten Strebungen, die sie vertreten, durchaus nicht gleich, im Gegenteil oft geradezu entgegengesetzt. Denn die Persönlichkeit hat eine natürliche Scheu, ihr Innerstes sich und anderen bewußt zu machen und schiebt dann konträre Strebungen ins Bewußtsein, um sich zu sichern und zu verrammeln hinter einem System von Fiktionen. — Einseitig ist wiederum Adler darin, daß er die Bedeutung des Bewußtseins fast ganz und gar in solchen „Protesten“, also im Auf-den-Kopf-Stellen der wirklichen persönlichen Strebungen zu erblicken meint, ferner darin, daß auch bei ihm noch die Sexualsphäre einen ungerechtfertigt breiten Platz im System seiner Deutungen einnimmt.

immer wieder verwandten Begriff volle Klarheit gewonnen werden. Das ist der Begriff des Unbewußten.

IV. Das Unbewußte.

Solange die Psychologie sich lediglich auf die Betrachtung des Bewußtseins beschränkt, findet sie zahllose, mannigfache und wechselnde, vielfältig verbundene „Erscheinungen" oder „Phänomene", die nichts anderes als passive Gegebenheiten sind und für sich allein betrachtet einen durchaus fragmentarischen Charakter tragen. Sie können beschrieben, geordnet und klassifiziert werden; aber jeder Versuch, sie zu erklären, zu verstehen oder zu deuten, muß notgedrungen über die Dimension des Bewußtseins hinausführen. So haben — mit verschwindenden Ausnahmen — die wissenschaftlichen Psychologien in irgend einer Form über den Bewußtseinsbegriff hinausgehen und etwas „Unbewußtes" formulieren müssen. Für die personalistische Theorie ist aber dieser Begriff nicht, wie für die meisten Theorien, ein unbequemer Notbehelf oder ein unverständliches X. Sie ist auf Grund ihrer philosophischen Voraussetzungen imstande, den Begriff seiner farblosen Negativität zu entkleiden und ihm innerhalb des Umkreises persönlichen Daseins seine positive Stelle zu verschaffen oder vielmehr seine positiven Stellen; denn bei näherer Betrachtung umfaßt der Begriff des Unbewußten eine ganze Reihe verschiedener Bedeutungen [1].

Wir bezeichnen als „unbewußt" alles dasjenige an der Person, was zu ihren Bewußseinstatsachen Beziehung oder für sie Bedeutung hat und doch nicht selber Bewußtseinstatsache ist. Das Unbewußte tritt auf in den beiden Hauptarten des „Unterbewußten" und des „Überbewußten".

Das „Unterbewußte" ergibt sich aus der fragmentarischen Beschaffenheit des Bewußtseins. Bewußtseinserscheinungen kommen aus scheinbarem Nichts und verschwinden wieder in dieses, tauchen von neuem auf, vielleicht in verwandelter Form oder in vorher

[1]) Dabei beschränkt sich unsere Untersuchung durchaus auf den anthropologischen Begriff des Unbewußten. Der kosmologische Begriff eines unbewußten Weltprinzips, wie es von Schelling, E. v. Hartmann u. a. verkündet wird, gehört nicht in den obigen Zusammenhang.

nicht dagewesenen Verbindungen. So weisen verschiedene und getrennte Bewußtseinsmomente aufeinander hin; sie gehören zusammen und sind doch geschieden durch Zustände des Nichtbewußtseins.

In der Tat besteht nun auch ein Zusammenhang zwischen diesen Bewußtseinsbruchstücken; er ist durch die Person gegeben, die stetig ihr Dasein über die ganze Zeit erstreckt. In die ununterbrochene Teleologie ihres Lebensprozesses gehören auch ihre Bewußtseinszustände hinein; ihre Selbsterhaltung wirkt, daß früher dagewesene Bewußtseinsinhalte später wieder auftauchen; ihre Selbstentfaltung macht, daß neue Bewußtseinszustände zu gewissen Zeiten, zuerst nur andeutungsweise, dann mit immer steigender Deutlichkeit, sich einstellen. Diejenigen Persönlichkeitszustände nun, die vor, zwischen und nach Bewußtseinszuständen vorhanden sind und in teleologischer Verknüpfung mit diesen stehen, können unbewußt im Sinne des „Unterbewußten“ heißen. So sinkt eine Gesichtsvorstellung ins „Unterbewußte“, um aus diesem, wenn es die Lebenszusammenhänge der Person verlangen, wieder aufzutauchen; alle psychischen Gedächtnisspuren und Übungswirkungen gehören hierher, solange sie nur „latent“ sind zwischen dem Augenblick, der sie erzeugte, und dem Augenblick, der sie von neuem im Bewußtsein aktualisiert. Auch an den früher ausführlich behandelten Begriff der Schwelle und insbesondere der Schwellenüberlagerung (S. 197) sei erinnert: die Einwirkung, die ein Reiz in der Person hervorruft, kann bewußt werden oder unterbewußt bleiben, je nach der besonderen Funktion, mit der auf den Reiz reagiert wird. Was für die Wahrnehmung bewußt ist, kann für die Erinnerung oder die Gemütswirkung unterbewußt sein. Aber eine Änderung der persönlichen Einstellung kann sofort auch die Schwellenwerte verschieben und das Unterbewußte bewußt machen, und umgekehrt.

Als unterbewußt im Sinne der Selbstentfaltung hat jede sich entwickelnde Anlage zu gelten; wenn eine solche beginnt, sich erstmalig in dämmernden Bewußtseinsäußerungen zu bekunden, so vermögen wir rückwärts aus vorangegangenen bewußtseinsfreien Handlungsformen zu erdeuten, daß sie sich im „Unterbewußten“ schon lange vorbereitet habe. So regt sich unterbewußt der Mutter-

instinkt schon um Jahrzehnte voraus im kleinen Mädchen, das zärtlich seine Puppe betreut.

Der Einfachheit halber bezeichnen wir jene Latenzzustände gern nach denjenigen Bewußtseinserscheinungen, von denen sie herrühren oder zu denen sie hinleiten: wir sprechen von unbewußten oder unterbewußten „Vorstellungen", „Gefühlen", „Strebungen" usw. Aber man halte sich stets gegenwärtig, daß dies nur uneigentliche Ausdrücke sind; sie bedeuten nicht wirkliche Vorstellungen usw., die im Dunkelkeller der Unbewußtheit eingeschlossen sind, sondern lediglich Potentialitäten: die Möglichkeiten zu bewußten Vorstellungen usw. Aber dennoch bedürfen wir jenes Begriffes; denn durch ihn werden erst die sporadischen Erscheinungen des wirklichen Bewußtseins eingeordnet in den personalgeschichtlichen Zweckzusammenhang, durch den sie getragen werden und Sinn erhalten. Über die weiten Lücken hinweg, die zwischen den einzelnen Bewußtseinserlebnissen klaffen, erstreckt sich die Einheit des persönlichen Daseins; der Anteil, den diese sinnvolle Einheit an jenen Bewußtseinsfragmenten hat, wird durch diese unterbewußten Zwischenglieder ausgedrückt.

Unterbewußt sind somit alle Zustände der Person, die noch nicht bewußt oder nicht mehr bewußt sind, die also ein Minus gegenüber den Bewußtseinserscheinungen darstellen, da sie deren Vorbereitungen oder Nachwirkungen sind. Es steckt zugleich eine Wertung in dem Begriff und zwar eine positive Wertbetonung des Bewußtseins gegenüber jenen unterschwelligen Zuständen.

Ganz anders steht es mit dem Begriff des „Überbewußten". Hierher gehört alles das an der Person, was mehr ist als bloßes Bewußtsein. Die Erlebnisse des Bewußtseins selbst sind passiv, bloße Gegebenheiten; aber sie sind die Angriffspunkte, die Rohstoffe, die Spiegelungen, die Waffen für aktive Verhaltungsweisen der Person. Diese Aktivität ist somit nicht selber Bewußtsein, mag sie noch so eng mit Bewußtseinserscheinungen verknüpft sein; sie ist das, was Bewußtsein macht, sich des Bewußtseins bedient, sich im Bewußtsein spiegelt — aber eben deshalb nich selber in die Bewußtseinsebene hineingehört.

Was wir hier Aktivität nennen, gliedert sich dann noch in

drei Stufen, die uns wohl bekannt sind, hier aber noch einmal in ihrer Beziehung zum Bewußtseinsproblem kurz aufgezählt werden müssen.

Da sind zunächst die einzelnen Akte, die in einem bestimmten Zeitpunkt wirksam werden, mögen es nun Reaktionen oder Spontanaktionen sein. Jeder Denkakt, jede Willenshandlung, jede Aufmerksamkeitseinstellung, die Leistungen des Schülers und die Werkschöpfungen des Künstlers — sie alle sind unmittelbare Ausflüsse der psychophysisch-neutralen Zielstrebigkeit der Person und als solche überbewußt. Dem widerspricht es nicht, daß etwa eine Willenshandlung von stärksten Bewußtseinserlebnissen begleitet sein mag, als da sind: Spannungsempfindungen, Tätigkeitsgefühle, Motivvorstellungen und deren Gegeneinanderkämpfen, sowie schließlich das Bewußtseinserlebnis der Entscheidung. Denn alle diese Phänomene sind nicht „der Willensakt", sondern bilden nur seine Begleiterscheinungen, seine Vorbedingungen und seine Spiegelungen; Willenstat verhält sich zu Willensbewußtsein wie der in realer Kraftentladung hinunterbrausende Wasserfall zu den spiegelnden Reflexen, die er unten in der Oberfläche des Wasserbeckens erzeugt.

Überbewußt zu sein kommt somit grundsätzlich jedem Akt zu. Aber als Begleiterscheinung und Spiegelung kann das Bewußtsein in sehr verschiedenem Grade beim Akt beteiligt sein; und deshalb unterscheidet der gewöhnliche Sprachgebrauch bewußte und unbewußte, ja auch in verschiedenem Grade bewußte Akte Es wird nicht möglich sein, diesen Sprachgebrauch zu beseitigen; der Philosoph und Psychologe aber muß sich darüber klar sein, daß man den Ausdruck „bewußt" vom Akt in einem ganz anderen Sinne gebraucht, als von einer Vorstellung oder einem Gefühl. Bei diesen Phänomenen ist durch die Bezeichnung ihr Wesenszug gekennzeichnet; „bewußt" heißt für sie „in Bewußtsein bestehend". Der Akt kann zwar mehr oder minder „bewußtseinsbehaftet" sein; sein Wesenszug aber ist und bleibt das psychophysisch-neutrale, überbewußte Merkmal des zielstrebigen Wirkens.

Die Bewußtseinsbegleitung beim Akt kann sich sowohl auf das Ziel, wie auf die Mittel der Ausführung beziehen; dort sprechen wir von Absicht, hier von Planung. Von der fast ganz im Dunkel

des Unbewußten verlaufenden Triebhandlung bis zur Entscheidung eines Hindenburg, bei der ein genau bedachtes Ziel durch bewußteste Berechnung aller Mittel und unter bewußtester Erwägung der verschiedensten Möglichkeiten erreicht werden soll, gibt es alle Stufen der Bewußtseinsbehaftung bei den persönlichen Akten. Aber auch die stärkste Bewußtseinsbehaftung bleibt noch hinter dem Akt selbst unendlich zurück. Niemals ist das Bewußtsein — das hatte uns ja der vorige Abschnitt gezeigt — eine ganz adäquate Spiegelung der wirklichen persönlichen Aktivität. Oft genug täuscht es sogar über deren wahre Beschaffenheit; und das eigentlich Aktmäßige: die ursprüngliche und produktive Setzung des Zieles das richtunggebende Moment, welches in die vagen Möglichkeiten der Bewußtseinsabläufe Ordnung bringt, die meisten Wege hemmt und einen einzigen gangbar macht, und schließlich das Hervorbringen der eindeutigen Entscheidung — all dies ist nicht ein bloßes Gefüge von Bewußtseinsvorgängen, sondern die ihnen übergeordnete einheitliche Leistung der Persönlichkeit.

Es ist merkwürdig, wie dieser überbewußte Charakter des Aktes besonders deutlich an den beiden äußersten Phasen der Persönlichkeitsentwicklung auftritt. Er zeigt sich einerseits bei den primitiven Taten, welche die notwendigsten für alle Menschen geltenden Lebensvoraussetzungen verwirklichen: die Instinkt- und Triebhandlungen bekunden eine jenseits aller Bewußtheit waltende treffsichere Zweckmäßigkeit. Er kennzeichnet andererseits die produktivsten Taten, welche von seltenen Persönlichkeiten in seltenen Augenblicken vollbracht werden, um die Menschheitsentwicklung zu steigern: alles geniale Schaffen ist in der entscheidenden Konzeption nicht durch Absicht und Plan bestimmt, sondern quillt aus Tiefen der Persönlichkeit hervor, in denen es noch keine Bewußtheit gibt; erst wenn die schaffende Arbeit bis zur Oberfläche emporgestiegen ist, an der Bewußtseinsspiegelungen möglich sind, setzt nun reflektierende Herausarbeitung des Zieles, überlegter Entwurf und planmäßige Durchführung ein. Kants geniale Entdeckung, daß die „Unbewußtheit" zum Wesen der Genialität gehöre, ist von allen Genies, die sich Rechenschaft von ihrem Schaffen zu geben suchten, bestätigt worden.

Die einzelnen Akte sind, wie wir wissen, Ausflüsse von

Dispositionen,. d. h. chronischen Fähigkeiten und Tendenzen zur Betätigung; und von diesen muß erst recht gelten, daß sie unbewußt im Sinne von „überbewußt" sind. Wir haben früher die Dispositionen geschieden in physische (z. B. Verdauungsfähigkeit), psychische (z. B. Gedächtnis, Talent) und psychophysisch-neutrale (z. B. Temperament). Die beiden letzten haben es mit Bewußtseinsphänomenen zu tun; aber sie sind natürlich nicht mit ihnen identisch, sondern bilden den dauernden Hintergrund, vor dem die Bewußtseinserlebnisse im gegebenen Augenblick auftreten. Das Gedächtnis ist, als menschliche Eigenschaft betrachtet, nicht selber bewußt, sondern bewußtsein-ermöglichend; nur jener Standpunkt, der „Gedächtnis" lediglich als Sammelwort für die im Individuum tatsächlich auftretenden Gedächtnisvorstellungen bezeichnet, hätte ein Recht, ihm Bewußtsein zuzuschreiben. Bekanntlich hat lange Zeit die Angst vor dem geheimnisvollen Begriff der „Disposition" zu solchen schwächlichen Wortgebräuchen geführt; ihre Unzulänglichkeit ist von uns an anderen Stellen nachgewiesen worden.

Nein, die Dispositionen, auch die psychischen, haben wirkliche Existenz: als Teilstrahlen der ununterbrochenen persönlichen Zielstrebigkeit sind sie die Bestimmungsgründe für gewisse persönliche Betätigungsgebiete und dadurch mittelbar auch für die mit den Betätigungen verbundenen Bewußtseinserscheinungen. Bleiben wir bei dem Beispiel des Gedächtnisses; wir bezeichnen damit die Fähigkeit der Person, frühere Erfahrungen für spätere Lebensabschnitte zu verwerten. Das Gedächtnis ist dauernd vorhanden, auch wenn im Augenblick keine solche Verwertung stattfindet. Es ist vorhanden, auch wenn jene Verwertung in einer rein physischen Tätigkeit, z. B. im Vollführen einer eingelernten Dressur besteht. Es ist vorhanden, wenn meine gegenwärtigen Bewußtseinserscheinungen durch frühere Erlebnisse umgestaltet werden, ohne daß diese früheren Erlebnisse selbst im Bewußtsein wären (z. B. beim sogenannten Bekanntheitsgefühl). Es ist endlich vorhanden, wenn die Verwertung im Wiederauflebenlassen einer früheren Bewußtseinserscheinung sich bekundet (eigentliche Gedächtnisvorstellung). Daß unter solchen Umständen das Gedächtnis als Disposition nicht mit dem Dasein von Bewußtseinserscheinungen

einfach identifiziert werden darf, ist klar; es stellt vielmehr eine überbewußte Wirkungsfähigkeit dar. Und Gleiches gilt von jeder anderen Disposition.

Dennoch kann man von der „Bewußtheit“ einer Disposition, z. B. eines Talentes, sprechen, aber in einem ganz anderen Sinne. Dann ist nicht die Disposition als solche Bewußtseinserscheinung, sondern: das Individuum ist sich dieser seiner Disposition bewußt, daß es sie habe und wie sie beschaffen sei. Damit werden wir sofort zur höchsten Stufe des Überbewußten geführt, zur Person selbst.

Die Person als solche ist nicht Bewußtsein, sondern sie hat Bewußtsein. Sie hat es, neben vielem anderen, was sie hat, und ist daher selber als „überbewußt“ zu bezeichnen. Dies bedarf keiner weiteren Ausführung mehr nach den letzten Kapiteln, die zur Genüge gezeigt haben, wie wenig das in der Person vorhandene Bewußtsein imstande ist, ein angemessenes und erschöpfendes Bild von der Person selbst zu geben. Die Selbsttätigkeit, die individualisierte Ganzheit, die innere Zielstrebigkeit der psychophysisch-neutralen Person sind Merkmale, die sich irgendwie in ihrem Bewußtsein niederschlagen, sich dieses Bewußtseins als eines Spiegels und als einer Waffe bedienen — aber sie sind doch etwas durchaus anderes als die Bewußtheit selbst.

Die unselige Vieldeutigkeit des Begriffs „bewußt“ geht uns erst jetzt auf, wenn wir finden, daß der Begriff trotz des eben erwähnten Sachverhalts auf die Person als ganze angewandt wird. Wir sprechen von einer „bewußten Persönlichkeit“. Was heißt das? Bewußt kann hier natürlich nicht dasselbe bedeuten wie in der Verbindung „bewußte Vorstellung“. „Bewußtsein“ hat bei der Vorstellung, wie es schon die sprachliche Fassung ergibt, passiven Sinn: die Vorstellung ist etwas Gewußtes. Auf die Person angewandt aber hat das Wort eine zugleich passive und aktive Bedeutung: die Person ist etwas Gewußtes und zugleich etwas Wissendes; sie weiß von sich selber — oder glaubt doch von sich selber zu wissen. Es ist bedauerlich, daß die deutsche Sprache das Aktivum zu „bewußt“, das Verbum „bewissen“, nicht geprägt hat. Dies allein würde zutreffend jene Tätigkeit der Person ausdrücken, durch welche sie ihr Bewußtsein von sich selbst erzeugt. Genug, diesogenannte „bewußte Persönlichkeit“ ist nicht

Bewußtseinserscheinung, sondern ist Schöpferin eines auf sich selbst gerichteten Bewußtseins; und so bleibt es dabei, daß sie selber „überbewußt" ist. Dies um so mehr, als auch das ausgebildetste und noch so stark betonte Ichbewußtsein kein wahres Abbild der sich darin reflektierenden Persönlichkeit ist.

Wir sind am Ende unseres Aufstiegs durch die verschiedenen Arten des „Unbewußten" angelangt. Es hat sich dieser Begriff als ein so chamäleonartiger ergeben, daß die größte Sparsamkeit seiner Anwendung empfehlenswert ist; und dies ist jetzt auch möglich, da in den psychophysisch-neutralen Bestimmungen der Person positive Bezeichnungen für die gleichen Tatbestände gewonnen sind.

Bewußtsein und Unbewußtes zusammen ergeben den Umkreis des Begriffs des „Psychischen", über den noch ein Wort gesagt werden muß.

Nichts scheint mir charakteristischer für die veränderte Stellung, die der Personalismus zum Problem „Mensch" einnimmt, als daß der Begriff des Psychischen erst gegen den Schluß der Persönlichkeitslehre zur Erörterung gestellt wird. Das bedeutet etwa nicht, daß sein Gegenbegriff, der des Physischen, die Betrachtung beherrsche — von irgend welcher materialistischen Anwandlung weiß sich der Personalismus völlig frei. Aber es bedeutet, daß hinter jenem Gegensatz von Physischem und Psychischem mit Macht ein Etwas emporgewachsen ist, welches ihr Gemeinsames enthält und uns dadurch der Wahrheitserkenntnis weit näher brachte, als es die Erkenntnis des Physischen für sich oder die des Psychischen für sich je hätte tun können. Dies Etwas ist die Person: alles was wir von ihr in dem Buch mit Ausnahme des letzten Abschnittes aussagten, bewegte sich jenseits des Unterschiedes von Leiblich und Seelisch, war psychophysisch-neutral.

Damit ist der Begriff des Psychischen aber nicht nur zu sekundärer Bedeutung herabgedrückt, sondern auch in seinem Inhalt wesentlich verkürzt worden. Denn viele Merkmale, die man früher als Kennzeichnungen des „Psychischen" ansah, haben sich jetzt als solche der „Person" erwiesen, der sie in ihrer neutralen Beschaffenheit zukommen. Es sind dies vor allem die Merkmale der Individuation und der Teleologie.

Früher galt das Psychische (die Psyche, die Seele, der Geist) als der eigentliche Quellpunkt der persönlichen Einheitlichkeit (Ganzheit) und des zielstrebigen Tuns. Diese Annahme setzt also voraus, daß andererseits das Physische im Menschen als solches bloßes Aggregat und bloßer Mechanismus sei. Indem wir beides, Ganzheit und Zielstrebigkeit, der ungeteilten Person beimessen, wurde auch das leibliche Sein und Geschehen in diesen Rahmen mit eingeschlossen; ja wir fanden zahlreiche Seins- und Verhaltungsweisen der Person — und es waren gerade die wesentlichsten —, in denen die Frage, ob Ganzheit und Zielstrebigkeit ihrer leiblichen oder ihrer psychischen Seite zukomme, geradezu sinnlos wurde; denn sie erstreckten sich in untrennbarer Einheit auf das Ineinandergefüge von organischen und bewußten Lebensprozessen. Höchstens daß Einheit und Zielstrebigkeit dort, wo sie sich speziell psychisch bekundeten, eine besondere Form annehmen. Aber einen alleinigen Anspruch auf jene Kategorien überhaupt hat das Psychische nicht mehr.

Was bleibt nun vom Standpunkt des Personalismus als das Kennzeichen des Psychischen übrig? Die Bewußtseinsbezogenheit. Alles was selber Bewußtsein ist in der Person oder zu ihrem Bewußtsein in Beziehung steht, macht ihre psychische Existenz aus. „Will man die Fundamentaltatsache zum Ausdruck bringen, daß die Person, sofern sie sich selber erscheint, nicht bloß aus beliebigen hier und dort gelegentlich auftretenden Bewußtseinsphänomenen besteht, sondern daß diese sporadischen Phänomene gehalten und getragen sind durch einen sinnvollen, in sich geschlossenen, personalgeschichtlichen Zusammenhang, so haben wir für eben diesen Zusammenhang keinen anderen Terminus als das Wort psychisch“ [1]).

Da nun aber das Psychische nichts anderes ist als die Person, sofern sie zu ihren eigenen Bewußtseinsinhalten Beziehungen hat, muß auch die Teleologie des persönlichen Tuns auf diese ihre psychische Seite überstrahlen. Es ist also gerade umgekehrt, als man es früher meinte: nicht die Person ist teleologisch, weil sie psychisch ist, sondern das Psychische ist teleologisch, weil es persönlich ist.

[1]) Person und Sache, I, S. 213.

Daraus ergibt sich nun wieder eine grundsätzliche Forderung für die Wissenschaft vom Psychischen: Die Psychologie kann sich nicht darauf beschränken, Bewußtseinsphänomene zu beschreiben, sondern muß sie in ihrem Zusammenhang verstehen und erklären. Die Zusammenhänge aber ruhen in dem Telos der Persönlichkeit, und diesem Telos sind die Erklärungskategorien zu entnehmen, welche der Kategorie der bloßen Bewußtseinserscheinungen übergeordnet werden müssen, damit Psychologie als Wissenschaft möglich wird.

Wir haben diese Kategorien schon in der Besprechung des „Unbewußten" angewendet und stellen sie nun noch einmal in Kürze zusammen [1]).

Das Strukturbild der wissenschaftlichen Psychologie baut sich aus vier logischen Kategorien auf, die von ihrem unmittelbaren Gegenstand bis zur Einheit der Person heraufführen: Phänomene (Erscheinungen), Akte (Taten), Dispositionen (Fähigkeiten und Tendenzen), Person (Ich). Der Psychologe muß stets alle vier Schichten zusammen berücksichtigen; er muß sich klar sein über die Verbindungen, die von einer zur anderen führen, sonst ist seine ganze Arbeit vergeblich. Es gibt keine Bewußtseinserscheinungen an sich; sie existieren vielmehr nur in und an aktuellen, zielstrebigen Taten der Persönlichkeit. Es gibt keine psychischen Taten als isolierte Ereignisse; sie sind verständlich nur als Auswirkungen der zu ihnen dauernd befähigenden Dispositionen. Es gibt keine einzelnen psychischen Dispositionen als Sonderkräfte; sie sind nur Teilstrahlen der einheitlichen Entelechie der Persönlichkeit. Alle Psychologien, die sich auf eine der vier Schichten fast oder ganz ausschließlich beschränkten, mußten versagen: die reine Bewußtseinspsychologie ebenso wie die Aktpsychologie, die Vermögenspsychologie ebenso wie die Ichpsychologie. Die Idee der *unitas multiplex* hat auch hier zu herrschen.

---

[1]) Ausführlicher habe ich diese Neugestaltung, welche die Psychologie durch den Personalismus erhält und insbesondere das Vierschichten-System dargelegt in meiner Schrift: Die Psychologie und der Personalismus, 1916, auf die hier für alles Nähere verwiesen werden muß.

Achtes Kapitel.

Ichbewußtsein und Persönlichkeit.

I. Ichgemäßes und täuschendes Ichbewußtsein.

Eine vollständige Bewußtseinslehre müßte die im vorigen Kapitel angedeuteten Grundgedanken sowohl nach der Seite des Objektbewußtseins wie nach der des Ichbewußtseins mit gleicher Ausführlichkeit entwickeln. Aber da hier weder eine Erkenntnistheorie, noch eine systematische Psychologie gegeben werden soll, sondern eine Theorie der Persönlichkeit, so hat lediglich diejenige Seite des Bewußtseins, die auf die Persönlichkeit selbst verweist, also das Ichbewußtsein, Anspruch auf eine gesonderte Schlußbetrachtung. Zugleich liegt hier meiner Überzeugung nach vor allem das Neue der personalistischen Bewußtseinslehre. Erst für den Personalismus gewinnt die Frage vollen Sinn, in welcher Beziehung das Ich-Bewußtsein zur Ich-Person stehe; denn der Zielpunkt, auf den das Ichbewußtsein irgendwie hinzusteuern sucht, ist nun anderweitig gegeben und kann mit jenem verglichen werden. Jetzt erst können wir verstehen, daß das Ichbewußtsein weder identisch ist mit dem Ich, noch seine reine Spiegelung darstellt, sondern daß Unstimmigkeiten vorhanden sind und daß diese Unstimmigkciten teils als Mängel, andernteils aber als teleologische Notwendigkeiten begriffen werden müssen.

Das Ichbewußtsein, das irgend eine Person von sich selber hat, kann schon deshalb keine erschöpfende Selbstdarstellung sein, weil alles Bewußtsein sich nur am und im Konflikt entwickelt und die Person nicht lediglich aus Konflikten besteht. Für das konfliktlose Dasein und Geschehen in der Person fehlt der Niederschlag im Erleben; Ichbewußtsein ist immer nur Bewußtsein des kämpferischen Teiles meiner selbst[1]). Dasjenige an der

[1]) Vgl. hierzu das, was S. 225 über das Bewußtsein im allgemeinen gesagt worden ist.

Person, was bedroht und gefährdet ist, das, was sich gegen Störungen zu behaupten, gegen die Tücke und Trägheit des Objektes durchzusetzen, gegen eigene Schwäche zu sichern sucht, aber auch all das, was sich gegenüber den Hemmungen des Hergebrachten neuartig zu entfalten strebt, das wirft seine Schatten hinein ins Bewußtsein und führt hier zu einem mehr oder weniger verschobenen Ichbilde. So wie der friedliche Rembrandt sich selbst mit Vorliebe in glänzender Kriegerrüstung und in Waffen starrend abmalte, so ist eigentlich jegliches Gemälde, das eine Person von sich selbst in ihrem Ichbewußtsein entwirft, in Kämpferstellung aufgenommen — in Kämpferstellung, die zu einem bald geringeren, bald größeren Teil Kämpferpose ist.

Demnach beruht die Unstimmigkeit zwischen Ichbewußtsein und wahrem Ich nicht bloß darauf, daß alles Konfliktlose im Bilde fehlt, sondern auch darauf, daß das Konflikthaltige nur zum Teil in getreuer Spiegelung, zum anderen Teil in symbolischer Verschiebung sich darstellt. Diese Zwiespältigkeit des Ichbewußtseins muß noch näher betrachtet werden. Dort, wo das wahre Wesen der Person aktives Kampfstreben[1]) atmet, dort, wo Selbstbehauptungs- und Selbstentfaltungstendenz gerade und offen der Welt gegenüber ihre Ziele verficht, da kann die Bewußtseinspiegelung im Erleben auf weiten Strecken adäquaten Charakter haben; da ist das Selbstbewußtsein ein ähnliches Bild des Selbst. Der gesunde, kraftvoll tätige und strebende Mensch hat daher für die Hauptzüge seines Daseins ein „ichgemäßes Ichbewußtsein"; das was in ihm als bewußtes Ideal lebt, der Sinn, den er selbst seiner Lebensaufgabe zuschreibt, all das ist auch in der Tat der richtunggebende Faktor seines Tuns; die Vorstellung, die er sich von seiner eigenen Wesenheit, von seinen Stärken und Schwächen, Mängeln und Vorzügen im Bewußtsein entwirft, gibt ein zwar nur ungefähres, aber doch immerhin ähnliches Bild seiner wirklichen Wesensbeschaffenheit.

Aber selbst in einem solchen ganz überwiegend „ichgemäßen" Ichbewußtsein gibt es stets Momente der Unstimmigkeit und Verschiedenheit, kurz eines „täuschenden Ichbewußtseins". Denn

---

[1]) „Streben" hier nicht im psychologischen, sondern im neutral-personalistischen Sinne als Richtungsbestimmtheit der persönlichen Tätigkeit.

in jedem Kämpferleben finden sich Zeiten der Erschlaffung und Stellen der gelockerten Widerstandsfähigkeit; und das unmittelbare Bewußtwerden solcher Schwäche würde dem Selbstbildnis seine überzeugende, anfeuernde Autosuggestion nehmen. Ganz so wie — in unserem früheren Beispiel aus dem Weltkrieg (S. 236) — das Objektbewußtsein durch solche Tendenzen Umbiegungen erfährt, ganz so geschieht es auch mit dem Selbstbewußtsein. Es genügt nicht, daß der Mensch die schwachen Stellen seiner Persönlichkeit sich selbst preisgegeben im Unbewußten bestehen lasse; denn sie sind eben nicht zu jenem selbstverständlich zweckmäßigen und konfliktlosen Funktionieren fähig, das fern vom Bewußtsein ablaufen kann. Sie müssen also irgendwie, da sie konflikthaltig sind, im Bewußtsein einen Reflex erzeugen, dürfen es aber nicht, wie eben erwähnt, in getreuer Spiegelung. Und so ergibt sich denn, daß sie in einer verwandelten Form ins Bewußtsein treten; die Erlebnisse, die sich auf sie beziehen, sind dann nicht mehr Abbilder von ihnen, sondern Hieroglyphen, deren wahrer Sinn erst enträtselt werden muß.

Hier ist die Stelle, wo sich gewisse engere Gedankengänge der Psychoanalyse dem weiteren Ideenzusammenhang des Personalismus einfügen.

Da wühlt in der Person irgend eine widrige Zieleinstellung, z. B. ein sexuelles Hinneigen zu einem anderen Menschen, der solchen Begehrungen nicht zugänglich ist oder sein darf[1]). Das Bewußtsein läßt dies als unmittelbares Icherlebnis nicht zu, weil ein solcher Bewußtseinsinhalt die ganze Sicherheit des Ich im Lebenskampfe untergraben würde. Aber da es ein konflikthaltiger Stoff ist, der nach Bewußtseinsreaktion drängt, so führt er zu einer Übertragung in inadäquate Bewußtseinsdarstellung: eine „Deckvorstellung“ setzt sich an die Stelle der begehrten Person; die wühlende Neigung wird „sublimiert“; aus der Erotik wird ideale Schwärmerei, religiöse Inbrunst, dichterische Betätigung oder ähnliches. — Daß solche Übertragungen auch im Traum eine gewisse Rolle spielen, darf der Psychoanalyse zugestanden werden. So manche geheimen Strebungen und Sehnsüchte — so lehrt Freud —, die sich während des Wachzustandes gar nicht oder nur ganz verstohlen ins Bewußtsein wagen, benutzen den unverantwortlichen Zustand des Schlafes, um unter allerlei Masken ins Bewußtsein zu steigen und sich hier, wenn auch nur in der Phantasie, zu befriedigen; hierdurch wird die Persönlichkeit von den inneren Spannungen befreit, die durch das unbewußte Weiterwühlen hervorgerufen worden wären.

---

[1]) In der einseitigen Auffassung Freuds treten bei Knaben fast immer die Mütter, bei Mädchen die Väter als Zielpunkte dieser unbewußten Erotik auf.

Die eben angedeutete „Übertragung" ist aber nur eine Form des Wandlungsprozesses, der vom wirklichen Ichzustand zum bewußten Icherlebnis führt. Noch viel auffälliger ist die Unstimmigkeit zwischen beiden bei der „Umkehrung", auf welche die Adlersche Theorie besonderen Wert legt. Wieder ist irgend eine Schwäche im Ichzustand vorhanden, welche die Person sich als solche nicht ins Bewußtsein zu heben wünscht; aber es genügt ihr nicht mehr, diese durch andere Bewußtseinsinhalte zu verdecken, sondern sie sucht sie geradezu zu verleugnen und durch Betonung ihres Gegensatzes zu überwinden. Dabei handelt es sich nicht um Lüge und Heuchelei; denn der Prozeß der Umkehrung selbst verläuft ja außerhalb des Bewußtseins, erst sein Endergebnis geht in dieses ein. Wenn wir daher oben von Kämpfer-„Pose" sprachen, so ist es eine Pose, die die Person nicht nur anderen, sondern sich selber vormacht. Der Feigling im nächtlichen Wald, der sich durch lautes Singen und Pfeifen, durch recht energisches Auftreten schließlich selbst einredet, wie mutig er sei —, der äußerlich rauhe Polterer, der seine im Grunde weichherzige Natur nicht nur vor anderen, sondern vor sich selbst verbergen möchte —, das Bettlerkind, das wenigstens in seinem Spiel als Prinz oder Fee alle Not und Entbehrung des wirklichen Lebens durch entgegengesetztes Phantasie-Erleben zu überwinden strebt —, das sind einige Beispiele für dieses konträre Verhältnis zwischen Ichbewußtsein und Ich.

Auch der teleologische Ertrag dieser Umkehrung wird bereits von Adler betont: sie führt nämlich oft genug eine wirkliche Überwindung der Schwäche, ja ihre Überkompensation herbei. Die bewußte Pflege einer Tendenz, die einem eingewurzelten minderwertigen Ichzustande entgegenarbeitet, kann aus ihr selber einen neuen und starken Ichzustand machen[1]).

Das Verhältnis von ichgemäßem zu täuschendem Ichbewußtsein geht nun aber in vielen Punkten weit über den Rahmen hinaus, den die Psychoanalyse gezogen hat, und muß grundsätzlicher gefaßt werden.

Zunächst könnte die psychoanalytische Theorie leicht die Meinung erwecken, als sei das ganze Ichbewußtsein überhaupt nichts anderes als ein gewaltiger Täuschungskomplex. Die vorwiegende Beschäftigung mit krankhaften Bewußtseinszuständen hat die Psychoanalytiker schließlich dahin geführt, daß sie in Bewußtseinserlebnissen lediglich Deckmäntel, Trugbilder und Sicherungen sahen, und hat sie blind gemacht für die ichgemäßen Erlebnisse. Es ist der bekannte Fehler: daß das Abnorme und Pathologische, besonders dort, wo es neu entdeckt wird, alles Interesse auf sich lenkt und das Normale und Angemessene in ein scheinbares Nichts versinken läßt.

Dem gegenüber muß nachdrücklichst betont werden, daß die

[1]) Zu dieser Überkompensation vgl. auch S. 145.

Täuschungen des Selbstbewußtseins im Grunde doch nichts anderes sind als mehr oder minder verzerrte Spiegelungen des Selbstbewußtseins. Die echten Spiegelungen (d. h. die angemessenen Icherlebnisse) bilden normalerweise das Leitmotiv des Persönlichkeitsbewußtseins; die Selbsttäuschungen wandeln das Leitmotiv in mannigfachen Modulationen und Verschnörkelungen ab, ohne es doch aufzuheben.

Aber das Verhältnis beider Ichbewußtseinsformen zueinander kann nun freilich in jedem Individuum eine besondere Proportion annehmen; und keine Unterscheidung greift vielleicht tiefer in die Charakterologie ein als die zwischen Individuen mit ganz überwiegend ichgemäßem Ichbewußtsein und Individuen mit stark täuschendem Ichbewußtsein. Zu letzterem Typ gehören viele ausgesprochen krankhafte Individuen, insbesondere die Hysteriker. Aber auch innerhalb der Normalität ist der Typ stark vertreten: alle Menschen mit stark unterstrichenem Ich-Erleben, alle, die da schwelgen in Selbstzergliederung, Selbsterhöhung oder Selbsterniedrigung, sie alle neigen dazu, vor ihr reales Ich eine scheinhafte Ichkulisse zu ziehen, die ihnen erlaubt, unbewußt vor sich selber Theater zu spielen.

Mit diesem Typ hat es die Psychoanalyse bisher fast ausschließlich zu tun gehabt. Aber die große Mehrzahl der Menschen gehört ihm nicht an; sie bildet den Typ des vorwiegend ichgemäßen Ichbewußtseins. Indessen bleibt auch bei diesem das Problem der Selbsttäuschungen des Ichbewußtseins in seiner vollen Bedeutung bestehen; denn wenn hier auch nie wie dort die ganze Persönlichkeit von der Selbsttäuschungstendenz angesteckt wird — in zahlreichen Einzelheiten macht sich die Tendenz in jedem, auch dem geradesten und getreuesten Ichbewußtsein geltend. Eine wirkliche Deckung von Ichbewußtsein und Ich ist ja nur ein nie erreichter Idealzustand.

Deshalb müssen wir in der Aufdeckung solcher Selbsttäuschungsmomente sogar noch über die Gesichtspunkte hinausgehen, welche die Psychoanalyse vorbrachte; ihre wirkliche Tragweite wird aber nur dann richtig eingeschätzt, wenn man sich ihre Verwobenheit mit dem ichgemäßen Ichbewußtsein dauernd vor Augen hält.

II. Das Motivationserlebnis.

Personen sind tätige Wesen; wie verhält sich die innere Bestimmtheit ihrer Tätigkeit, also deren wirkliche Motivation, zu dem Bewußtsein, das die Person von ihren Motiven hat, also zum Motivationserlebnis? Hier liegt eine der Haupttäuschungen des Selbstbewußtseins vor: daß man die beim Handeln erlebten Gefühle und Zielvorstellungen als die wahren Beweggründe des Tuns ansieht. In Wirklichkeit aber liegen die eigentlichen Springquellen des menschlichen Tuns nicht in Bewußtseinsinhalten, sondern in den Zwecken, die in und über der Person walten; die Kräfteverteilung dieser Zwecktendenzen aber, aus der schließlich jede einzelne Handlung resultiert, kann — ja muß unter Umständen — eine andere sein als das Spiel der auf die Zwecke bezogenen Bewußtseinserlebnisse.

Erinnern wir uns hier des Zwecksystems der Person: in ihm stand der Selbstzwecklichkeit die Heterotelie gegenüber, d. i. der Inbegriff jener Zwecke, denen die Person dient, ohne daß es sich unmittelbar um ihr Selbst handelt. Wir fanden aber ferner, daß diese Heterotelie alle Selbsttätigkeit und Eigenwesenheit ersticken, die Person zum Sklaven und zur Sache herabdrücken würde, wenn nicht jenes schlechthin letzte Mysterium, die innere Zielaneignung oder „Introzeption" bestände. Die Person behauptet ihr persönliches Dasein gegenüber den Fremdzwecken, indem sie den Dienst für diese zum Bestandteil ihrer eigenen Wesenheit und ihres Selbstzweckes macht. Aber immerhin: hier liegt ein innerer Konflikt vor, der nun nicht nur von Bewußtsein begleitet ist, sondern in diesem oft genug nach der Seite der Autotelie hin übertrieben wird. Mit anderen Worten: den überwältigenden Anforderungen der Fremdzwecke gegenüber kann sich die Person zuweilen nur dadurch sichern und retten, daß sie sich in ihrem Bewußtsein vortäuscht, es handle sich dabei um ihre persönlichen Eigenzwecke, um die Befriedigung ihrer Gefühle, um die Erfüllung ihrer Wünsche — und diese Egozentrik des Bewußtseins macht die Person erst stark dazu, in ihrem wirklichen Handeln mit den über- und außerpersönlichen Lebenszielen fertig zu werden, ohne sich selbst aufzugeben.

Das bekannteste, auch schon von früheren Denkern in diesem Sinne verwertete Beispiel ist der Geschlechtstrieb: seinem Bewußtseinsinhalt nach individuelles Begehren und Genießen, seinem letzten Ziel nach überpersönlich, der Erhaltung und Erhöhung der Gattung (des Volkes, der Menschheit) dienend. „Daher kann die Natur ihren Zweck nur dadurch erreichen, daß sie dem Individuo einen gewissen Wahn einpflanzt, vermöge dessen ihm als ein Gut für sich selbst scheint, was in Wahrheit bloß eines für die Gattung ist, so daß dasselbe dieser dient, während es sich selber zu dienen wähnt ... Dieser Wahn ist der Instinkt." So spricht Schopenhauer diesen Gedanken aus (Welt als Wille und Vorstellung, II, S. 616). Und ganz ähnlich äußert sich Ed. v. Hartmann: „Die philosophische Betrachtung tut nichts weiter, als daß sie die Illusion enthüllt, in welcher der natürliche Mensch befangen ist, die Illusion, daß jene mystischen Gefühle in sich selbst einen vernünftigen Boden, eine Begründung oder Berechtigung haben könnten" (Philosophie des Unbewußten, I, S. 202/3). Freilich liegt in diesen Aussprüchen eine übertriebene Zuspitzung — und dadurch schließlich Verfälschung — unseres Gedankens. Wird es doch hier so dargestellt, als ob das ganze individuelle Erleben der Erotik nichts als ein Wahngebilde, eine bloße Kriegslist der Weltordnung sei[1]) — eine Auffassung, welche die Leugnung der Persönlichkeit als selbstzwecklicher Wesenheit zur Voraussetzung hat. Gewiß: wäre die Gattung der einzige Selbstzweck, dann wäre das Individuum mit seinen Gefühlen und Strebungen nichts als deren Ausführungsorgan, und alle bewußte Egozentrik wäre ein Irrsal. Erkennt man aber die Persönlichkeit als Selbstwert und Selbstzweck an, die durch jene überpersönlichen Zwecke nicht aufgesogen, wohl aber teils mitbestimmt, teils bereichert wird — dann kann man von dem bloß wahnhaften Charakter des Bewußtseins nicht mehr sprechen. Im Gegenteil: die mangelnde Übereinstimmung zwischen Bewußtsein und wahrem Ziel dient nicht nur dem höheren Zweck der Gattung, sondern ermöglicht, daß dabei zugleich die Persönlichkeit ihre individuelle Wesenheit aufrecht erhält. Das Bewußtsein verschiebt nur die Bedeutungsakzente in dem Verhältnis zwischen überpersönlichem und persön-

[1]) „Stratagem der Natur" (Schopenhauer).

lichem Zweck; aber es setzt nicht einfach in grober Vertauschung den einen für den anderen ein[1]). Dies wird besonders deutlich, wenn man die menschliche Erotik mit dem tierischen Geschlechtsleben vergleicht. Beim Tier ist das individuelle Lust- und Giererlebnis in der Tat nicht viel anderes als ein solches „Stratagem der Natur"; hier ist aber auch die Bewußtseinsdifferenzierung dieses Erlebens noch außerordentlich dumpf und gering. Beim Menschen aber entfaltet sich das erotische Erleben über den bloßen Sexualinstinkt hinaus um so stärker und mannigfacher, je persönlicher und individueller der Mensch wird. Zahllose Bewußtseinsinhalte, die nichts mehr unmittelbar mit der Fortpflanzung der Gattung zu tun haben, Schwärmerei und Liebe, Haß und Eifersucht, Koketterie und Scham — sie alle dienen doch nicht lediglich als wechselnde Masken, die sich das allmächtige Gattungsziel aufsetzt, um das Individuum seiner Macht zu unterwerfen, sondern sie sind zugleich die Kampfreaktionen der Person, durch welche diese in und neben der Erfüllung jenes Gattungszwecks ihr Selbstsein und ihre Individualität wahrt. Jakobs Kampf mit dem Engel: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!

Andere besonders eindrucksvolle Proben für solche Bewußtseinserscheinungen, welche Fremdzwecke vor uns selbst verschleiern, bot der Weltkrieg. Er stellte für jeden Soldaten die stärkste Heterotelie dar, die denkbar ist: Verzicht auf Beruf und Familie, auf Interessen und Neigungen, vielleicht auf Gesundheit und Leben — kurz auf das meiste, was bis dahin das individuelle Erleben erfüllt hatte — zugunsten des einen Überzwecks, des Vaterlandes. Eine Dienstbarkeit und ein Opferbringen, bei dem anscheinend für das Recht der eigenen Person kaum mehr ein Plätzchen übrig blieb. Da rettet sich die bedrohte Individualität in das Bewußtsein, und zwar in doppelter Weise, adäquat und inadäquat. Die Person

[1]) Die hier behandelte Bewußtseinsillusion ist, obwohl sie gleichfalls die Sexualität zum Gegenstand hat, durchaus nicht identisch mit der von der Psychoanalyse behandelten (s. S. 253), ja zum Teil geradezu gegensätzlich zu ihr. Denn die Psychoanalyse beachtet diejenigen Fälle, in denen die Erotik sich selber verleugnet, also als Erotik unbewußt bleibt und nur durch Deckvorstellungen ins Bewußtsein ragt. Hier handelt es sich aber um die Erotik gerade als bewußtes individuelles Erlebnis; sie wird selbst zur Deckvorstellung für andere im Unbewußten bleibende heterotele Zielsetzungen der Person.

erlebt jenen bedrohten Wert, dem sie zu dienen hat, und unterscheidet sich dadurch grundsätzlich von den Kanonen und anderen unpersönlichen Dingen, die dem gleichen Zweck dienen. Vaterländische und völkische Begeisterung, Heimatsliebe, dynastisches Gefühl, Siegeswille, Hingebung und Entsagung, es sind die Bewußtseinsniederschläge der wirklichen Zwecksetzungen, die eben jetzt das Tun der Person beherrschen; wir haben es demnach soweit mit einem „ichgemäßen Ichbewußtsein“ zu tun. Aber hierbei bleibt das Bewußtsein nicht stehen. Jene Regungen sind an sich zu unindividuell, noch zu wenig auf das Selbst bezogen, um dessen persönlichen Einzelwert neben jenem überragenden Überwert aufrechtzuerhalten. Und so hilft sich das Bewußtsein, indem es selbstische Regungen betont, als ob sie um ihrer selbst willen befriedigt würden, während sie in Wirklichkeit auch nur Mittel im Dienste des überpersönlichen Zweckes sind. Ehrgeiz, Streben nach Ruhm und Auszeichnung, Lust am Abenteuerlichen, selbst Mordlust und Blutrausch — sie mögen scheinbar in vielen die Vordergrundsfläche des Bewußtseins ganz oder vornehmlich ausfüllen; und doch wäre es ein Unrecht, würde man in ihnen ebenso ausschließlich oder vornehmlich die wirklichen Motive des Handelns sehen. Gewiß sind auch sie teilweise echte Spiegelungen von Ichtendenzen (die aber dann mit dem großen Gesamtzweck nicht in Einklang ständen); aber ihre Betontheit im Bewußtsein kann weit stärker sein, als ihrem wahren Motivationsgewicht entspricht; denn sie dienen zugleich als rettende Selbsttäuschungen des Ich gegenüber der Heterotelie.

Besonders auffällig scheint mir diese Bewußtseinsverschiebung vorzuliegen bei dem Bewußtseinsphänomen des Feindeshasses. Sofern das einzelne Glied eines Volkes im Krieg nur ausführendes Organ der Volkszwecke ist, kann das Feindschaftsgefühl gegen den Einzelangehörigen des anderen Volkes eigentlich nur Sinn haben, sofern auch jener Glied und Organ der gegnerischen Gruppe ist. Aber wiederum wird das Gefühl egozentrisch gewandelt: der einzelne Volksgenosse ist bestrebt, auch als autotele Persönlichkeit seine überindividuelle Stellungnahme vor sich selbst zu rechtfertigen, und wandelt daher in seinem Bewußtsein jenes unpersönliche Vernichtungsstreben in persönlichen Haß um; ohne

diesen würde das überindividuell geforderte feindselige Verhalten das Subjekt so fremdartig, so innerlich unmöglich anmuten, daß es darunter seine persönliche Würde zu verlieren fürchten könnte. — Diese Auffassung des Feindeshasses macht manche völkerpsychologische Erscheinung verständlich. Sie erklärt zunächst jene scheinbare Paradoxie, daß der Feindeshaß um so größer ist, je weiter der Mensch von der eigentlichen Beteiligung am Kampfe entfernt ist. Draußen an der Front ist die Tätigkeit im Dienste des Ganzen so lebenerfüllend, so unmittelbar den ganzen Menschen in Anspruch nehmend, daß es zu dem inneren Konflikt mit der persönlichen Autotelie und damit zur Bewußtheit gar nicht erst kommt. Der in der Heimat Zurückgebliebene empfindet den Druck, der von dem Gesamtzweck auf den einzelnen ausgeübt wird, viel stärker, weil er ihn nicht in unmittelbare Selbsttätigkeit umsetzen kann, und rettet sich dafür in die Selbstspiegelung des Bewußtseins, in der er dann die notwendige Stellungnahme gegen den Feind als persönlichen Haß zu empfinden glaubt. — Das zweite völkerpsychologische Phänomen, das jetzt begreiflich wird, ist der überraschend schnelle Wandel, der mit so entstandenen Haßgefühlen vor sich geht. Da sie nicht im eigensten und innersten Leben verankert sind, sondern nur eine teleologisch bestimmte Notwendigkeit des Bewußtseins darstellen, sind sie zeitweilige Erlebensformen; sie sind subjektive Reaktionen auf gewisse überpersönliche Zweckforderungen und kommen und gehen mit diesen. So sehr jeder Volksgenosse während des Krieges glauben muß, daß sein individueller Haß ein echter und dauernder ist — sonst bliebe er nicht stark in seinem Überwindungs- und Vernichtungswillen — so sehr zeigt doch jeder Friedensschluß, daß jener Glaube eine Selbsttäuschung war; und es zeigt der Wechsel politischer Bündnisse sogar, daß der Haß binnen erstaunlich kurzer Frist in Freundschaft umschlagen kann. Die Freundschaft wird dann ebenso mit individueller Aufrichtigkeit empfunden wie vorher der Haß; denn bei allen diesen Vorgängen handelt es sich ja nicht — wie immer wieder betont werden muß — um ein System von Heucheleien und trügerischen Absichten, sondern um völlig gutgläubige und naive Selbsttäuschungen, die aus der Notwendigkeit des persönlichen Selbstschutzes hervorgehen.

Derselben Erscheinung begegnen wir schließlich auch bei dem so ganz andersartigen religiösen Erleben. Die Zugehörigkeit der Ichperson zur Allperson, die „schlechthinnige Abhängigkeit" ist die metaphysische, jenseits alles Bewußtseins stehende Tatsache, mit welcher das Individuum fertig werden muß. Das „schlechthinnige Abhängigkeits-Gefühl" wäre demnach die getreue Bewußtseinsspiegelung dieses Verhältnisses. Aber hat Schleiermacher recht, daß damit das religiöse Bewußtsein erschöpfend benannt ist? Keinesfalls. Denn jenes Gefühl allein würde Aufgeben jeder Egozentrik, Verzicht auf jedes persönliche Eigensein bedeuten. Und das erträgt der Mensch nicht. Deshalb schafft sich sein Bewußtsein andere Symbole in Ergänzung jenes, durch welche die Individualität nicht vernichtet, sondern bereichert, oder auch verengt, jedenfalls aber betont wird. Mag das Bewußtsein den mystischen Zug annehmen, daß die eigene Person durch die Gemeinschaft mit Gott selbst vergöttlicht wird — mag es sich mehr egoistisch gebärden, indem es in Gott den Erfüller selbstischer Wünsche und Hoffnungen, den Retter aus individuellen Nöten sieht — so verschieden diese Regungen sind, sie sind alle wiederum Kampfesposen des Persönlichkeitsbewußtseins gegenüber der metaphysischen Allgewalt des höchsten Zweckes, dem die Person zu dienen hat. Es sind Kampfesposen, die teleologisch von unbedingter Notwendigkeit sind, die nun aber nicht ebenfalls in jedem Zuge als getreue Spiegelungen des wirklichen Verhältnisses der Ichheit zur Gottheit aufgefaßt werden müssen. —

Beschäftigten uns bisher die Selbsttäuschungen des Ichbewußtseins als allgemein menschliche Erscheinungen, so ist nun die besondere Ausprägung des Prinzips bei den großen Persönlichkeiten der Geschichte zu erwähnen. Das Genie verkörpert ja das Wunder, einerseits die persönlichste Persönlichkeit in stärkster Eigenart und Besonderung darzustellen, andererseits das unpersönlichste Organ der großen Welt-, Menschheits- und Volkszwecke zu sein. Hält man sich — wie es z. B. Hegel und Ed. v. Hartmann tun — nur an das zweite, dann werden die persönlichen Regungen des Genies, seine bewußten Motive, wiederum zu bloßen Selbsttäuschungen über die in Wirklichkeit ganz anderen und überpersönlichen Zwecke, in deren Dienst es steht. Was

Schopenhauer das „Stratagem der Natur“ nannte, bezeichnet sein Antipode Hegel ganz ähnlich als die „List der Vernunft“: „Man kann in diesem Sinne sagen, daß die göttliche Vorsehung sich der Welt und ihrem Prozeß gegenüber als die absolute List verhält. Gott läßt die Menschen mit ihren besonderen Leidenschaften und Interessen gewähren, und was dadurch zustande kommt, das ist die Vollführung seiner Absichten, welche ein anderes sind als dasjenige, um was es denjenigen, deren er sich dabei bedient, zunächst zu tun war“ [1]). Und Ed. v. Hartmann greift diesen Hegelschen Gedanken auf: „Die Geschichte erreicht durch die Initiative großer Männer Resultate, die von deren eigentlichen Absichten weit entfernt waren . . . Nur ein unhistorischer Sinn kann die Leichenfelder dieser vom Unbewußten düpierten Helden schmähen, aus denen so fruchtbare und segensvolle Ernten hervorgesproßt sind.“ Wir werden wiederum diesem Standpunkt nur ein teilweises Recht zuerkennen können. Gewiß sind oft genug im Bewußtseinsvordergrunde eines Großen Regungen vorherrschend, die weit von seiner wahren und geschichtlichen Sendung abweichen, so die Herrschsucht bei manchem Staatsmann, die Ruhmsucht beim Künstler und Gelehrten, krittelnde Neuerungssucht und Oppositionslust bei revolutionierenden Geistern, die dazu bestimmt sind, kommenden Entwicklungen den Weg zu bahnen. Aber „geschichtliche Sendung“ ist doch niemals der Zweck, in dem sich das Dasein einer Person, und sei sie noch so groß, erschöpfte. Sie ist als Persönlichkeit auch Selbstwert und Selbstzweck und muß als solche um so stärker ihre Bewußtheit von sich betonen, je stärker in ihr der Zug ins Überpersönliche wirksam ist. Und in diesem Sinne ist ihr bewußtes Erleben nie bloße Illusion. Man denke an Goethe: das so unendlich reiche individuelle Erleben dieser Persönlichkeit ist doch nicht nur ein täuschender Deckmantel, dessen er zur Schöpfung seines überindividuellen Werkes bedurfte, sondern es war ein in weitem Umfang getreuer Ausdruck für das in ihm waltende Persönlichkeitsleben. Gerade ein Goethe darf als Typus jenes „ichgemäßen Ichbewußtseins“ gelten, von dem wir oben sprachen. Aber freilich, in vielen anderen Genies ist der andere Typus des „täuschenden Ichbewußtseins“

[1]) Vgl. Kuno Fischer, Hegel, I, S. 552.

vorherrschend — so z. B. bei Napoleon oder Lasalle, bei denen im Bewußtsein die Motive des persönlichen Macht- und Ehrstrebens vorherrschten, während in ihnen geschichtliche Neugestaltungen überpersönlicher Art zur Verwirklichung drängten.

III. Die Selbstbewertung des Ich.

Aus allem bisher Gesagten erhebt sich nun eine dringliche Wertfrage: wenn das Selbstbewußtsein nicht in jeglicher Hinsicht dem wahren Selbst gemäß, sondern in Täuschungen befangen ist — welche Wertbetonungen haben diese Täuschungen? Malt der Mensch sich in seinem Selbstbewußtsein besser oder schlechter, als er in Wirklichkeit ist? Die zahlreichen Beispiele, die wir für die Vorspiegelungen des Selbstbewußtseins brachten, zeigen, daß es keine eindeutige Antwort auf diese Frage gibt. Gemeinsam war freilich jenen Täuschungen der egozentrische Zug: das Bewußtsein soll das „Persönliche" an der Persönlichkeit betonen, soll sie in ihrer Besonderheit und Ganzheit sichern, sowohl gegenüber den eigenen Schwächen und Mängeln, wie gegenüber den fremden Zwecken, denen sie dienstbar ist. Aber „Egozentrik" ist, wie schon früher (S. 59) nachdrücklich betont wurde, nicht „Egoismus"; und weil sich das Motivbewußtsein nicht immer mit den faktisch wirkenden Zielantrieben deckt, darum kann die Egozentrik sich selbst bald egoistischer, bald weniger egoistisch malen, als es dem wahren Sein und Tun der Person entspricht.

Besser als er ist, malt sich der Mensch überall dort, wo die Bewußtseinsvorspiegelung Schwächen und Laster verdecken soll. Ganz allgemein ist überhaupt schon das starke Schwelgen im Bewußtsein eine Verdeckung für eine Schwäche im Tun. Das nnere Erleben dient als Surrogat für die geringere Lebendigkeit des Handelns, in welchem Innen und Außen noch ungeschieden sind. Das Nichtkönnen, das einen Mangel an wirklicher Lebenstüchtigkeit darstellt, putzt sich als ein Nichtwollen auf; der Fuchs, dem die Trauben zu hoch hängen, erzählt nicht nur anderen, daß er saure Trauben nicht liebe, sondern er redet es sich auch selbst ein. So wird die Not vor dem Bewußtsein zur Tugend gemacht, dem fremden Zwang der Schein eigener Stellungnahme angedichtet. Das, wogegen man sich innerlich machtlos fühlt,

eine schlimme Neigung, eine Hemmungslosigkeit — es wird im Bewußtsein vielfältig hin und hergewendet, zerlegt, begründet, verteidigt und — schließlich zu einem Prinzip zurechtgeformt, das nun aus freier Tat und eigener Entscheidung der Person hervorgegangen zu sein scheint.

Bei Handlungen, zu denen sehr verschiedenartig gefärbte Motive zusammenwirken — z. B. bei Wohltätigkeitsakten, bei denen der Handelnde durch Nennung in der Zeitung, durch Anerkennung in der Gesellschaft usw. auch egoistisch befriedigt wird — redet er sich selbst ein, nur von den sozialen Antrieben bewegt worden zu sein. Wir finden ferner diese täuschende Selbsterhöhung bei Kranken, die ihre Schwäche in Tyrannei umsetzen — insbesondere macht die sogenannte Hysterie aus ihren Selbstvorspiegelungen ein ganzes System, welches fortwährend die Umgebung in Atem hält; die schwankende und schwache Ichtüchtigkeit soll gesichert werden durch eine bewußtseins-unterstrichene Ichwichtigkeit. Und wir finden das Entsprechende, nur auf einem gänzlich anderen geistigen Niveau, bei bedeutenden Denkern, welche — wie die Sophisten, wie Stirner und Lamettrie — aus dem Immoralismus ein philosophisches System machen, mit dem sie womöglich ihre eigene hemmungslose Lebenshaltung verbrämen. — In vielen Fällen gehört auch die Beichte und das Bekenntnis hierher: denn wenn man sich auch durch das Geständnis seiner Sünden dem anderen gegenüber zunächst schlecht macht, dem eigenen Selbst gegenüber verbindet man damit ein befreiendes Gefühl der Selbsterhöhung. Schon das Heraufheben der Schwäche ins Bewußtsein bedeutet ja — wie die Freudsche Schule richtig erkannt hat — ein Abreagieren, ein Loswerden des peinigenden Fremdkörpers; aber es kann sich damit noch mehr verbinden: ein eitles Zur-Schau-Tragen seines Bekennermutes, ein literarisch-ästhetischer Selbstgenuß seiner schlimmen Vergangenheit, ein behagliches, mit Grauen gemischtes Bewundern dessen, was man alles gewagt und überstanden hat. Schon der alte Sokrates hat dies zwiespältige Verhältnis zwischen Selbsterniedrigung und Selbstbespiegelung in klassische Worte geprägt, als er dem mit zynischer Bedürfnislosigkeit sich brüstenden Antisthenes zurief: Durch die Löcher deines Mantels schaut die Eitelkeit hindurch! Und man braucht nur die „Konfessionen“

eines Rousseau und so mancher anderer Bekenner zu lesen, um diese Verdrehung der Schwäche in Selbstgenuß zu finden. Auch hier ist Goethe als Gegenbeispiel lehrreich; seine Selbstbiographie zeigt bei aller unverhüllten Schilderung seiner Schwächen doch kaum etwas von diesen Selbstvorspiegelungen; er ist wiederum der typische Vertreter des „ichgemäßen Ichbewußtseins".

So verständlich es erscheint, daß der Mensch sich — nicht nur vor anderen, sondern auch vor sich selbst — besser malen möchte als er ist, so wenig kann zunächst die umgekehrte Tendenz einleuchten. Und doch begegnet sie uns nicht allzuselten. Der Mensch malt sich oft genug schlechter als er ist, weil seine Egozentrik die Tatsache seines heterotelen Handelns nicht im Bewußtsein anzuerkennen vermag. In der Tat: die Selbstlosigkeit des menschlichen Tuns ist zuweilen größer, als der Täter sich eingesteht, weil er mit einem solchen Geständnis sein Ich zu verlieren fürchtet. Er gibt sich überindividuellen Zwecken hin, er müht sich für andere, er dient der Gemeinschaft, er fügt sich der Allmacht — und das Wunder, daß er bei alledem doch ein Ich, eine Person bleibt, kann er nicht anders begreifen, als indem er persönliche, ja selbstische Erlebnisinhalte für die eigentlichen Motive ansieht. Wir haben Beispiele hierzu schon ausführlich behandelt beim Vaterlandsdienst (S. 258) — wobei natürlich nicht behauptet werden soll, daß die persönlichen Motive reine Illusionen seien, sondern nur, daß der ihnen vom Bewußtsein zugewiesene Bedeutungsakzent nicht ihrer wirklichen Bestimmungskraft entspricht. Zur weiteren Beleuchtung seien hier noch die Parallelen zu zwei Erscheinungen erwähnt, mit denen wir soeben die entgegengesetzt gerichtete Vorspiegelung des Ichbewußtseins erläutert hatten: Selbstbekenntnis und philosophische Ethik können nicht nur eine täuschende Selbsterhöhung, sondern auch eine Selbsterniedrigung des Ich zeigen.

So wie es ein Sich-Brüsten mit den eigenen Sünden gibt, gibt es umgekehrt eine aufrichtig gemeinte Verkleinerung der eigenen Tugenden vor dem Ichbewußtsein. Das Ich kann in diesen Fällen seine tatsächliche Dienstbarkeit den höheren Zwecken gegenüber nur dadurch ertragen, daß es fortwährend die Kleinheit und Enge der Persönlichkeit jenen Zielen gegenüber betont. Der

Konflikt, der sich hier also in bewußtes Erleben umsetzt, ist der zwischen Gefordertem und wirklich Erreichtem, wodurch dann die positive Größe der Leistung als solche zu kurz kommt. Das Ichbewußtsein soll hier dem individuellen Selbst als Schutz gegen das Aufgehen im Überpersönlichen gerade dadurch dienen, daß der Abstand zwischen beiden recht weit gefaßt wird. Sofern eine solche Bewußtseinsfunktion in adäquater Weise das Verhältnis des Ich zum Nichtich widerspiegelt, nennen wir sie Bescheidenheit und Demut. Wo sie aber zu Bewußtseinsvorspiegelungen führt, wird sie zur Selbsterniedrigung und zum Kleinheitswahn und kann unter Umständen durch ihre Selbstzerfaserung und Selbstkasteiung alles tätige persönliche Leben unterdrücken.

Auch hier findet sich nun die entsprechende Tendenz ins Philosophische übersetzt. Es erscheint logisch unbefriedigend, daß der Mensch Taten vollbringen könne, ohne daß diese Vollbringung ihm zusage, d. h. seinen individuellen bewußten Bedürfnissen entspreche; und so wird denn der Versuch gemacht, den Egoismus als die ursprüngliche und natürliche Triebfeder alles Handelns, auch des sozialen und altruistischen, nachzuweisen. Nach einer solchen Theorie ist die staatsbürgerliche Betätigung nichts als wohlverstandenes Eigeninteresse; die Beteiligung an der öffentlichen Wohlfahrt, die Hilfsbereitschaft gegen Freunde usw. soll aus dem Bewußtsein hervorgehen, daß man sich nur auf diese Weise auch für eigene Notlagen Fürsorge und Hilfe sichern könne; egoistische Furcht soll die wahre und alleinige Quelle aller Achtung vor dem Gesetze ebenso wie aller religiösen Gläubigkeit sein; das Laster wird gemieden, weil einem der eigene gute Ruf und das Ansehen in der Gesellschaft am Herzen liegt usw. Und je nach dem Temperament des Philosophen wird dann diese Zurückführung alles persönlichen Lebens auf selbstisches Erleben entweder mit weltmännischer Gelassenheit hingenommen, da ja schließlich der geläuterte Egoismus sich ganz wohl mit der Kulturgemeinschaft vertrage (so bei englischen Philosophen wie Locke, Mandeville usw.) — oder sie wird zum Grund für eine flammende Anklage, ja für restlose Verdammung menschlichen Daseins gemacht, wie bei den Pessimisten verschiedener Zeiten. Wir aber erkennen in jener Lehre nichts anderes als die wohlbekannte

Unterschiebung egoistischer Motive, um die Egozentrik der Person zu retten. Wohl muß jede persönliche Tat egozentrisch sein, d. h. die fremden Zwecke in Ziele der eigenen Autotelie verwandeln (so wie wir es oben ausführlich als „Introzeption“ beschrieben); aber es ist unerlaubt, deshalb alles Motivbewußtsein als egoistisch hinzustellen, als ob es nur aus Vorstellungen des eigenen Vorteils und Gefühlen der eigenen Lust bestände. Die Person ist selbsttätiges Ich, aber nicht selbstisches Ichbewußtsein.

Schlußwort zum zweiten Bande.

Will man die methodische Betrachtungs- und Darstellungsweise, die in diesem Buche herrscht, mit einem kennzeichnenden Schlagwort benennen, so kann man von einer teleologischen Auffassung der Persönlichkeit sprechen. Aber man muß die „Teleologie" hierbei richtig verstehen, um nicht in Mißdeutungen zu geraten. Schon im Schlußwort des ersten Bandes wurde angedeutet, was mit dem teleologischen Grundzug des Personalismus nicht gemeint sein könne; hier sei in Kürze eine gleiche Schlußaufklärung speziell für die Auffassung der menschlichen Persönlichkeit gegeben.

Gemeint ist nicht die äußere und äußerliche Teleologie: daß alles in der Welt den Zwecken der Person zu dienen habe, sondern die innere: daß in der Person wirksame Zwecke walten. Und ferner ist nicht gemeint die Zustands-Teleologie: als ob alles an der Person zweckentsprechend beschaffen sei, sondern eine funktionelle Richtungs-Teleologie: daß das Tun der Person auf Verwirklichung von Zwecken eingestellt sei. Jener zuständliche Optimismus konnte, wo auch immer er auftauchte, leicht widerlegt werden durch den Hinweis auf die Fülle von Unvollkommenheiten und Unzweckmäßigkeiten, von Gebrechen und Verbrechen, von Sünden und Schmerzen, die in der Person vorhanden sind. Der Personalismus dagegen steht vor der Aufgabe, die zuständlichen Dysteologien mit dem Gedanken einer funktionellen Richtungs- und Strebungs-Teleologie in Einklang zu bringen, ja ihm unterzuordnen. Die Aufgabe selbst wird in der Wertlehre zu lösen sein; aber die Erörterungen dieses Bandes haben, wie ein kurzer Rückblick zeigen mag, die Lösung vorbereitet.

Im ersten Abschnitt trat uns die „ideelle“ Persönlichkeit entgegen, noch losgelöst von den Verstrickungen der Welt, als Trägerin von Strebungsformen, die, auf Selbstzwecke und Fremdzwecke gerichtet, zu einem innerlich vielfältig verknüpften System sich fügen. Dies System bedeutet aber nicht eine von vornherein vorhandene, gleichsam „prästabilierte“ Harmonie der Zwecke, sondern stellt ein verwirrendes Neben- und Gegeneinander dar, das jedoch stets zu einem Mit- und Ineinander hinstrebt. Die Einheit der Persönlichkeit dieser Mannigfaltigkeit gegenüber wird gewahrt durch das Mysterium der „Introzeption“, der Hineinnahme der Fremdzwecke in die innere freie Selbstbestimmung; diese aber ist kein Zustand, sondern ein ständiger Prozeß; und indem die Person sich ihrem ideellen Gesamtziel nur im nie vollendeten Kampf der Einzelziele annähern kann, vermag sie keinen ihrer Zwecke in Vollkommenheit zu verwirklichen und bleibt von manchen weit entfernt. So liegt schon im Begriff der Persönlichkeit selbst die Unmöglichkeit einer Zustandsteleologie, eben weil die Strebungsteleologie ihr Grundwesen ausmacht.

Nun aber wird jene ideelle Persönlichkeit zur „realen“, indem die innerlich angelegte Selbstbestimmung mit der Welt in Beziehung tritt. Diese Beziehung, die wir im zweiten Abschnitt als „Konvergenz“ schilderten, läßt von neuem die Teleologie der Person überwältigend hervortreten: in jeder reaktiven und spontanen Tat, in jedem Empfangen umbildender Einflüsse, in jeder Anpassung der eigenen Kraftmaße an die Maßverhältnisse der Welt lebt ein Streben, mit der Welt fertig zu werden im Sinne der eigenen Zwecke und sie zu bewältigen in der Richtung auf Verwirklichung der eigenen Ideale. Aus der Vieldeutigkeit und Spielraumbreite der ursprünglichen persönlichen Anlage wird so die wirkliche empirische Persönlichkeit mit ihren fest umrissenen Zügen. Aber die Konvergenz mit der Welt ist doch oft genug ein Konflikt, und der Kampf ist ungleich; so gewaltig jenes Streben ist, so unmöglich ist seine restlose Durchführung. Die Hemmnisse und Widerstände der Welt bilden also die zweite große Schranke für die Zustandsteleologie; doch sind sie es gerade, welche die Richtungsteleologie zu ihren bedeutendsten Leistungen anfeuern. Und darum liegt der Sinn des Gedankens von der persönlichen

Freiheit nicht in dem tatsächlichen zuständlichen Frei-Sein, sondern in der auf innere Selbstentfaltung zielenden Tatrichtung.

Der dritte Abschnitt endlich führte uns in das Gebiet des psychischen Erlebens, um auch dieses der Teleologie des persönlichen Lebens unterzuordnen. Und wiederum ergab sich dasselbe Bild: die Zweckbedeutung des Bewußtseins liegt nicht in der glatten Spiegelung persönlicher Vollkommenheitszustände, sondern in der tätigen Verarbeitung und Überwindung von Störungen der persönlichen Zielbestimmtheit. Das Bewußtsein ist ein als Waffe dienender Spiegel. Schmerz und Leid, die Objekts- und Subjektstäuschungen des Bewußtseins, sie sind unbegreiflich für den, der zustands-teleologisch zu denken neigt, und führen ihn zum Pessimismus. Aber sie erhalten sofort ihre positive Wertbedeutung, wenn man sie als dienende Faktoren in einer, jenseits der Bewußtheit liegenden, Strebungsteleologie der Persönlichkeit auffaßt.

Lange Zeit hatte die Scheu vor den Übergriffen und Unvollkommenheiten einer falschen Teleologie dazu geführt, daß man die Berechtigung teleologischer Betrachtungsweisen überhaupt bestritt; und alle Forschungs- und Lebensgebiete, die es mit der menschlichen Persönlichkeit zu tun haben, mußten schwer unter dieser Ablehnung leiden, denn die Zweckidee bildet nun einmal den alleinigen Schlüssel zum wahren Verständnis persönlichen Daseins. Nun, da wir den eigentlichen Sinn, die Rechte und die Grenzen der Teleologie kennen gelernt haben, ist es Zeit, daß jene Scheu — sie war zuweilen geradezu zur „Teleophobie" ausgeartet — endlich weiche. Der Weg ist gebahnt, um die kritisch-teleologische Auffassung des Menschen fruchtbar zu machen für den Aufbau der geisteswissenschaftlichen Arbeit und für die Begründung kulturellen Tuns.

Sachregister.